

ZEITSCHRIFT
des
Vereins für Volkskunde.

Begründet von Karl Weinhold.

Im Auftrage des Vereins

herausgegeben

von

Johannes Bolte.

15. Jahrgang.



1905.

Mit 13 Abbildungen im Text.

BERLIN.
VERLAG VON A. ASHER & CO.

1911. 5. 1



3084



Inhalt.

Abhandlungen und grössere Mitteilungen.

	Seite
Vogelweide. Von Paul Sartori.	1— 13
Neidhart, eine volkstümliche Personifikation des Neides. Von Johannes Bolte	14— 27
Bildergedichte des 17. Jahrhunderts, gesammelt von Camillus Wendeler, herausgegeben von J. Bolte (1. Die Rockenstube. 2. Der Nasenmonarch. 3. Duck dich, Seel, es kompt ein grosser Platzregen. 4. Herr Über-sie. 5. Männerbefehlich an alle Gernmänner. 6. Der Weiber Privilegien und Freiheiten. 7. Der Kampf des bösen Weibes mit den Teufeln. 8. Doktorprobe. 9. Der diebische Zöllner und seine Frau. 10. Die verkehrte Welt. 11. Die widerwärtige Welt. 12. Die törichte Welt)	27— 45. 150—165
Aus dem Leben der Gossensasser. Von Marie Rehsener (Wirtschaftliches) . .	46— 60
Aus alten Novellen und Legenden von Pietro Toldo (6. Der Ehemann als Ratgeber des Liebhabers. 7. Der Betrug durch falschen Namen. 8. Die Sakristanin. 9. Die verstellte Verrückte. 10. Amphitryon) 60—74. 129—137.	365—373
Zur indischen Witwenverbrennung. Von Theodor Zachariae (Schluss)	74— 90
Das Salz im Volksglauben. Von Otto Schell (1. Woher kommt das Salz? 2. Die lebenspendende Kraft des Salzes. 3. Nachträge)	137—149
Grussformeln russischer Bauern im Gouvernement Smolensk. Von Robert Croon	166—171
Das fränkische Puppenspiel von Doktor Faust. Von Robert Petsch	245—260
Deutsche Lieder aus Rosch (Bukowina). Mitgeteilt von Raimund Friedrich Kaindl	260—274
Parodistische Volksreime aus der Oberlausitz. Gesammelt von Curt Müller .	274—282
Der Siebensprung. Von Eduard Hermann (1. Literatur. 2. Neues Material. 3. Wert und Umfang des Materials. 4. Der Name. 5. Tanz und Sprünge. 6. Der Text des Liedes. 7. Die Melodie. 8. Die Heimat des Siebensprunges. 9. Das Alter. 10. Bedeutung des Siebensprunges)	282—311
Lichtmessgebäcke. Von Max Höfler	312—321
Kurdische Sagen. Von Bagrat Chalatianz (1. Einleitung. 2. Siamandò und Xÿesarè oder Sarè Siphane. 3. Siaband. 4. Leili Meğlum. 5. Leilum Mağlum)	322—330
Zum Doktor Allwissend. Von Theodor Zachariae	373—379
Aus neugriechischen Sagen. Von Karl Dieterich (1. Neue Fassungen der Polyphemsage. 2. Sagen zur christlichen Legende. 3. Sagen über Dämonen und Geister in Hundsgestalt. 4. Zu neugriechischen Pflanzensagen. 5. Neubildungen von Sagen auf Grund alter Vorstellungen)	380—398
Die menschlichen Altersstufen in Wort und Bild. Von Anton Englert (1. Fischarts Bilderreime zu Tobias Stimmers Altersstufen. 2. Italienische Ottaven von Johann Christoph Artopeus, genannt Wolkenstern)	399—412
Die Bibliothek eines Hexenmeisters. Von Paul Beck. Mit einem Nachtrag von Johannes Bolte	412—424
Beschwörung der heiligen Corona. Mitgeteilt von Karl Reiterer	424—427

Kleine Mitteilungen.

	Seite
Trudensteine. Von W. v. Schulenburg und R. Andree	91— 93
Zur Hillebille. Von O. Zaretsky	93— 94
ABC-Kuchen. Von R. Andree und H. Lewy	94—96, 181—182
Die zwölf goldenen Freitage. Von K. Reiterer. Nachtrag von J. Bolte . .	96— 99
Joli Tambour. Von O. Ebermann und J. Bolte	99—100, 337—338
'Mein Mädchen ist nicht adelich'. Von F. Branky	101
Zimmermannsverse beim Rammen. Von O. Schütte	101—102
Sagen aus Kujawien. Von O. Knoop (1. Das wunderbare Kind. 2. Der Teufel und die Linde. 3. Geschwür und Nasenschmutz)	102—105
Dr. Max Bartels †. Von M. Roediger	106
Der Binder (Lied). Von A. Pöschl	172—173
Das Kutschkelied. Von J. Bolte	173—176
Rübezahls Wagenspuren. Von R. Loewe	176—179
Weihnachtsfeier in der ehemaligen Deutschbanater Militärgrenze. Von R. v. Strele Zaubersegen des 16. Jahrhunderts, aus dem Orgichtboecke im Braunschweiger Stadtarchive. Von O. Schütte	179—180 180—181
Adolf Bastian †. Von M. Roediger	241—242
Anna Weinhold †. Von M. Roediger.	242
Vier Volksballaden aus dem östlichen Holstein. Von W. Wissner (1. Ritter Ulrich. 2. Die Mordeltern. 3. Der Gastwirtssohn und die Mordeltern 4. Die ver- kaufte Müllerin)	331—335, 470
Die Ballade vom Ritter Ewald. Von K. Krüger	335—337
Wiener Lieder beim Pilotenschlagen. Von R. Zoder	338—342
Glockensprache und Geräterufe. Von O. Schütte	342—344
Drei Märchen aus Ostpreussen. Von E. Lemke und G. Sommerfeldt (1. Mauschen und Wurstchen. 2. Der Fuchs und der Wolf. 3. Das Konditorhäschen)	344—347
Volkskundliche Nachträge. Von B. Kahle (1. Erlöschen der Altarkerzen. 2. Fussspur. 3. Vom Hoawicf. 4. Wiedergänger. 5. Vom bösen Blick. 6. Volksanthropometrie)	347—350
Schenkung	350
Hausinschriften aus Goslar. Von A. Andrae	428—438
Erlöschen der Altarkerzen. Von R. Andree und M. Andree-Eysn	438
Ein russischer Hochzeitsbrauch. Von B. Kahle	438—439
Die rechtliche Stellung der wiedererwachten Toten. Von V. Chauvin	439—442

Berichte und Bücheranzeigen.

Forschungen über volkstümlichen Wohnbau, Tracht und Bauernkunst in Deutsch- land im Jahre 1903. Von O. Lauffer	107—124, 182—204
Neuere Arbeiten zur slawischen Volkskunde (1904); 1: Polnisch und Böhmisches. Von A. Brückner. — 2: Südslawisch und Russisch. Von G. Polívka	204—226
Neuere Märchenliteratur (Bonus, v. d. Leyen, Wake, Polívka, Steig, Wissner, Dähnhardt, Bundi, Ulrich, Chauvin, v. Held). Von J. Bolte	226—230
Neuere Arbeiten über das deutsche Volkslied (Dunger, Berger, Petsch, Strack, Meier, Ernst, Stierling, Marriage, Kopp, Blümml, Steiff, Tille, Friedländer, Kohl, Tobler, Krapp, Lewalter, Becker, Böckel). Von J. Bolte	350—356
Deutsche Volkskunde im Jahre 1904. Von O. Ebermann.	442—448
Zur Gaunersprache (Kluge, Stumme, Günther). Von J. Bolte	467—468

	Seite
Andree, R.: Votive und Weihgaben des katholischen Volkes in Süddeutschland (J. Bolte)	233—234
Bacher, J.: Die deutsche Sprachinsel Lusern (J. B.)	465
de Cock, A. en J. Teirlinck: Kinderspel en kinderlust in Zuid-Nederland 4—5 (J. Bolte und R. Andree)	237. 463—464
van Duyse, F.: Het oude nederlandsche Lied, Lief. 12—29 (J. Bolte)	464—465
Friedli, E.: Bärndütsch als Spiegel bernischen Volkstums, 1: Lützelflüh (O. Ebermann)	359—360
Gudmundsson, V.: Island am Beginn des 20. Jahrhunderts (M. Lehmann-Filhés)	126
Hackman, O.: Die Polyphemsage in der Volksüberlieferung (J. Bolte)	460—461
Hertz, W.: Gesammelte Abhandlungen (R. M. Meyer)	459
Hildebrandt, P.: Das Spielzeug im Leben des Kindes (E. Lemke)	236—237
Kehrein, V.: Die zwölf Monate des Jahres im Lichte der Kulturgeschichte (J. Bolte)	127
Kristensen, E. T.: Neucrc Sammlungen dänischer Volksüberlieferungen (J. Bolte)	418—458
Mitzschke, E. und P.: Sagenschatz der Stadt Weimar und ihrer Umgebung (J. Bolte)	240
van Moerkerken, P. H.: De satire in de nederlandsche kunst der middeleeuwen (J. Bolte)	238
Pachtikos, G. D.: 260 δημώδη ἑλληνικὰ ἔπηματα (K. Dieterich)	465—467
Pitrè, G.: Studi di leggende popolari in Sicilia (J. Bolte)	238—239
Politis, N. G.: Παράδοσεις (K. Dieterich)	123—126
Preindlsberger-Mrazovič, M.: Bosnische Volksmärchen (G. Polívka)	230—232
Schmidt, Er.: Deutsche Volkskunde im Zeitalter des Humanismus und der Reformation (H. Michel)	360—362
Schrader, O.: Die Schwiegermutter und der Hagestolz (F. Hartmann)	122—123
Schrader, O.: Totenhochzeit (Th. Zachariae)	232—233
Sébillot, P.: Le folk-lore de France, 1: Le ciel et la terre (J. Bolte)	362—363
The Shade of the Balkans, a collection of Bulgarian folksongs and proverbs (K. Dieterich)	239—240
Stumme, H.: Maltesische Märchen, Gedichte und Rätsel (V. Chauvin)	461—463
Thalbitzer, W.: A phonetical study of the Eskimo Language (A. Heusler)	235—236
Winternitz, M.: Geschichte der indischen Literatur 1 (R. Schmidt)	363
Wuttke, R.: Sächsische Volkskunde (M. Roediger)	356—359
Yermoloff, A.: Die landwirtschaftliche Volksweisheit 1 (J. Bolte)	458—459
Aus den Sitzungs-Protokollen des Vereins für Volkskunde (O. Ebermann und G. Minden)	127—128. 242. 364
Die erste Tagung des Verbandes deutscher Vereine für Volkskunde (J. Bolte)	468—470
Register	471—476



ZEITSCHRIFT

des

Vereins für Volkskunde.

Begründet von Karl Weinhold.

Im Auftrage des Vereins

herausgegeben

von

Johannes Bolte.

15. Jahrgang.



Heft 1. 1905.

Mit 7 Abbildungen im Text.

V 1
BERLIN
Behrend & Co
(vormals A. Asher & Co., Verlag)

Die Zeitschrift erscheint 4 mal jährlich.

Inhalt.

	Seite
Vogelweide. Von Paul Sartori	1—13
Neidhart, eine volkstümliche Personifikation des Neides. Von Johannes Bolte	14—27
Bildergedichte des 17. Jahrhunderts, gesammelt von Camillus Wendeler (herausgeg. von J. Bolte: 1. Die Rockenstube. 2. Der Nasenmonarch. 3. Duck dich, Seel, es kommt ein grosser Platzregen. 4. Herr Über-sie. 5. Männerbefehlich an alle Gernemänner. 6. Der Weiber Privilegien und Freiheiten).	27—45
Aus dem Leben der Gossensasser. Von Marie Rehsener (Wirtschaftliches)	46—60
Aus alten Novellen und Legenden. Von Pietro Toldo (6. Der Ehemann als Ratgeber des Liebhabers. 7. Der Betrug durch falschen Namen)	60—74
Zur indischen Witwenverbrennung. Von Theodor Zachariae (Schluss)	74—90

Kleine Mitteilungen:

Trudensteine. Von W. v. Schulenburg und R. Andree. S. 91. — Zur Hillebille. Von O. Zaretzky. S. 93. — ABC-Kuchen. Von R. Andree. S. 94. — Die zwölf goldenen Freitage. Von K. Reiterer. S. 96. — Joli Tambour. Von O. Ebermann. S. 99. — Mein Mädchen ist nicht adelich. Von F. Branky. S. 101. — Zimmermannsverse beim Rammen. Von O. Schütte. S. 101. — Sagen aus Kujawien (1. Das wunderbare Kind. 2. Der Teufel und die Linde. 3. Geschwür und Nasenschmutz). Von O. Knoop. S. 102. — Dr. Max Bartels †. Von M. Roediger. S. 106.

Berichte und Bücheranzeigen:

Forschungen über volkstümlichen Wohnbau, Tracht und Bauernkunst in Deutschland im Jahre 1903 (I). Von O. Lauffer. S. 107. — O. Schrader, Die Schwiegermutter und der Hagestolz (F. Hartmann). S. 122. — N. G. Politis, *Παραδόσεις* (K. Dieterich). S. 123. — Valtýr Guðmundsson, Island am Beginn des 20. Jahrhunderts (M. Lehmann-Filhés). S. 126. — V. Kehrein, Die zwölf Monate des Jahres im Lichte der Kulturgeschichte (J. B.). S. 127.

Aus den Sitzungs-Protokollen des Vereins für Volkskunde
(O. Ebermann und G. Minden) 127

Beiträge für die Zeitschrift, bei denen um deutliche Schrift auf Quartblättern mit Rand gebeten wird, Mitteilungen im Interesse des Vereins, Kreuzbandsendungen beliebe man an die Adresse des Herausgebers, Prof. Dr. Johannes Bolte, Berlin SO. 26, Elisabethufer 37, zu richten.

Bücher zur Besprechung in der Zeitschrift wolle man an die Verlagsbuchhandlung A. Asher & Co., Berlin W., Unter den Linden 13, senden.

Beitrittserklärungen zum Verein nehmen der 1. und 2. Vorsitzende Prof. Dr. Max Roediger, Berlin SW., Wilhelmstr. 140, und Prof. Dr. Johannes Bolte, sowie der Schatzmeister Bankier Hugo Ascher, Berlin N., Friedrichstr. 112b, entgegen.

Der Jahresbeitrag, wofür die Zeitschrift an die Mitglieder gratis und franco geliefert wird, beträgt 12 Mk. und ist bis zum 15. Januar an den Schatzmeister zu zahlen. Nach diesem Termine wird er von den Berliner Mitgliedern durch die Pakettfahrtgesellschaft eingezogen werden.

(Fortsetzung auf S. 3 des Umschlags.)

Vogelweide.

Von Paul Sartori.

Die anmutige Sage, die sich an das angebliche Grab Walthers von der Vogelweide in Würzburg knüpft, wird von Ignaz Gropp nach einer seitdem verschollenen Chronik folgendermassen erzählt: 'In Novi Monasterii ambitu, vulgo Lusemsgarten, sepultus est aliquis nomine Waltherus sub arbore. Hic in vita sua constituit in suo testamento, volucris super lapide suo dari blanda [blada? Uhland] et potum; et quod adhuc die hodierna cernitur, fecit quatuor foramina fieri in lapide, sub quo sepultus est, ad aves quotidie pascendas. Capitulum vero Novi Monasterii suum hoc testamentum volucrum transtulit in semeltas (l. semellas), dari canonicis in suo anniversario, et non amplius volucris. In ambitu praefati horti, vulgo im Creutzgang, de hoc Walthero adhuc ista carmina saxo incisa leguntur' [es folgen die bekannten, schon in älteren Quellen überlieferten Verse: *Pascua qui volucrum etc.*]. (Vgl. Uhland, *Walther von der Vogelweide*, 154. *Schriften zur Geschichte der Dichtung u. Sage* 5, 108. *Wilmanns, Leben und Dichten Walthers von der Vogelweide* 1882 S. 305f. *Zarncke in Pauls u. Braunes Beiträgen z. Geschichte d. dtsch. Sprache u. Literatur* 7, 589f.) Uhland bemerkt dazu nur: „Name und Wappen des Dichters mögen zu jener Sage Veranlassung gegeben haben.“ Zarncke hält diese für einen Ausfluss der Unkritik und meint, die vier Höhlungen auf dem Steine hätten Anlass gegeben, den Gedanken der lateinischen Grabschrift über den Tod des Dichters hinaus auszudehnen und so das Testament zu erfinden. Andere sehen darin eine Kennzeichnung der 'Milde' Walthers, die er auch an anderen immer so hoch gepriesen habe.

Eine Kritik der Überlieferung bezwecken diese Zeilen nicht. Es scheint aber noch nicht hinlänglich beachtet zu sein, dass die Fütterung der Vögel in der vorliegenden Sage nicht eine blosser Erfindung zu sein braucht, sondern dass ihr offenbar ein Volksglaube zugrunde liegt, in dem es sich um eine Speisung des Toten selbst handelt.

Der Geist des Bestatteten, wer es nun auch gewesen sein mag, wäre demnach in den Vögeln verkörpert gedacht. Ob die abgeschiedene Seele

nach ältester Anschauung allein oder nur in Schwärmen weiter existiert, mag hier dahingestellt bleiben. Jedenfalls finden wir den Glauben sehr verbreitet, dass sie sich einer grösseren Gemeinschaft anschliesst. Wir brauchen nur an die wilde Jagd in ihren mannigfachen Formen, an die Irrlichter u. a. zu denken.

Dass die verschiedensten Völker sich die einzelne Seele in Vogelgestalt vorstellen, bedarf keines weiteren Beweises. Doch seien einige Belege dafür zusammengestellt, dass auch die in Gruppen und Massen umherfahrenden Seelen in Vogelscharen verkörpert werden und als solche mit den Seelen einzelner Menschen in Beziehung treten.¹⁾

So hören wir öfters, dass Sterbende von Vögeln abgeholt werden. Landgraf Ludwig sieht eine Menge schneeweisser Tauben sein Bett umflattern. „Ich will und muss von hinnen fliegen mit diesen schneeweissen Tauben“, ruft er aus (Witzschel, Sagen aus Thüringen 1, 70f.). Als der Ungarkönig Andreas stirbt, erscheinen ihm „vil böser geisten in gestalt unreiner vogel“ (Rochholz, Schweizersagen a. d. Aargau 1, 68). Cäsarius von Heisterbach erzählt, wie beim Tode des abtrünnigen Novizen Benneco ein heftiger Sturm sich erhebt und auf seinem Dache so viele Raben erscheinen, dass alle erschreckt aus dem Hause stürzen (Schell, Bergische Sagen S. 514). Von Neros Tod berichtet die Kaiserchronik:

1) Auch ohne diese Beziehung kommen die Scharen der Seelenvögel oft vor: König Abels Leute hausen als Möwen auf einer Insel der Schlei (Müllenhoff, Schlesw.-Holstein. Sagen S. 137). Möwen im Bosphorus gelten als Seelen grausamer Schiffskapitäne (Revue des tradit. popul. 8, 311). Möwen sind durch den Willen der Götter verwandelte Menschen (Weicker, Der Seelenvogel in der alten Literatur und Kunst S. 23¹⁾). Die gefallenen Verteidiger von Alluksne (Marienburg) werden in Vögel verwandelt (Bienemann, Livländ. Sagenbuch S. 149f.). In der Buchenallee zu Schwedt geht mittags der letzte Markgraf um. Oben in den Baumkronen begleiten ihn, in Singvögel und Eichkätzchen verwandelt, alle früheren Sänger und Musiker seines ehemaligen, heiteren Hofes (Handtmann, Neue Sagen a. d. Mark Brandenburg S. 131). Die wilde Jagd gilt öfter als ein Heer von Vögeln (Schmitz, Eifelsagen 2, 4. Rochholz, Schweizersagen a. d. Aargau 2, 44. Grohmann, Sagen a. Böhmen S. 79). Das Geschrei der Toten in der Unterwelt wird von Homer (Od. 11, 605 u. a.) mit dem der Vögel verglichen (Weicker S. 21). Andere Scharen von Seelenvögeln im griechischen Mythos (ebd. 23f. Holland, Heroenvögel in d. griech. Mythologie, Jahresber. d. Thomasgymnas. in Leipzig 1895). Nach der Vorstellung von Mohammedanern und einigen Indianern werden die Toten im Jenseits zu Vögeln (Liebrecht, Gervasius v. Tilbury S. 116. Goldziher im Globus 83, 302). Die Geister der unbegrabenen gebliebenen Toten sind nach dem Glauben des Volkes auf Madagaskar dazu verdammt, mit wilden Katzen, Eulen und Fledermäusen umherzuschweifen oder wohl gar sich in diese Tiere zu verwandeln (Sibree, Madagaskar, deutsche Ausgabe S. 302f.). Die Chaimas-Indianer in Cumana betreten die Höhle von Caripe, in der Tausende von Guacharovögeln, einer Ziegenmelkerart, nisten, nur mit ehrfurchtsvoller Scheu. Sie glauben, die Geister ihrer Vorfahren, deren Stimmen sie im Geschrei der Vögel hören, hielten sich im Hinterteil der Grotte auf. „Zu den Guacharos gehen“ bedeutet „zu seinen Vätern gehen“ oder „sterben“ (Koch, Zum Animismus der südamerikan. Indianer S. 14, Supplement zu Bd. 13 des Internationalen Archivs f. Ethnographie). Da dem Volksglauben auch Insekten als Vögel gelten, so werden z. B. auch Bienen Erscheinungsformen der Seele. So sagt z. B. Porphyrius: (τὰς ψυχὰς) ἰδίως μελισσας οἱ παλαιοὶ ἐκάλουν und führt einen Vers des Sophokles an: βομβεῖ δὲ νεκρῶν σμήνος (Fragm. 794 Nauck), vgl. Weicker, Der Seelenvogel S. 29.

die tivel kômen dar
 mit ainer micheln scar
 in swarzer vogele pilede.

(Rochholz, Deutscher Glaube und Brauch 1, 156). Hierher gehört auch wohl der rumänische Glaube, es sei besser nachts zu sterben als bei Tage, denn dann liessen einen die Vögel nicht ruhig sterben (Flachs, Rumänische Hochzeits- und Totengebräuche S. 44).

Dass nun unter diesen ins Jenseits entraffenden Vögeln ursprünglich die Seelen anderer Toten zu verstehen sind, die den Sterbenden in ihre Gemeinschaft aufnehmen wollen, zeigt eine Reihe anderer Angaben. In der homerischen Dichtung 'umgähnen' die Keren, die Seelen früher Verstorbener, den Menschen von allen Seiten und führen den eben aus dem Leben Geschiedenen ins Jenseits (Rohde, Psyche S. 9¹, 219^{1. 2}. Crusius in Roschers Lexikon der griech. u. röm. Mythol. 2, 1137. 1161f.). Auch die Kinderseelen entführenden Strigen und Gellen, die Sphingen, Sirenen, Lamien, Empusen, Harpyien und ähnliche Gestalten stammen aus dieser Familie und werden ja teilweise auch in Vogelgestalt gedacht (Roschers Myth. Lex. 2, 1164. Rohde im Rhein. Mus. N. F. 50, 1ff. Weicker, Der Seelenvogel S. 1f.). Nach römischem Glauben entführen die Manes den Toten (Roschers Myth. Lex. 2, 2320). Bekannt ist die Erzählung Ovids (Fast. 2, 531ff.), wonach die Seelen, als man ihre Pflege während eines langen Krieges versäumt hatte, in der Nacht scharenweise aus den Gräbern hervorkamen und in der ganzen Stadt ein grosses Sterben veranlassten (Preller, Röm. Mythol.³ 2, 99). In Polynesien, Mikronesien und Melanesien herrscht der Glaube, dass sich um das Haus eines Sterbenden die Geister der Verwandten versammeln, um die Seele nach dem Eingang zur Unterwelt zu begleiten (Ratzel, Völkerkunde 2, 335). Infolge dieses Glaubens wagte sich bei den Samoanern, wenn irgendwo ein Sterbender lag, niemand vors Haus, um nicht selbst von jenen Geistern geholt zu werden (Waltzgerland, Anthropologie der Naturvölker 6, 303f.). Auf den Gilbertinseln werden alte und schwache Personen von früher verstorbenen Verwandten, Kinderseelen von verwandten Weibern, die sie weiter nähren, abgeholt (ebda. 5, 2, 144). Ähnlich auf Tami (Archiv f. Religionswissenschaft 4, 342) und bei den Nishinam in Kalifornien, wo die Abholung durch die vorverstorbenen Verwandten in einem Wirbelwinde erfolgt (Steinmetz, Ethnolog. Studien zur ersten Entwicklung der Strafe 1, 151). Um die Menge der 'Teufel' zu entfernen, die sich immer auf die Sterbehäuser stürzt, geht man bei den Anamiten auf die Strasse und ruft den Namen des Toten, indem man die Seele bittet wiederzukommen und den Leichnam zu beleben; dann wirft man einige Handvoll Sapeken und Reis in die Luft, indem man die Teufel auffordert: „Geht weg, ihr seid gesättigt“ (Revue des trad. pop. 9, 603). Die Seelen der Ertrunkenen namentlich suchen nach anamitischem Glauben unablässig nach neuen Genossen (Mélusine

2, 333). Ist bei den Ngúmba in Südkamerun jemand tot, so kommen seine verstorbenen Verwandten aus dem Jenseits und holen seine Seele durch irgend eine Tür- oder Hausspalte (Globus 81, 353). Die Armenier glauben, dass der Gerechte leicht und ohne Qualen sterbe. Er vernimmt die Stimme seiner verstorbenen Verwandten, die ihm zurufen: „Komm, komm hierher, es ist hier besser.“ Und der Sterbende antwortet: „Ich komme gleich“ (Abeghian, Der armenische Volksglaube S. 18). Wenn jemand verscheidet, so sagt man in Pommern, muss man vom Bette zurücktreten, denn die Geister kommen und holen die Seele (Knoop, Sagen a. d. östl. Hinterpommern S. 164). Auch nach französischem Aberglauben sieht jedermann sterbend die bösen Geister; nur die heil. Mutter war von dieser Regel ausgenommen (Wolf, Beiträge z. dtsch. Mythol. 1, 252. 628). In der Oberpfalz gibt man dem Sterbenden öfter Weihwasser, damit die bösen Geister nicht heran können; je weiter man es herumfetzt, desto weiter müssen sie weichen (Schönwerth, Aus der Oberpfalz 1, 241; vgl. 251). Als König Friedrich I. im Sterben lag, schien ein sonst verschlossener Saal des Schlosses von vielen hundert Lichtern erleuchtet. Man glaubte, die seligen Ahnen seien dort versammelt gewesen, um den König in ihrer Gesellschaft in die ewigen Friedenshütten einzuführen (Trog, Zollernsagen 2, 94). Zu erinnern ist auch an die Szene in Goethes Faust (1, 4399ff. Schröder), wo die Geister (der früher Hingerichteten) das Hochgericht für die Exekution des nächsten Morgens 'weißen'. Auf Sylt soll die Sitte der Leichenwachen entstanden sein, weil der herrschende Aberglaube währte, die Zwerge würden in der Nacht die Leiche stehlen (Jensen, Die nordfries. Inseln S. 337f.); und in Nebel auf Amrum erzählte mir im Sommer 1901 eine Frau, sie hätte bei der Leiche ihres Mannes nachts eine Lampe brennen lassen, „weil in alten Häusern oft so viele Mäuse wären“; Zwerge aber wie Mäuse sind hier nichts anderes als die Seelen früher Verstorbener, die sich neuen Zuwachs verschaffen wollen. So sind auch die irischen Feen „aus Furcht vor der ewigen Verdammnis“ bestrebt, ihre Reihen fortwährend durch geraubte Menschen zu ergänzen (Proceedings of the American Philosophical society, Philadelphia 25, 263ff.).

Namentlich auch bei der Beerdigung treten solche Geister in Tätigkeit, um den neuen Ankömmling zu empfangen. Nach dem Glauben der polnischen Juden gehen beim Hinaustragen der Leiche zahlreiche böse und gute Geister mit (Andree, Zur Volkskunde der Juden S. 184). Bei den Juden in der Bukowina geht die Sage, dass der Tote im Himmel von ebensoviel Geistern Verstorbener empfangen werde, als ihn Menschen zu Grabe geleitet haben. Daher legt man auf ein zahlreiches Leichengefolge den grössten Wert (Der Urquell n. F. 2, 110). Um die Überlebenden zu trösten, sagen in Norwegen diejenigen, die die Leiche in den Kirchhof trugen, dass die Leiche so schwer wurde, sobald sie in diesen hineinkamen. Man glaubt nämlich, dass die heiligen Engel, die auf dem Kirchhof

umherschweben, sich über den Toten legen und ihn in Empfang nehmen (Liebrecht, Zur Volkskunde S. 314, 21). Solange in Peking der Leichenzug unterwegs ist, wird fortwährend Opferpapier auf die Strasse gestreut, damit man nicht von den überall umherirrenden Seelen der ohne Nachkommen Verstorbenen behelligt werde (Grube, Zur Pekinger Volkskunde, Veröfentlich. a. d. kgl. Museum f. Völkerkunde in Berlin VII S. 44. Vgl. auch Bouïnais-Paulus, Le culte des morts dans le céleste empire et l'Annam 81 f.). Nach finnischem Glauben fliegen bei Leichenbegängnissen und auf Kirchhöfen und Landstrassen kleine Geister umher, die Keijuset oder Kuoliat heissen; sie sind schwarz und weiss, gut und böse; sie finden sich auch in Zimmern ein, wo jemand stirbt oder eine Leiche ist, und erfüllen sie mit üblem Geruch (Schwenck, Mythologie der Slawen S. 394 f.).

Wir dürfen in diesen Geistern, wie es ja auch in manchen Fällen ausdrücklich betont wird, in erster Reihe die Seelen früherer Verwandten des Toten sehen, die den neuen Ankömmling in ihre über den Tod hinausdauernde Gemeinschaft von neuem aufnehmen. Auf dieser Anschauung beruht auch die römische Sitte, die Bilder der Ahnen im Leichenzuge mitzuführen (Marquardt - Mau, Das Privatleben der Römer 1², 353 f. 356 f.).¹⁾

Im islamischen Volksglauben kommen nun Vögel öfters als eine Art von Ehrenwache des Verstorbenen vor. Noch häufiger aber findet sich in Heiligenlegenden der Zug, dass die Bahre, auf der heilige Leute dem Grabe zugeführt werden, während des Begräbnisses von einem Vogelzuge beschattet wird, der den Leichnam begleitet (Goldziher im Globus 83, 303).

1) „Zu den Vätern versammelt zu werden“, ist das sehnliche Verlangen vieler Völker. Dieser Wunsch und die Hoffnung, mit den vorangegangenen Lieben wieder vereinigt zu werden, hat ja auch die Sitte gemeinschaftlicher Gräber hervorgerufen. Vgl. z. B. Frey, Tod, Seelenglaube usw. im alten Israel 218 ff. Grüneisen, Der Ahnenkultus und die Urreligion Israels 53. 227 f. Schrader, Reallexikon der indogerman. Altertumskunde 256 f. Becker-Göll, Charikles 3, 144. Marquardt-Mau, Das Privatleben d. Römer 1², 364. Proceedings of the American Philosophical society, Philadelphia 25 (1888), 290 (Familienbegräbnisse in Irland). Die Sorge, den Toten in der Heimat unter seinen Angehörigen zu bestatten, damit sein Geist nicht gezwungen ist, in der Fremde umherzuirren, findet sich auch bei vielen südamerikanischen Stämmen. Die Abiponen sind stets darauf bedacht, die in der Schlacht Gefallenen oder wenigstens ihre Knochen mitzunehmen, um sie in ihrer Heimat gebührend zu begraben. Sie sorgen eifrig dafür, dass die Söhne zu ihren Vätern, die Weiber zu ihren Männern und die Enkel zu ihren Grossvätern begraben werden, und dass also jede Familie ein eigenes Begräbnis habe (Koch, Zum Animismus d. südamerikan. Indianer S. 34). Vielfach begnügt man sich, einen Teil des Toten, Haare, Nägel u. dgl. in der Heimat zu bestatten. Oft muss auch ein Schein- oder Ersatzbegräbnis ausreichen (Hartland, The legend of Perseus 2, 326 ff.). Die Malagassen teilen beim Eintritt in den Begräbnisplatz den Toten in der Umgebung mit, dass ein Verwandter gekommen sei, um sich mit ihnen zu vereinigen, und ersuchen sie um eine günstige Aufnahme (Spencer, Die Prinzipien der Soziologie, dtsh. v. Vetter, 1, 192; vgl. Sibree, Madagaskar 266. 271. 373). Bei den Wotjaken bittet man schon, wenn die Leiche in den Sarg gelegt und in der Mitte des Zimmers aufgestellt ist, die früher verstorbenen Verwandten, auch diesen Toten als Gefährten aufzunehmen (Buch, Die Wotjaken S. 144).

Die Unterscheidung von bösen und guten Geistern, die gelegentlich in den angeführten Beispielen hervortritt, ist wohl meist späterer, vielfach christlicher Beeinflussung des Volksglaubens zuzuschreiben, wonach um die hinscheidende Seele, wie z. B. im altdeutschen Muspilli, ein Kampf zwischen Himmel und Hölle sich entspinnt (Rochholz, Deutscher Glaube und Brauch usw. 1, 169f.). So glaubt man in der Riedlinger Gegend, wenn ein Sterbender in den letzten Zügen liegt, jetzt streite der Schutzengel und der Teufel um seine Seele. Auch sollen sich so viele Teufel um ihn versammeln, als die Stube nur fassen mag, und immer noch Scharen nachrücken, so viel Tür und Fenster davon schlucken mögen (Birlinger, Volkstümliches aus Schwaben 1, 279). Die Arachobiten glauben, dass die Luftgeister (Telonia) das Amt haben, den Aufgang der Seelen zum Himmel zu verhindern, und dass zwischen ihnen und den Engeln ein gewaltiger Kampf stattfindet (Schmidt, Das Volksleben der Neugriechen S. 172f.). Auch der Tote selbst wird als der Kämpfer gedacht. So heisst es von dem schon erwähnten Ungarkönig Andreas, dem im Sterben viele böse Geister in Gestalt unreiner Vögel erscheinen: dabi verstuend der künig, daz die zit hie was, daz er mit den bösen geisten stritten solt (Rochholz, Aargau 1, 68. Vgl. auch den Kampf Wolfdietrichs: Symons in Pauls Grundriss d. german. Philologie 2, 1, 37). Ursprünglicher ist der Glaube, dass andere Gruppen von Seelen den Verstorbenen gern seinen Angehörigen abwendig machen und ihrer eigenen Schar einverleiben möchten. So glauben die Papuas auf Tami, die von ihren verstorbenen Verwandten begleitete Seele sei bei ihrer Wanderung ins Jenseits stark den Bösartigkeiten anderer Geister ausgesetzt. Darum ruft man ihr, wenn der Tod eingetreten ist, zu: „Bleib auf dem geraden Wege“ (Archiv für Religionswissenschaft 4, 342). Unter dem 'stillen Volk' der Iren (den Elfen, die ursprünglich Seelen Verstorbener sind), entspinnt sich oft ein heftiger Streit, wem ein Kind zugehöre, den Elfen des Vaters oder der Mutter, und auf welchem Kirchhof es begraben werden solle (Grimm, Irische Elfenmärchen S. XII; vgl. CVIf. und die Darstellung eines solchen Kampfes auf einem Kreuzwege S. 68).

Da die Seelengeister die Sterbenden abholen, so ist ihr blosses Erscheinen und Sichtbarwerden schon todkündend. Wenn beim Seelenfeste der Letten der Hausvater die zum Besuche sich einstellenden Seelen sah, so musste er in demselben Jahre sterben (Schwenck, Mythologie d. Slawen 128⁶). Fortwährend von verstorbenen Verwandten träumen gilt in China als ein Zeichen, dass der Träumende bald sterben wird (Dennys, The folklore of China S. 77). Wenn ein Kranker seine früher verstorbenen Verwandten an seinem Bette vorüber wandeln sieht oder Visionen anderer ihm winkender Gestalten hat, so steht nach dem Glauben der Siebenbürger Sachsen sein nahes Hinscheiden bevor (Schuller im Progr. d. evang. Gymn. in Schässburg 1863, S. 28f. 58).

Dieselbe Rolle spielen nun auch öfter Vögel. Die Grönländer im äussersten Norden erzählen, dass im Sommer kleine Vögel, die sie Akpallit nennen, wie Tauben gestaltet, übers Wasser in solcher Menge kommen, dass sie die süßen Gewässer ganz unrein machen. Sie sollen so zahm sein, dass sie in die Zelte hineingehen; die Grönländer fürchten sich aber, sie anzurühren, weil sie es, wenn ein Vogel ins Zelt kommt, für ein Zeichen halten, dass jemand darin sterben werde (Cranz, Historie von Grönland 1, 116f.). Wenn wilde Tauben ein Haus umfliegen, so bedeutet das Unglück, vermutlich Tod (Strackerjan, Aberggl. a. Oldenburg 1, 26). Wenn die Elstern auf die Erde herabfliegen, stirbt bald jemand. Ebenso wenn Krähen oder Raben krächzend über dem Haupte wegfliegen (Kuhn, Westfäl. Sagen 2, 50. Birlinger, Volkstüml. a. Schwaben 1, 123). Raben in einer Reihe auf dem Hausgiebel sitzend deuten auf die Reihe der schwarzen Leichengänger (Rochholz, Deutscher Glaube u. Brauch 1, 156). Fangen gegen Abend die Krähen an zu krächzen, so wird ehestens eine Krankheit oder ein grosses Sterben eintreten (Bulgarien: Ztschr. d. Ver. f. Volkskunde 2, 181). Sieht man im Frühjahr zum erstenmal vier Bachstelzen beieinander, so bedeuten sie die vier Totenmänner, die einen in diesem Jahre noch zu Grabe tragen (Schönwerth, Aus d. Oberpfalz 1, 265). Im Nibelungenliede (Str. 1449 Lachm.) sucht Uote die Ihrigen durch den Hinweis auf einen Traum zurückzuhalten, „wie allez daz gefüegele in disme lande wære töt.“ Auch bei Artemidor wird jeder im Traume gesehene Vogel auf einen Menschen gedeutet und verkündet, zumal für einen Kranken, Tod und Unheil (Weicker, Seelenvogel S. 23). Auch Vogelgesang weisagt den Tod (Rochholz 1, 153), ein Zug, den Th. Storm sehr schön in seiner Novelle 'Eekenhof' verwandt hat.¹⁾

Die angeführten, vielleicht schon etwas zu weitschweifigen Einzelheiten sollten nur erweisen, wie mannigfach die (oft in Vogelgestalt verkörperten Seelenscharen) in Beziehung zu dem einzelnen Toten gesetzt werden. Um nunmehr zu unserem Ausgangspunkt, der Würzburger Sage, zurückzukehren, so finden wir öfter auch auf Gräbern Vögel ihr Wesen treiben und dort (oder gelegentlich auch anderswo) die freundliche Speisung der Überlebenden entgegennehmen.²⁾

Auf attischen Bildwerken sind die das Grab umflatternden Keren öfter

1) Ich kann hier die Frage nicht unterdrücken, ob nicht vielleicht auch die Ibykus-sage und ihre zahlreiche Verwandtschaft (Amalfi oben 6, 115ff. Wackernagel, *Ἰβύκος* S. 14ff.) ursprünglich etwas mit der Auffassung zu tun hat, dass in den rächenden, dem Verbrecher Strafe und Tod ankündenden Vogelscharen Seelenschwärme dargestellt sind, denen sich die Seele des Ermordeten angeschlossen hat. Doch müsste das genauer untersucht werden.

2) Auf einem euganeischen Gürtelblech empfängt der Verstorbene als Menschenvogel die Totenopfer (Weicker, Seelenvogel 16). Bei den Makassaren und Buginesen wird die Seele wie ein Huhn gelockt und gefüttert (Wilken, *Het animisme bij de volken van den indischen archipel* S. 19f.; vgl. Samter, Familienfeste der Griechen und Römer S. 61).

zwar in menschlicher Gestalt, aber geflügelt dargestellt (Roscher, *Mythol. Lexikon* 2, 1149). Man sieht in ihnen die Seelen verstorbener Verwandten. Von Vogelscharen am Grabe des Memnon, des Achilles und des Diomedes handelt das schon früher erwähnte Leipziger Programm von Holland, „Heroenvögel in der griechischen Mythologie“.

Auf den Gräbern der Barabra (im nördlichen Nubien) mangelt fast nirgends ein Tongefäß, das von den Hinterbliebenen mit Wasser versorgt wird und für die durstenden Vögel bestimmt ist (*Globus* 76, 338). In Japan stellen die Überlebenden ihre Gaben an ungekochtem Reis und Wasser in eine Höhlung, die sich zu diesem Zwecke in einem Steine des Grabes befindet, und scheinen sich wenig darum zu kümmern, ob in Wirklichkeit die Körner von den Armen oder von den Vögeln genommen werden (Tylor, *Die Anfänge d. Kultur*, dtsh. v. Spengel u. Poske 2, 41). In der Hinduüberlieferung personifiziert die Krähe die Seele des toten Menschen. Den Krähen Speise geben bedeutet soviel wie den Manen opfern. Wenn die Bhätus in Zentralindien ihre Toten bestatten, stellen sie Reis und Öl an das Kopfende des Grabes und warten in der Nähe, um jedes Tier zu verehren, das herankommt, um die Opfer zu essen. Am besten ist es, wenn Krähen kommen (Crooke, *Popular religion and folklore of Northern India* S. 341; vgl. 106f. Caland, *Die altind. Toten- u. Bestattungsgebräuche* S. 78). In einem alten Rechtstext findet sich die Vorschrift, beim Totenopfer auch den Vögeln einen Kloss, wie ihn die Manen empfangen, hinzuwerfen: „Denn es wird gelehrt, dass die Väter einherziehen, das Aussehen von Vögeln annehmend“ (Oldenberg, *Die Religion des Veda* S. 563). Die Eingeborenen von Makassar (Celebes) versehen die Gräber ihrer verstorbenen Verwandten ein Jahr lang mit Speise, die dann die Hunde, Katzen und Vögel forttragen (Bickmore, *Reisen im ostindischen Archipel*, dtsh. v. Martin S. 74). Bei den Permiern im Kreise Orlov versammeln sich alle Angehörigen am dritten Tage nach einem Sterbefalle zum Totenmahle. Eine Schüssel wird für den Toten gefüllt und nach der Mahlzeit im Grase eines entlegenen Winkels auf dem Gemüesfelde niedergestellt. Haben nach drei Tagen die Raben und Krähen nicht alle Speise vertilgt, so ist das ein Zeichen des Ärgers des Verstorbenen, der die vorgesetzten Speisen verschmäht hat (*Globus* 71, 372). Wenn man bei den Permiern im Kreise Glasov das Totenmahl unter freiem Himmel bei der Kirche veranstaltet, wirft man die Überreste ins Grab und bittet die Vögel, sich der Seele des Verstorbenen zu erinnern (ebd. 373). Der Alttürke füttert am Feste der Gräber Vögel, Fische und Ameisen (Rochholz, *Glaube und Brauch* 1, 300). Wenn die türkischen Frauen die Gräber ihrer verstorbenen Eltern oder Freunde besuchen, nehmen sie Brot, Käse, Eier, Fleisch mit, um dort Mahlzeiten zu halten; sie lassen auch wohl zuzeiten einen Teil der Speisen da liegen, damit die Tiere und Vögel etwas bekommen, da sie glauben, dass gute Werke, die man an Tieren verrichtet, Gott ebenso

angenehm seien, als wenn sie an Menschen gerichtet würden (Klemm, Allg. Kulturgesch. 7, 148). Über einem Grabe in Damaskus bemerkte Addison einen Käfig mit mehreren kleinen Singvögeln, die man alle Abende und Morgen fütterte (ebda.). Sven Hedin (Durch Asiens Wüsten 2, 21f.) erzählt von dem Käptär-masar (Taubengrab) genannten Grabe des Heiligen Imam Chakir in der Nähe von Chotan in Ostturkestan, dessen Eigentümlichkeit darin besteht, dass dort mehrere tausend prächtige, fette Tauben (käptär) Obdach und Nahrung erhalten. Es ist ein alter Brauch, dass die Reisenden, die an diesem Grabe vorüberziehen, den Tauben einen, wenn auch nur kleinen Vorrat von Maiskörnern mitbringen, was zugleich als Opfergabe für den hier ruhenden Heiligen betrachtet wird.¹⁾

Auch in Deutschland steht die Sage von der Fütterung der Seelenvögel nicht vereinzelt da. Bei Pöhlde auf dem Rotenberge ist eine Stelle zu sehen, da hat ein Kaiser heimlich (soll heißen: Kaiser Heinrich) einen Vogelherd gehabt. Auch die Kaiserin Mathilde hat in Pöhlde einmal gewohnt, die hat immer ihre Dienerinnen in den Wald geschickt, damit sie die Vögel haben füttern müssen nach des Kaisers Tode, um seiner Seele Ruhe zu geben (Pröhle, Harzsagen S. 186; vgl. 292). In die Stiftskirche nach Tübingen vermachte einst jemand eine Summe Geldes, wofür an einem gewissen Tage des Jahres an arm und reich, wer in der Kirche ist, ein Brot verabreicht wird. Der Brauch wurde seit alten Zeiten immer eingehalten. Als man ihn aber einmal aufheben wollte und kein Brot mehr hergab, da lief es dermassen von schwarzen Vögeln voll, allum und um in der Kirche, dass es schien, als hätte man eine Sammetdecke über Stühle und Boden hergezogen. Niemand ging mehr in die Kirche. Endlich wurde das Brot wieder ausgeteilt, und die schwarzen Vögel verschwanden, wie sie gekommen waren (Birlinger, Volkstüml. aus Schwaben 1, 248f.). Die Vögel vertreten offenbar den Stifter des Geldes, dem eigentlich die Speisung zugute kommen soll.

Während es sich in diesen Fällen um die Pflege eines bestimmten Toten handelt, dürfen wir der Allerseelenpflege vielleicht manche ähnliche

1) Der Bericht liefert ein merkwürdiges Beispiel dafür, wie die Sage bei ähnlichen Voraussetzungen zu ähnlichen Weiterbildungen gelangt. Der 'Lengertschi' der Herberge behauptete Hedin gegenüber, dass ein Falke oder ein anderer Raubvogel, der sich an einer dieser heiligen Grabtauben vergreife, augenblicklich sterbe. Das habe er erst kürzlich gesehen, als ein Falke eine Taube gepackt habe, aber von einer unsichtbaren Macht gezwungen worden sei, seine Beute fahren zu lassen, um selbst tot niederzustürzen. Ganz ähnlich erzählt vom Grabe Walthers aus späterer Zeit der Würzburger Lehnsekretär J. W. Fabricius: „Den 15. Maii zwischen 3–4 Uhren Nachmittags anno 1647, als ein Schieferdeckergesell auf den hohen Lindenbäumen (über Walthers Grab) gestiegen, um Tholennester zu zerstören, und vier Jungen allbereit schon herabgestürzt hatte, und auf einen anderen Ast steigen wollte, um dasselbige Nest auch mit einer Stangen herabzustürzen, ist selbiger Ast gebrochen und er bald mitten des Baumes auf einen Knorz vorderwärts herab auf den Bauch gefallen, sich überschlagen und unterwegs, als man ihn nach Haus getragen, gestorben“ (Zarncke in Pauls und Brauns Beiträgen 7, 591).

Gestaltungen ritueller Vogelfütterung zuweisen. Am Weihnachtsfeste wird in Oberndorf a. N. eine Stange aufgerichtet, auf deren Spitze eine volle Garbe ist, damit auch die Vögel sich freuen. Desgleichen wird am Rande eines Hanffeldes ein schmaler Streifen Samenstengel für die Vögel stehen gelassen (Birlinger 2, 8). Ähnliches auch in Schweden (Rochholz, Glaube und Brauch 1, 322. Vgl. noch Jahn, Opfergebräuche bei Ackerbau und Viehzucht S. 160. 181f. 276). Bei galizischen Juden werden im Januar vor allen Häusern den Vögeln Heidegrauen gestreut (Am Urquell 5, 228).¹⁾

Übrigens sind, wie auch schon aus einigen der angeführten Beispiele hervorgeht, Vögel nicht die einzigen Tiere, in denen sich die Seele des Toten zur Entgegennahme von Nahrung verkörpert (s. darüber meine Abhandlung „Die Speisung der Toten“ im Programm des Dortmunder Gymnasiums 1903 S. 63f.).

Wenn nun aber auch die bisherigen Ausführungen wohl keinen Zweifel mehr lassen, dass die Speisen, die in unserer Würzburger Sage den Vögeln dargeboten werden, bestimmt sind für die Seele des in dem Grabe bestatteten Menschen, mag das nun der Dichter Walther oder ein anderer sein, so erhebt sich doch noch die Frage, wie es denn eigentlich gemeint ist, wenn an der Ruhestätte eines bestimmten Toten oder zugunsten eines einzigen grössere Scharen von Vögeln gespeist werden.

Wie ja oben an mannigfachen Beispielen gezeigt worden ist, hat der Seelenglaube die Neigung, die einzelne, abgeschiedene Seele einer grösseren Gemeinschaft anzuschliessen. Diese Neigung tritt auch oft bei der Speisung der Toten hervor. Wie die Leichenmahle der Überlebenden eine grössere Gesellschaft vereinigen und oft den Charakter von Massenspeisungen annehmen, so wendet sich andererseits auch die Pflege der einzelnen Seele oft an eine zahlreichere Seelengemeinschaft, mit der jene nun vereinigt gedacht wird, in der sie sozusagen aufgegangen ist. Die Matacos z. B. setzen gewöhnlich neben die Gräber Gefässe mit Wasser, denn sie glauben, dass die Seele ihren Leichnam aufsuche, um mit anderen Seelen dort ihren Durst zu löschen (Koch, Zum Animismus der südamerikan. Indianer S. 14). Die Amazulu sagen beim Besänftigungsoffer an die Ahnenseelen: „Hier ist also euere Speise, all ihr Geister von unserem Stamme, ruft einander herbei. Ich sage nicht etwa: Du, der und der, hier ist deine Speise, denn ihr seid eifersüchtig aufeinander; aber du, der und der, der du diesen Menschen krank gemacht hast, rufe alle Geister herbei; kommt alle herzu, um diese Speise zu essen“ (Spencer, Die Prinzipien der

1) Der Indianer opfert bisweilen, wenn er auf der Jagd ist, in der Stille ganz allein für sich, damit er glücklich sein möge. Er zerteilt etwa einen Hirsch in kleine Stücke und wirft sie auf dem Boden herum zur Speise für die Vögel, denen er in einer kleinen Entfernung ruhig zusieht, wie sie das Fleisch verzehren (Loskiel, Geschichte der Mission der evangelischen Brüder unter den Indianern in Nordamerika S. 58). Ist das auch ein Seelenopfer?

Soziologie, dtsh. v. Vetter 1, 318f.). Die Antankárana in Nordmadagaskar glauben, dass an dem Totenmahle, das sie am Grabe eines Freundes abhalten, die Geister ihrer verstorbenen Vorfahren und Verwandten teilnehmen (Sibree, Madagaskar, deutsche Ausgabe S. 269f.). Der Abchase opfert bei den Erinnerungsfeiern an unlängst oder früher Verstorbene auch den „wegweisenden und begleitenden“ Seelen (Globus 66, 43).

So könnte man auch in unserem Falle sich bei der Annahme beruhigen, dass der Würzburger Tote sich einer grösseren Seelenschar (wobei zunächst an seine eigenen Verwandten und Ahnen zu denken wäre) angeschlossen hat, in deren Verein er nun die Speisung entgegennimmt. Empfundener wird dieser Schar aber wiederum als eine untrennbare Einheit. Schon im antiken Glauben finden wir ja ähnliches. Die griechische Erinys ist, wie Rohde, Rhein. Mus. n. F. 50 (1895), 6ff. nachgewiesen hat, ursprünglich die Rache heischende Seele eines einzelnen Ermordeten; aber schon bei Homer und auch sonst öfters ist von den Ἐρινύες eines einzigen Menschen die Rede als einer untrennbaren Schar gleichartiger Wesen (ebda. 50, 17). Vgl. auch Crusius in Roschers Mythol. Lexikon 2, 1163, wo die Erinyen charakterisiert werden als die „Ahnengeister, die Seelen der abgeschiedenen Blutsverwandten, denen die Blutrache gerade so gut obliegt wie den Überlebenden“. Ebenso ist auch die Ker vervielfältigt, und von vornherein nur im Plural gebraucht sind die römischen manes, deren Name auch auf einen einzelnen Toten angewandt wird (Crusius bei Roscher 2, 2319f.).

Möglich ist aber auch eine Auffassung, der der Glaube zugrunde liegt, dass die Seele eines einzelnen Toten sich nach ihrem Abscheiden vom Leichnam geteilt und in mehrere neue Hüllen, in unserem Falle eben die Vögel, wieder verkörpert hat. Eine solche Seelenteilung nach dem Tode (den so verbreiteten Glauben einer Mehrheit von Seelen im lebenden Menschen braucht man gar nicht einmal heranzuziehen) findet sich im Volksglauben öfter.¹⁾ Oben ist nach Sven Hedin ein Brauch vom sogenannten Taubengrabe bei Chotan erzählt. Eine ähnliche Sitte begegnet uns im Gebiete des Tell el-Amárna, wo in der Nähe des Dorfes Bersche von der Höhe eines Berges das Grabdenkmal eines Heiligen Safid auf den Nil herabblückt. So oft die Schiffer an dieser Stelle des Flusses vorbeikommen,

1) Ebenso auch die Anschauung, dass die Seele bei Lebzeiten auf mehrere Körper verteilt ist (*μία ψυχή ἐν πλείοσι διηρημένη σώμασιν* sagt ein griechisches Sprichwort, freilich in anderem Sinne; s. Kiessling zu Horaz Od. 1, 3, 6). In einem Märchen bei Hahn, Griech. u. albanes. Märchen 1, 187 steckt die Seele des Drakos in drei Tauben; vgl. ebd. 2, 215f. 261. In einer Heldensage der Abakantataren befindet sich die Seele der Schwanzjungfrau in sieben Vögeln; wenn man diese tötet, stirbt die Schwanzfrau (Radloff, Aus Sibirien 1, 401). Bei Pröhle, Harzsagen S. 169, versichert ein unschuldig verurteiltes Mädchen dem Pfarrer, dass sie durch zwei Tauben, die ihm nach ihrem Tode ins Haus fliegen sollen, ihre Unschuld erweisen wolle; dies geschieht. — So zeigt sich eine unbestimmte Vielheit gelegentlich auch in den Vorstellungen von der Gottheit. Für Araber und Hebräer weist dies (aus ursprünglich totemistischen Vorstellungen) nach W. Robertson-Smith, Die Religion der Semiten, dtsh. v. Stübe S. 100f.

streuen sie Brotkrumen auf das Wasser; bald kommen Vögel herbei, die das Brot aufpicken und, wie die Leute glauben, am Grabe des Heiligen niederlegen. Die Vögel selbst seien die Seele des Saïd (Goldziher im Globus 83, 303). Vielleicht sind hier auch die Vögel zu nennen, die nach der Ortssage der Anwohner des Hellespontos und des Aisepos den Äthiopienkönig Memnon an seinem Grabe ehren. Nach Ovid hat Jupiter sie auf Bitten der Aurora zu besonderer Ehrung ihres toten Sohnes aus der Asche seines Leichnams entstehen lassen. Darauf geht wohl die Glosse des Hesych *ἀντίψυχοι· οὕτως καλοῦνται οἱ Μέμνωνος ὄρνιθες* (Holland, Heroenvögel in der griech. Mythol. Abhandl. zum Jahresber. d. Thomasgymnas. in Leipzig 1895, S. 1ff.).¹⁾ Als Vögel gelten dem Volksglauben auch Insekten. So mag auch eine Verwandlung der Seele gemeint sein, wenn nach der Sage Demeter aus dem Leibe ihrer gemordeten Priesterin Melissa die Bienen entstehen lässt (Roschers Mythol. Lexikon 2, 2640), und wenn im abgeschnittenen Haupte des Onesilos Bienen hausen (Weicker, Der Seelenvogel S. 29). Endlich sei hier auch auf die in griechischen archaischen Gräbern so oft gefundenen Sirenenbilder aus Terrakotta hingewiesen. Diese menschenköpfigen Vogelgestalten wurden oft in grosser Zahl dem Toten mit ins Grab gelegt, damit sie, die Abbilder der eigenen Gestalt der Seele, dieser als Wohnung dienten, sowie die Ägypter Dutzende von kleinen Figuren dem Ka als Behausung mit ins Grab gaben, um ihm durch die Masse die Unsterblichkeit zu sichern und gleichzeitig die freie Wahl zu lassen (Weicker, Der Seelenvogel S. 9. 79. 103ff. 178). Wie hier die verschiedenen künstlichen Abbilder die eine Seele aufnehmen, so könnte der Geist des Würzburger Toten in verschiedenen lebenden Vögeln seinen Wohnsitz aufgeschlagen haben.²⁾

Aber wie dem auch sein mag, soviel darf jedenfalls mit Sicherheit behauptet werden, dass in den Vögeln des Würzburger Grabes die Seele des Bestatteten (ob nun allein oder im Verein mit anderen) die Speisung der Überlebenden entgegennimmt.

Diese Speisung besteht in Korn und Trank (denn für blanda ist doch wohl blada zu schreiben). Korn ist den Vögeln angemessen, aber auch Menschen erhalten diese Grabspeise. Bei den Leichen in der Baradlahöhle (Ungarn) stand gewöhnlich ein Trinkbecher und ein Geschirr mit verkohltem Getreide in der Nähe des Kopfes (Hoernes, Urgesch. d. Menschen

1) Nach anderer Fassung sind die Vögel freilich verwandelte Gefährten Memnons. Dieser Fassung entsprechende Sagen wurden auch von Vögeln am Grabe des Achilles auf Leuke und des Diomedes erzählt (Holland S. 5ff. 12ff.). Als Seelenvogel sind auch diese jedenfalls aufzufassen.

2) Auf späteren, dem hellenistischen Osten angehörigen Grabmälern sind andererseits oft musizierende Sirenengestalten in grösserer Anzahl angebracht. Diese werden gedeutet als Darstellungen seliger Geister, die den Verstorbenen unter den Klängen himmlischer Musik in ihre Reihen aufnehmen (Weicker S. 79).

S. 295). Die Beduinen des Sinai legen einen Sack mit etwas Korn neben die Leiche (Palmer, Der Schauplatz der Wüstenwanderung Israels, dtische Ausgabe S. 74). In Galizien erhielt der Tote Getreidekörner und Bratwürste mit (Lippert, Christentum, Volksglaube S. 400); Getreidekörner mit anderen Speisen in griechischen Gräbern (Hermann, Lehrbuch d. griech. Antiquitäten 4^o, 380, Anm.). Die Inder streuen nach der Bestattung dem Toten zur Speise Getreidekörner aufs Grab (Oldenberg, Religion des Veda S. 583). Die Huronen und Irokesen liessen ein kleines Fenster über dem Grabe, um Getreide hindurchzuwerfen (Preuss, Die Begräbnisarten der Amerikaner S. 250). Der Alttürke schüttet am Feste der Gräber ganze Metzen Korn in die Ameisenhaufen für die Toten (Rochholz, Glaube und Brauch 1, 300). In Friesland werden drei Hände voll Gerstenkörner um den Toten ausgestreut (Volkskunde 13, 95). Wie endlich derartige Gaben an den Toten den Angaben der Würzburger Chronik entsprechend in Opfer für Tote, namentlich in Speisungen der Geistlichkeit übergehen, habe ich im Dortmunder Programm von 1903, 68f. ausgeführt.

Es scheint mir demnach, dass dem angeblichen Testamente Walthers ein alter Volksglaube zugrunde liegt, und dass die Angaben der Chronik nicht auf völlig freier Erfindung zu beruhen brauchen, die nur den Gedanken der Grabinschrift weiter fortbildet.¹⁾ Es wird vielmehr in Würzburg einen Ort gegeben haben, an dem vorzeiten ein Toter in Gestalt von Vögeln seine Speisung entgegengenommen hat, eine „Vogelweide“. Ob dieser Umstand dazu beigetragen hat, die Grabstätte des berühmten Sängers hier anzusetzen²⁾, in welchen Beziehungen dieser überhaupt zu dem Grabe steht, das zu entscheiden muss anderen überlassen bleiben.

1) Auch die vier Höhlungen auf dem Stein brauchen doch nicht so irrig gedeutet zu sein, wie Zarncke annimmt. In der Bretagne z. B. strömt am Allerseeabend die Menge auf den Kirchhof, um an den Gräbern der Verwandten zu knien, die Höhlung des Grabsteines mit heiligem Wasser auszufüllen und Milchlibationen darauf auszugießen (Tylor, Die Anfänge der Kultur 2, 37f.).

2) Nebenbei bemerkt wird auch einem anderen Minnesänger eine ähnliche Spende zuteil. Beim Begräbnis Heinrichs v. Meissen († 1317) im Kreuzgang des Mainzer Domes wurde von den trauernden Frauen soviel Wein auf das Grab gegossen, dass der ganze Kreuzgang davon strömte (Uhland, Schriften zur Geschichte d. Dichtung u. Sage 2, 293).

Dortmund.

Neidhart, eine volkstümliche Personifikation des Neides.

Von Johannes Bolte.

Nicht der alte Minnesänger Neidhart von Reuenthal, dem wir so lebensfrische Bilder aus dem österreichischen Bauernleben des 13. Jahrhunderts verdanken, soll uns hier beschäftigen, sondern eine bisher kaum beachtete Episode aus seinem Nachleben: seine Umwandlung in eine volkstümliche Allegorie des Neides, die uns in illustrierten Flugblättern des 16. Jahrhunderts entgegentritt, aber schon in der zweiten Hälfte des 15. Jahrhunderts durch den Schmieher ausgebildet worden ist.

Längst war der Eigenname Neidhart, der ursprünglich 'stark im Kampfeifer' bedeutet, als eine allegorische Bezeichnung des Neidischen und dann des Neides überhaupt verwendet worden. Schon im 11. Jahrhundert lässt der Mönch Otloh¹⁾ in seinen Visionen einen Teufel auftreten, der auf die Frage nach seinem Namen antwortet: 'Nithart vocor, quod latine odiosus vel valde malignus dici potest.' Und wie der personifizierte Junker Neid mit den anderen Todsünden bei Berthold von Regensburg, in Des Teufels Netz, in schweizerischen Dramen des 16. Jahrhunderts u. a. als des Teufels Knecht und Gesell erscheint²⁾, so wird Neidhart geradezu als Beiname des Argen gebraucht. 'Der böse Nittart, ich meine den alten Sathenas', heisst es im Prosaromane von Pontus und Sidonia (Lexer 2, 87), und in einem Sterzinger Osterspiele³⁾ flucht einer der Grabeswächter: 'Pfu! daß euch der Neithart schänd'. 1582 aber schrieb der protestantische Pfarrer Johann Rhode, um eine Lücke in Feyerabends *Theatrum diabolorum* auszufüllen, einen 'Neidhard oder Neidteuffel'.⁴⁾

Wenn aber Oswald von Wolkenstein (1847 S. 296) berichtet: 'Der Neithart ließ ainem nit ein vesen' und Hans Vintler (*Pluemen der tugent* v. 6650): 'So haben die rät den Neithart | der selb der wüestet an aller stat | alle rät'⁵⁾, so darf man wohl nicht an jenen Teufelsgesellen denken, sondern wir haben es mit einer anderen allegorischen Figur zu tun, die uns zuerst im Renner Hugos von Trimberg (v. 14126) begegnet: 'Neithart,

1) Migne, *Patrologia latina* 146, 385; vgl. *Zs. f. d. Alt.* 7, 522.

2) Osborn, *Die Teuffelliteratur des 16. Jahrhunderts* 1893 S. 14. 1549 erscheint ein Teufel Nit in einem Luzerner Drama (*Schweizer. Idiotikon* 4, 668), 1584 Nyd und Verbunst als Luzifers Genossen in Hallers Glückwünschung; ein Teufel Neidstifter bei Lasius (1549) und Römolt (1563). Schon Seifried Helbling 2, 264 nennt den Teufel 'den alten nithunt'.

3) Pichler, *Über das Drama des Mittelalters in Tirol* 1850 S. 148.

4) Osborn S. 59f. — 'Der Neidhart ist des Teufels Schwager', heisst es im Liede 'Von deß Teuffels Kram' (*Musicalischer Leuthe Spiegel* 1687 No. 3).

5) Ähnlich Braut, *Narrenschiß* 77, 59: 'Der Nydhart ist sunst vnder jun' (den Spielern).

. . . Billunk, Nidunk sint des Nides spiezzes sleiffere'. Dieser Neidhart ist eine der zahlreichen blutlosen Personifikationen gleicher Bildung bei Trimberg: Rîchart, Gebehart, Lügenhart, Smeichart, Slinthart, Selphart u. a.¹⁾ Deutlichere, lebendigere Züge hat ihm erst der Schmieher verliehen, ein sonst keineswegs hervorragender schwäbischer Spruchdichter des 15. Jahrhunderts²⁾, der ausserdem durch eine in Agricolas Sprichwörtern angeführte Wolfsklage³⁾ seinen Namen bis ins Reformationszeitalter fortgepflanzt hat. In seinem Spruch vom Neidhart verknüpft er nämlich jene Personifikation mit dem alten Minnesänger Neidhart von Reuenthal, dessen Gestalt zwar nie ganz aus dem Gedächtnis des Volkes geschwunden war⁴⁾, der aber gerade in der zweiten Hälfte des 15. Jahrhunderts zu neuer Berühmtheit gelangte. Ganz in der Weise des Zeichners hebt er mit der Frage eines Wissbegierigen an: 'Eyner fragt mich der mâr, ob der Neythart gestorben wâr', und erwidert selbst darauf, der Neidhart, der einst am Fürstenhofe Kurzweil getrieben, sei zwar begraben, jetzt aber wieder auferstanden und hause überall, bei Reichen und Bauern, Handwerkern und Spielleuten, Nonnen und alten Weibern, Mönchen und Pfaffen, Ratsherren und Richtern, Fürsten und schönen Frauen, und habe viele Kinder hinterlassen; seine Macht und sein Geschlecht reiche weit, denn die Schlange im Paradiese, die Eva verführte, sei der erste Neidhart gewesen. — Überliefert ist uns diese etwas trockene, doch leidlich zusammenhängende und übersichtliche Dichtung in einer Hs. aus der ersten Hälfte des 16. Jahrh. und drei ebenfalls dem 16. Jahrh. angehörigen Flugblättern.⁵⁾ Unter diesen hat der Druck des Nürnbergers Hans Guldenmundt (B) in dem Wunsche, die im Eingange eingeführte Person des Neidhart recht deutlich zu bezeichnen, einen längeren Hinweis auf dessen Feindschaft mit den Bauern Engelmayr, Gundelweyn, Perendreck und Eberschweyn zu Zeysselmauer und auf dem Marchfeld eingeschaltet und ein Bild von dem Abenteuer des in einem Fasse verborgenen Neidharts hinzugefügt. Dieser Holzschnitt stimmt

1) Vgl. W. Wackernagel, Kleinere Schriften 3, 99. 106. Schmeller, Bayr. Wb.² 1, 1167f. Schweizer. Idiotikon 2, 1644. — Noch um 1650 erscheinen die allegorischen Gestalten des Lehnhart, Burghart, Mahnhart, Penthart auf Bilderbogen des Kölner Stechers Gerhard Altzenbach (Steinhausen, Der Kaufmann in der deutschen Vergangenheit 1899 S. 97f.).

2) Vgl. Roethes trefflichen Artikel in der Allgem. dtsh. Biographie 32, 30f.

3) Herausg. von Wendeler in Wagners Archiv f. Gesch. dtsh. Sprache 1874, S. 389f.

4) Die Erwähnungen Neidharts vom 13.—17. Jahrh. hat R. M. Meyer, Zs. f. d. Altert. 31, 75f. zusammengestellt; dazu kommen noch die Stellen bei O. Zingerle, ebda. 32, 430; Keinz, Sitzungsber. d. Münch. Akad. phil.-hist. Kl. 1888, 2, 309f.; J. Meier, Paul-Braunes Beitr. 20, 340; Schönbach, Zs. f. d. Altert. 40, 372; Seemüller in der Geschichte der Stadt Wien, hsg. vom Altertumsverein 3, 25—34 (1903); ferner zwei Meisterlieder des Hans Sachs (Schwänke hsg. von Goetze 3, no. 90. 99), Fischarts Geschichtklitterung S. 73 ed. Alsleben und Verwijs, Van vrouwen ende van minne 1871 S. 74, V. 154: „Ic wensch, dat god al moet scenden, | al die heer Niders bloem [das Veilchen] ontrenden“ und V. 136: „Mer wie dat die raet eerst stelden, | dat men mi mit heer Nyter quelden“, dazu S. 129.

5) Vgl. den unter No. I folgenden Abdruck.

mit der sechsten Abbildung in dem ältesten Drucke des 'Neithart Fuchs'¹⁾ überein, die auch schon 1494 in Brants Narrenschiff zur Illustration des 53. Kapitels 'Von nyd vnd has'²⁾ verwandt worden war, weil es dort in der Überschrift heisst:

Vergunst vnd haß witt vmbhar gat,
Man fyndt groß nyd jn allem stat:
Der Nythart der ist noch nit dot.

Unstreitig spielt Brant in diesen Zeilen auf Schmiehers Spruch an, der ihm vermutlich in einem für uns verlorenen älteren Drucke vorlag, in dem schon die uns aus Guldenmundts Flugblatt bekannte Interpolation und das Neidhartbild enthalten war. Denn anders lässt sich das Zusammenreffen Brants und des Schmieher-Interpolators in der Auswahl desselben Neidhartabenteuers nicht erklären, man müsste denn geradezu annehmen, dass der letztere Brants Narrenschiff vor Augen hatte und dadurch erst veranlasst wurde, das Buch von Neithart Fuchs nachzuschlagen und daraus die Vorlage zu Brants Holzschnitt, in der Bauern statt der Narren aufzutreten, zu kopieren, sowie die Namen dieser Bauern aus dem zugehörigen Texte zu entlehnen.³⁾

Damit gewinnen wir zugleich für das chronologisch bisher nicht genügend fixierte Volksbuch vom Neithart Fuchs⁴⁾ einen Terminus ante quem, nämlich mehrere Jahre vor 1494. Dass schon der Schmieher es in gedruckter Gestalt gekannt habe, ist sehr wohl möglich, lässt sich aber nicht erweisen. Dagegen bietet uns für die bisher gleichfalls mangelnde Datierung seines Neidhartspruches die Wiener Handschrift (A) einen Anhalt durch die hinter dem Schlussverse stehende Zahl 1478, die nur ein Datum der hsl. oder gedruckten Vorlage des Frater Johannes Hauser bedeuten kann. Nun erinnere man sich, dass aus dem Jahre 1479 ein von Steffenhagen (Germania 17, 40) aus der Königsberger Hs. 1304 mitgeteiltes lateinisches 'Epitaphium Neithart Vochs circa sepulturam suam

1) Reproduziert bei Bobertag, Narrenbuch (1884) S. 163. Das dazugehörige Gedicht auch in v. d. Hagens Minnesingern 3, 194 und in Haupts Neidhart von Reuenthal (1858) S. XXXf.

2) Auf einem zweirädrigen Karren liegt eine Tonne, aus der oben ein Mannskopf herausieht, umher fliegen Bienen; drei Narren (statt der Bauern im Neidhartbuch und in Guldenmundts Flugblatt) mit Schwertern und Hellebarten schlagen drauf zu. Reproduziert in Bobertags Ausgabe (1891) S. 136. Zarneke (Brants Narrenschiff 1854 S. 389) hat das Bild völlig verkannt (vgl. Val. Schumann, Nachtbüchlein 1893 S. 412), ebenso C. Schröder (Dat nye schip van Narragonien 1892 zu V. 3741); Goedeke (Narrenschiff 1872 S. 95) erwähnt es überhaupt nicht.

3) Engelmeir und Gindelwein erscheinen in jenem Neidhartabenteuer; zu Perendreck und Eberschweyn finden sich dort wenigstens ähnlich klingende Seitenstücke: Perckman, Perwick, Reswein, Goßwein.

4) Nur dass es im 15. Jahrhundert und später als das Buch vom Pfaffen vom Kalenberg geschrieben ist, hat man festgestellt. Vgl. die vorsichtige Erörterung Seemüllers (Geschichte der Stadt Wien 3, 30).

Wiene¹⁾ herstammt, das verschiedene Abenteuer mit den Bauern zu Zeiselmaur, auch den oben erwähnten Schwank vom Neidhart im Fass, aufzählt und für die Neigung der älteren Humanisten, deutsche Volksschwänke und Scherze in ein antikes Gewand zu kleiden, ein neues Zeugnis ablegt.²⁾ Scharfsinnig, aber etwas zu künstlich hat R. M. Meyer in dem schon zitierten Aufsätze über die Neidhartlegende (Zs. f. d. Alt. 31, 78) die Entstehung dieses Epigrammes aus dem 1479 zu Königsberg in Franken erfolgten Tode eines riesenhaften Herrn von Fuchs zu erklären gesucht, den man mit seinem Bruder Neidhart Fuchs von Bimbach, der erst 1499 vor Groningen im Kampfe gegen die friesischen Bauern fiel, verwechselt habe. Ist es nicht einfacher, anzunehmen, der Schmieher habe durch seinen 1478 verfassten Spruch mit der Eingangsfrage, ob der Neidhart gestorben sei, einen Humanisten auf den Gedanken gebracht, dem Helden des lustigen Volksbuches eine würdige Grabschrift zu setzen? Hat doch auch um 1500 der fränkische Humanist Celtes seinem vermeintlichen Landsmanne Neidhart ein solches Grabepigramm³⁾ gewidmet, das ihn im Anschluss an das Volksbuch mit dem Pfaffen von Kalenberg zusammenstellt.

1) *Strenuus hic saxo miles Neithart operitur,
Cognominatus Vochs, ingenuus genere,
Qui dedit hostibus hic et trans mare bella paganis*

- 5 *Sub nota[mque] suam, quae finxit, carmina panxit,
Per quae eius hodie gesta canunt populi,
Qualiter in Czeiselmawr vexaverat ipse colonos,
Quorum quis primam sumpsit ei violam
Ex pratoque locum viole cum stercore texit.*
- 10 *Tale nephas Neithard reddere curat eis:
Ut monachos sic rasis eos vestitque cucullis;
Hos pupugerunt, quas vase retundit, apes;
Ventre de fungis doluerunt, quos dedit illis;
Ungento demum fecit eos fetidos;*
- 15 *In sporta effigies similes eis attulit ipsis.
Huc sua non scribi singula [facta] queunt.
'Do pacem agricolis', cecinit, 'nec plus famulari
Immundo mundo, sed tibi, Christe, volo.'
Hic stans dicat: Ei da, Christe, locum requiei,*
- 20 *Ast eciam cunctis, quos humus iste tegit!*

Abgebildet findet man das angebliche Grabmal Neidharts im Wiener Dom in den Mitteil. der k. k. Centralkommission 15, XVII.

2) Man denke nur an die Facetien Karochs (Montanus, Schwankbücher S. 546), Tüngers, Bebels, Adelphus, die Epigramme von Celtis, die Scenica progymnasnata Reuchlins u. a.

3) Epitaphion Nithardi, nobilis Franci ex familia Vulpium, Conradus Celtes Protucius Francus amore communis patriae posuit.

- Franconica de gente satus tenet hic sua busta
Nithardus, salibus nobilis atque iocis.
Omnibus hic potuit sua per dicteria risum
Elicere et miris fallere quemque dolis.*
- 5 *Sed mors saeva iocis lacrymis nec flectitur ullis,
Tristes ac hilares, dum venit hora, vocat.*



Fünzig Jahre später taucht eine strophische Bearbeitung des Schmieherschen Spruchgedichtes auf, nach der Melodie 'Wär ich der Mey' zu singen. Diese unten als No. II abgedruckte Dichtung gibt sich mit deutlicher Beziehung auf des Reuenthalers Tanzlieder als 'Reigenlied' und lässt die Neidischen (Str. 26 und 27) 'Nytharts Reigen springen', fügt aber ausserdem eine genaue Beschreibung des vom Schmieher nur flüchtig charakterisierten Neidhart hinzu: derselbe wohnt in einer dunklen Höhle, ist mager und bleich von Ansehen, hat gelbe Zähne, schielende Augen, eine Zunge voller Gift, er lacht nie, erquickt sich nie durch Schlaf und nährt sich von giftigen Schlangen. Man würde auf Grund einer so lebendigen Schilderung dem Autor ein besonderes Lob zu spenden geneigt sein, wenn er hier nicht eine starke Anleihe bei Ovid gemacht hätte; er folgt ziemlich genau der Beschreibung, die der Verfasser der Metamorphosen von der durch Pallas aufgesuchten Invidia liefert, und zwar muss er das lateinische Original benutzt haben, da die Verdeutschung Albrechts von Halberstadt erst 1545 durch Wickram herausgegeben wurde.

Weiteren Nachwirkungen des wiederholt gedruckten Schmieherschen Spruches begegnen wir bei Seb. Frank, der gleich Brant den Anfang herausgreift: 'Der Neidhart ist gestorben, hat aber vil brüder hinder im gelassen' (Sprichwörter 1541 2, 89b; vgl. Wander, Sprichwörterlexikon unter 'Neidhart') und: 'Der Neidhart zeucht nur bei grossen herren ein' (ebd. 1, 57b); bei Schmeltzl (Lobspruch der stat Wienn 1548 v. 432) nach der Erwähnung von Neydharts Grabmal: „Hat hinder im vil brüder lassn | Gehn fur in täglich aus und ein, | Noch wil niemandt nit Neydhart sein“; bei Aventin (Werke 4, 1034, 29): „Wie dan der neid an fürstenhöffen zu groß ist und der Neithart vast regirt“; bei Geiler (Postill 1522 3, 88): „Der Nydhart ist umbendumb, in den klöstern eben als wol als ußerhalb“; bei Niclaus Manuel im Barbali (S. 140 ed. Bächtold): „Der Nithart ist so groß bei den Nunnen“; wohl auch bei J. Frisius (Dictionarium latinogerm. 1541 = Schweizer. Idiot. 2, 1644): „Sales suffusi felle . . . speiwort, da der Nydhart im fass ist“. Sinnfälliger beschreibt Waldis das Wirken dieser personifizierten Eigenschaft bei den einzelnen Menschen (Esopus 1, 6, 53. 1548): „Der Neidhart hefftig auff jn rheit“ und (ebd. 4,

Quam bene coniunctus foret huic de monte sacerdos

Calvo, quos uno tempore vita aluit!

Cocnobium hunc sepelit, dederant cui lilia nomen,

10 Et campus Stirii fontibus irriguus.

Dis Manibus Sacrum. Mortuus sub illustrissimo duce Austriae Ottone anno domini MCCCXXXIV. — Aus einer Würzburger Hs. von Reuss im Serapeum 1850, 80 abgedruckt = Mitteil. der k. k. Centralkommission zur Erhaltung der Kunstdenkmale n. F. 2, XXXVI (1876), dann aus dem Wiener Cod. 4787 (s. 212, wo Über- und Unterschrift fehlt und V. 7 coniunctus in iocundus verderbt ist) von J. v. Bergmann in den Mitt. d. Centralkommission 15, XLVI (1870) mitgeteilt. Es fehlt in den 1881 von Hartfelder herausgegebenen Epigrammen von Celtes. — Vgl. über die ganze Entwicklung der Neidhartlegende die eingehende und umsichtige Darlegung Seemüllers in dem oben S. 15⁴ angeführten Werke.

77, 108): „Wenn ern [der neid] zum ersten vberwigt | vnd in des Neidhards klawen kriegt“. Dagegen ist in einem etwa 100 Jahre später erschienenen Liede, ‘Contrafactur deß Herrn Neydhards von Grimmenthal, Giffberg, Zorneck vnd Haaßhausen’, nach der Melodie: ‘Einsmals als ich Lust bekam’ (abgedruckt unten als No. III) die kraftvolle Bildlichkeit dichterischer Personifikation nur im Titel zu verspüren¹⁾; der Text beschränkt sich darauf, Ausbreitung und Gefährlichkeit des Neides nüchtern zu beschreiben, und eine Warnung vor diesem Laster auszusprechen, ohne dabei den Personennamen Neidhart ein einziges Mal zu verwenden. Nicht zu Gesicht gekommen sind mir zwei gleichfalls dem 17. Jahrh. angehörige Flugblätter, die sich auf ein mir ebenfalls unbekanntes Werk Wilibald Pirckheimers²⁾ berufen: ‘Des Neydharts Werkstadt, nach Pirckheymer reymenweis ausgelegt durch J. G. Hüngrlin’ (Folioblatt mit Kupfer. Weller, Annalen 1, 355) und ‘Neydharts Werkstadt durch eine v. 70 J. Invention furgebildet durch M. Reim. Strubinum’ (Folioblatt mit Kupfer. Ebenda).

Mit der bisher behandelten Auffassung des allegorischen Neidharts scheint der Ausdruck ‘Neidharts Spiel treiben’ = neidisch sein, der in einer 1492 zu Ulm eingereichten Verteidigungsschrift wiederholt auftritt³⁾, völlig übereinzustimmen. Auf niederdeutschem Sprachgebiete dagegen, im Reinke de Vos⁴⁾ und im Schip von Narragonien⁵⁾ hat dieselbe Redensart den Sinn ‘schlimm mit einem umgehen, ihn misshandeln’, gerade so wie im nd. Ancelmus⁶⁾ Maria von den Martern Christi klagt: „Se hadden mit ome nidich spil“. Hier liegt offenbar eine Umschreibung des mhd. nitspil, mnl. nijtspel = Kampf vor.

Endlich bezeichnet Neidhart nicht bloss die personifizierte Eigenschaft des Neides, sondern überhaupt einen neidischen Menschen, einen Neidhartsnarren (Geiler) oder Neidhammel (Mathesius), und in dieser Bedeutung ist das Wort bis heute üblich geblieben. So spricht 1397 Bernhard von Utzingen⁷⁾ von seinen Feinden als den ‘Nitharten’, Luther redet im Sirach

1) Herr Neydhard von Neydlingen heisst bei Abraham a S. Clara (Judas 1, 54. 1752) der reiche Mann des Evangeliums.

2) In Pirckheimers 1610 von Goldast herausgegebenen Opera und in seinem Tugendbüchlein (1606) finde ich nichts Hergehöriges. — Fischart (Dichtungen ed. Kurz 2, 375 v. 1703): „So tragen sie [die zänkischen Gelehrten] den Neidhart feil.“

3) Bairische Landtags-Handlungen 1429–1513 11, 364. 366 (1804): „sollte nicht so bald denen, so Neidharts spiel getrieben hätten, geglaubt haben“. Ebd. 11, 320: „daß sich dieselben, so solches angebracht hätten, Neidharts ding gebraucht hätten“.

4) 1498 v. 4393: „Hê grêp dat kannîn bi der kele | unde spelde mit eme hêr Niterdes spele“. — Zu dem Titel ‘Herr’ vgl. Luther, Schriften (Jena 1564f.) 5, 281a: „Juncker Neidhard und meister Lügenhard“.

5) V. 1065 (ed. C. Schröder 1892) heisst es von einem Handgemenge: „do se sick felden | unde den Nythart ernstlick spelden“.

6) Zeno und Ancelmus hsg. von Lübben 1869 S. 116, V. 388.

7) v. Lilieneron, Histor. Volkslieder 1, 176 V. 844. — Auch Hemmerlin erzählt im Dialogus de consolatione inique suppressorum (Reber, F. Hemmerlin 1846 S. 365) von seinem Feinde Nithart, dessen Name ‘odium durum’ bedeute.

25, 19 von des Neidharts Lauern, Hans Sachs führt in einem Fastnachtsspiele¹⁾ als boshafte Störer unschuldiger Liebesverhältnisse einen Herrn Neyhardt ein, wie er anderwärts dem ungetreuen Ritter von Burgund²⁾ den daran anklingenden Namen Neydecker gibt, und Knaust betitelt 1569 eine neue Auflage seiner Lobrede der Einigkeit 'Wider den Neidhart'³⁾, indem er die ältere Sitte einer Verteidigung 'in Zoilum' oder 'in Momum' aufnimmt. Den gleichen Titel gibt 1588 Georg Mair seinem 'reims und aktionsweis gestellten' 'Kampf der Einigkeit und Uneinigkeit'⁴⁾. Noch 1601 richtet Theobald Hock⁵⁾ ein satirisches Gedicht 'an Herrn Neidhart Tuncklguet', und 1614 komponiert Johannes Jeep⁶⁾ eine ähnliche Verwünschung des bösen Neidharts.

I. Des Schmiehers Spruch vom Neidhart.

Ich gebe den Text nach A und verzeichne die Abweichungen von B, C, D am Fusse der Seite. B enthält eine auf den historischen Minnesänger Neidhart bezügliche Interpolation hinter V. 2; C streicht aus Rücksicht auf die Nürnberger Ratsherren die Verse 75—84; die beiden Schlussverse mit dem Namen des Dichters sind in C und D weggelassen.

A) Sammelhandschrift des 1548 verstorbenen 'Frater Johannes Hawser plebanus' (in Mondsee?), jetzt Wiener Cod. 4120, dessen Inhalt in den Tabulae codicum ms. Vindob. 3, 170 verzeichnet ist (207 Bl. in Sedez), Bl. 92b—95b: 'Vom Neythart de invidia', unterzeichnet 1478.

B) Flugblatt des Gothaer Museums, Sammelband 1, 90: 'Der Neydthart'. [Holzschnitt, 17 × 26,5 cm gross, hier verkleinert reproduziert: ein Fass, aus dessen Spundloch oben ein Jüngling herausguckt, liegt auf einem zweirädrigen Wagen, auf dessen Pferd der Kutscher sitzt. Fünf Bauern greifen das Fass mit Spiessen an, werden aber von Bienen gestochen.] Dann folgt das Gedicht, und am Schlusse der Druckernamen: Hanns Guldenmundt. — Das Blatt ist also zwischen 1520 und 1556 zu Nürnberg entstanden (Hampe, Nürnberger Ratsverlässe über Kunst 1, 197. 515). Goedeke, Grundriss² 1, 303. Ich benutze eine Abschrift von E. Goetze in Dresden.

C) Flugblatt des Germanischen Museums in Nürnberg: 'Hie Neidhart alle Tag'. [Holzschnitt wie in B, 16 × 25 cm.] Dann folgt das Gedicht, dahinter der Druckernamen: 'Gedruckt zu Nürnberg, bey Georg Lannng Formschneider.' — G. Lannng druckte von 1571 bis 1598 (Nagler, Künstlerlexikon 7, 280). Eine Abschrift verdanke ich Herrn Dr. A. Hagelstange in Nürnberg.

D) Flugblatt des Gothaer Museums, Sammelband 1, 261: 'Neythart so bin ich genant, Der vntrewen welt wol bekindt.' [Holzschnitt 28 × 75 cm: dem wie in B

1) Von der unglückhaften verschwitzten Bulschafft (1552. Folio 3, 3, 50b = Fastnachtsspiele 4, No. 39). In der Comedia vom verlorenen Sohn (1556. Folio 3, 1, 196) sagt der Held zu seinem missgünstigen Bruder: 'Billich so heist du neidhart'.

2) Tragedi Die zwen Ritter von Purgund (1552. Folio 2, 3, 21b). Niding heisst auch der karge Bauer in der dänischen Komödie H. Justesen Ranchs (Skuespil 1877 S. 267).

3) Michel, Heinrich Knaust 1903 S. 100. 288.

4) Cod. pal. germ. 543 (Wille, Die deutschen Pfläzler Hss. in Heidelberg 1903 S. 77).

5) Schönes Blumenfeld 1601 Cap. 4.

6) Studentengärtleins 2. Teil (Nürnberg 1614 und 1622), No. 8: 'Neidhard, du böser Mann, | Was hilft dich doch dein grämen? | Was hast für freud darvon? | Wann du gleich mir | stets für und für | Gar hart auffsetzig bist | Und trachst mir nach mit list, | Must dich doch endlich schämen, | Dein sorg vergebens ist' (4 Str.).

gebildeten Neidhart laufen alle Stände nach in den Höllenrachen.] Dann folgt das Gedicht, und am Schlusse der Druckernamen: 'Antony Formschneider zü Franckfurt.' — Anthony Formschneider in Augsburg druckte Gedichte des H. Sachs aus den Jahren 1531—35 (vgl. auch unten S. 32¹), Anthony Formschneider in Frankfurt ein solches von 1536 (H. Sachs ed. Keller-Goetze 24, 242). Von E. Goetze mit B verglichen.



Vom Neythart (de invidia).

<p>Eyner fragt mich der mâr, Ob der Neythart gestorben wâr. Ich sprach: Du pist ain gutter man, Anders ich dir nit gesagen kan. 5 Neythart was ain werder gast In der fursten palast, Kurczbeyl er vil da anhub, Piß in sein end in sein grab trug. Nun ist er komen auß seinen panden, 10 Neythart ist in allen landen,</p>	<p>Er ist komen in alle reych; Das gelaubet ir gar sicherleich. Neythart der [siczt] zw dem wein, Da man dem reychen schenkt ein, 15 Vnd siczt dort oben hinan, Das ainer dem andern nit gan. Neythart vnder den pawrn ist Zw veld, zw dorff, zw aller frist. Am suntag vor dem kyrichtor 20 Da reyten sy ainander vor,</p>
---	--

1 Eyns mals mich einer fragt der mer B — mere D — 2 der] fehlt CD — were D — auf 2 folgen in B 8 weitere Verse:

Der vor vil jarn zü Zeyssemaurn
 Beleydigt het manichen pauern,
 Den Engelmayr vnd Gundelweyn,
 Den Perendreck vnd Eberschweyn.

Mit wort vnd wercken manich mal
 Auf dem Marckfelt vnd Thouaw tal
 Er sie so wol peynigt vnd plaget,
 Von dem man noch singet vnd saget.

— 4 nicht sagen BCD — 5 der war C — 6 fürsten vnd herrn palast CD — 7 Kürtzweyl B, Kürweil C, Kürtzweil D — anhub CD — 8 in] an C — grab trug] grübB, grübe CD — 9 kummen BD — jetz auß banden C, auß sein banden D — 10 ist] ist nun C, der ist D — 11 kummen BD — 12 Des glaubent mir gar BD, Das solt jr glauben C — 13 N. saß zum weyn B, N. der saß beim wein C, N. der selbig saß beim wein D — 14 den BCD — schencket BCD — 15 siczt dort] sich setzet B, Als er sich setzet CD — an BCD — 16 anderen D — nicht BCD — 17 vndtern C — 19 An dem CD — kirchthor BCD — 20 reyten] sagen BCD.

- [93^a] Was sy dy wochen haben gethan,
 So mach maniger nit gelan,
 Er neyt sein nachpawrn an,
 Das er ym nit geleychen kan;
 25 Vnd hyet er nun ainer kappen mer,
 Es thät dem nachsten pey ym we.
 Nun merckt, als dy alten teten,
 Neythart der ist in den steten
 Pey guten hantwerchen lewten,
 30 Als ich euch wil pedewten,
 Das ainer dem andern schürt dy prent
 Mit red vnd auch mit worten phendt, [94^a] Vnd birfft yn vnder frum lewt.
 Das man manigen hassen thut
 Vmb sein geluk vnd vmb sein gut,
 35 Das ym got verlihen hat.
 Neythart oft gar eben stat,
 Neythart kan sich wol zw machen
 In kawffen vnd in andern sachen,
 Er sey purger oder herr.
 40 Neythart macht oft ain gewere,
 [93^b] Neythart der ist manigem schad;
 Neythart ist zw müln vnd zw pad,
 Da man dy reychen kan pedeuten.
 Neythart ist vnder den spilleuten,
 45 Welcher wol dorn nyery [!] kan,
 Das man ym der gab nit gan,
 Harpffen, sayten rueren paß.
 Sy tragen auch an einander haß.
 Neythart wil sich lassen schawen
- 50 Pey den rechten klöster frawen,
 Dy da haben ain verschlossen syn:
 Neythart der ist vnder yn.
 Neythart ist pey den alten weyben,
 Dy da kunen den pern treyben;
 55 Welche wol kupelan [!] kan,
 Dar vmb neyt man sey an
 Vnd thut ir dar an gar recht.
 Wann sy seind des tewfels knecht.
 Sy kunnen machen layd vnd smerzen
 60 Vnd tragen den Neythart yndem herczen
 [94^a] Vnd birfft yn vnder frum lewt.
 Man sol yn stellen nach der hewt,
 Dy da vmb gen mit solichen sachen,
 Kuprey [l. Lupperey?] vnd zawbrey
 machen.
 65 Neythart der ist grab worden
 Vnd ist geflogen in manigen orden
 Zw den münchen vnd zw den phaffen.
 Also sein sy geschaffen,
 Ob sy dy geschriffnt kunen wol,
 70 Dennocht seind sy des Neytharts vol.
 Ob ainer ain gut amt hat,
 Ir neyd werd frü vnd spat,
 Mit red vnd auch zwsprechen
 Möcht ainer den andern abstechen.
 75 Neythart der ist in dem rat,
 Den man nach trewen gesworen hat.
 Der rat went manigen man,

21 thon C, than D — 22 mancher B, es mancher C, mancher es D — 23 seynen BCD — nachpawern BD, nachbawrn C — 25 het C — me BD, meß C — 26 nechsten bey BCD — we] böß C — 27 merck BD — 28 der] fehlt BC — den] allen C — 29 Bey B, Bey den CD — handtwercks BCD — 30 ich dann euch CD — 32 rede vnd mit BD, red vnd C — pfendt BD, behendt C — 33 manchen B, gar manchen CD — 34 glück BC, gelück D — 35 jm doch gott C, jm da gott D — 36 Da Neythart D — gar eben AD, darneben B; Da hat oft Neidhart stat C — 37 sich gar wol D — 38 vnd anderen D — 39 ein burger oder ein herr C — 40 gewer B, gegenwehr C, gegwerre D — 41 der] fehlt B — manchem BCD — 42 vnd bad C — 43 kan die reichen C — 45 da wol CD — vociren kan BD, vexieren kan C — 46 jn C — gabe gan BD, gaben vergan C — 47 rueren] rumpen B, rumpeln C, rumpelen D — 48 an] auff D — 50 Wol bey den closter B, Bey den closter C, Bey den nonnen vnd closter D — 51 da] do B, fehlt CD — ain] eynen B, ein D — verschlossnen D — 52 der ist] ist BC, der ist auch D — 54 do können BC — bären C, beren D — 55 Vnd welche C — wol] da wol D — kuppeln BD, kupln C — 56 neyt] neydt B, so neidet C, neydet D — sie BCD — 57 ir] jbr B, jr auch C, jn D — 58 seyn BD, sein doch C — 59 schmerzen BCD — 60 im hertzen CD — 61 würfft B, werffen CD — frum] frembde BCD — 63 da] fehlt BCD — vmbgehen B, vmb thun gehn C — solchen BCD — 64 Kuplerey vnd zauberey BCD — 65 Der N. CD — graw BCD — 66 manchen BCD — 67 vnd paffen BCD — 68 seyn B, sind C — sie auch C — 69 sy] sie schon C — schrift kennen BCD — 70 Dennoch D — Stecken sie doch den C — des] fehlt BD — 71 guts C — 72 wert B, weret CD — 73 rede BD — 75 der] fehlt B — die Verse 75—84 fehlen in C — 77 wendet BD — manchen B, manchem D.

- Das er nit für komen kan
 Mit sachen, alz er zw schaffen hat: 105 Neythart ist auf allen strassen,
 80 Das thut der Neythart in dem rat. Wann er hat vil kind gelassen.
 [94 b] Neythart der siczt an das recht, Neythart hat wol den syn,
 Da man den herren vnd den Er fürts alles mit ym hyn,
 knecht Welichs sich dan paß vermach,
 Mit einander richten sol; 110 Es sey tag oder nacht.
 Darzw kan der Neythart wol. Ein pruder wider den andern ratt,
 85 Neythart ist ain harter man; Ob er es ain wenig pesser hat,
 Er treybt manigen da hyn dan, Das peleybt ym vnuerneydet nit.
 Der wol pas hyn fur trät, Neythart nyemant zw hulden pringt,
 Wenn ym der Neythart nichts tät. 115 Dar vmb sein wir an biczen plindt,
 Neytharts [!] weyß gar wol dy Das wir sein Neytharts kind
 veren [!] Vnd wir selber an einander rügen.
 90 Pey fursten vnd pey herren, Das kan der Neythart wol fugen,
 Dy an einander thun vermeiden, Neythart hat ain .starken leyb,
 Vnd mit scharpffen schwerten 120 Er schaydt man vnd weyb.
 schneyden, [95 b] Neythart ist mit worten snel,
 Das vil maniger wirt verhawent [!]. Er pringt manigen vmb leyb vnd sel,
 Neythart ist pey schonen frawen: Das man oft ain schaden siecht,
 95 Weliche hoher prangen kan, Der von neyts wegen geschiecht.
 Dy neydt dy nächst pey ir an. 125 Neythart ist ain alter stam,
 Der Neythart der geyt manigen rat, Der von der schlangen her kam
 Gar weyt er in dem landt vmbgat Zw m örsten in dem paradeyß,
 Von aynem landt zwm andern her. Da sy sprach von dem reyß,
 100 Neythart vbet sich ymer ye mer, Da mit Eua wart petrogen.
 [95 a] Wann er erhebt manigen zorn. 130 Der schlangen red dy ist gelogen,
 Neythart der sticht alz ain dorn Das was der örst Neythart.
 Vnd schneyt scherffer dan ain Lucifer der thet auch sein fart
 swert. In hochfart vnd in vbermüt.

78 nicht fürkommen BD — 81 Neythart der] Neydthart B, Der Neythart D — das AB, dem D — 82 herrn B — 85 herter BD — 86 treibet CD — manchen BCD — 87 Der AB, Der da CD — hinfür trette C, hinfürt trette D — 88 Wann B — jn C — nicht C — thete CD — 89 Neythart BCD — weist gar wer C — werren B, wern C — 90 Bey den D — bey den CD — 91 an] auch C, fehlt D — vermeiden] neiden C — 93 mancher wirt verhawen BCD — 94 bey den schönen BD — 95 Welche BCD — bringen C — 96 neidet die nechste C — 97 gibt manchen BCD — 99 eim land zu dem C — here B, fehlt C — 100 vbt sich ye mehr ye mehr BD, Vbt sich der Neidhart zu wandern C — 101 manchen BCD — zoren D — 102 der] fehlt BC — doren D — 103 schneydet D — scherpffer BCD — schwert BCD — 106 Wenn C — kinder D — 107 Der Neidhart C, Der Neythart der D — 108 für es BC, füret es D — 109 Welchs BD, Vnd welches C — dann vernag C — 110 nacht oder tag CD — 111 bräder BCD — 112 ers CD — 113 bleybt BCD — vnuermeydet B, vngeneidet C — 114 pringt] bit BCD — 115 sind D — an witzen BD, ohn witz C — 116 deß Neytharts CD — 117 an einander] niemandt CD — 118 der] fehlt B — 120 scheydet BCD — vnde D — 121 der ist D — 122 manchen BC, manchem D — 123 einen C — sicht BCD — 124 neiders C — geschicht BCD — 125 Neidhart der C — 126 schlang C — here B — 127 ersten BCD — 128 sie den apffel brach CD — vom C — 129 die Eua C — 130 rede ist B, red ist CD — erlogen BC — 131 Dasselb ist C, Das selb was D — erst BC, erste D — 132 der] fehlt BC — thet ABC, het D — 133 hoffart BC.

Neyd vnd haß ist nit gut,
 135 Neythart hat vil manig glid.
 Got ist der ewig frid;
 Der helff vns, das wir nit verderben
 Vnd das wir das ewich himelreych erberben,
 So pesiczen wir freyd an alle swär.
 140 Das hat geticht der Schmecher.

1478

II. Eine strophische Bearbeitung von Schmiehers Spruch.

Ein hüpsch nūw Reygen lied | von dem Nythart, in dem thon, Wār ich der Mey, wār ich der Mey etc. | 4 Bl. o. O. u. J. — Nach Weller, Annalen 1, 356 zwischen 1520 und 1530 gedruckt. In Wien. Eine Abschrift besorgte mir Herr Cand. phil. Karl Haar in Wien.

Im Tone 'Wer ich der Mey, das etc.' geht auch 'Ein ander neūw Reyenlied, der Christlichen jugent zū nutz vnd lust gedicht: Kumpt her zū mir, mein Gspilen gūt' (Wackernagel, Das deutsche Kirchenlied 1, 753. 3, No. 890). Böhme (Altdeutsches Liederbuch 1877 No. 372) vergleicht damit die von Schmeltzl überlieferte Melodie des Scherzliedes: 'Der Wind der wet, der Han der kret'.

Ein hüpsch nūw reygen lied von Nythart, in der wyß: Wār ich der Mey, wār ich der Mey.

1. Es kam ein gūt gesell dōrt hāre,
 Der fragt mich nūwe māre,
 Das ich jm sagen solt fürwar,
 Ob Nythart gestorben wāre.

2. Ich sprach: O gūt gesell, hōr zū,
 Ich wil dich des bescheyden.
 Der Nythart der laßt nieman rūw,
 Er thūt all welt beleyden.

3. Er lebt als gern als ye und ye,
 Die welt vnrūwig zmachen.
 Dann ist er dōrt, dann ist er hie,
 Er stāckt in allen sachen.

4. Doch wil ich dir sin wyß vnd art
 Sin huß, sin wāsen bschryben;
 Bitt dich, du wellst vff diser fart
 Diß nacht by mir belyben.

5. Sin huß ist schwartz vnd finster gantz,
 Ein hūle vngehūre;
 Kein liecht ist da, kein sunnenglantz,
 Vil kelte, nienan fhūre.

6. In tieffem tal sin wonung stad,
 Da wont der Nyd mit sorgen;
 Kein lufft nit da, kein wind nit gadt,
 Da Nythart ligt verborgen.

7. Sin angesicht bleych, sin zān sind gāl,
 Sin lyb der ist gantz mager,
 Sin ougen krumb vnd sehend schāl,
 Sin eygen hertz ernaget.

8. Voll giffit sin zung, voll gall sin hertz,
 Mag niemar frōlich lachen,
 Kein frōud, kein mūt, kein frōlich schertz
 Dann in schādlichen sachen.

134 haß] hoffart BCD — 135 vil] auch C — manichs B, manches C, manich D — 136 Gott ist aber C, Gott der ist D — 137 nicht BCD — 138 ewich] fehlt D — erwerben B — Sondern das ewig leb'n erwerben C, Vnd das himelreich erwerben. Amen D — 139—140] fehlen in CD — 139 besitzen wir frid on alle schwer B — 140 Schmeher B.

Zu Str. 5 und 6 vgl. Ovid, Metam. 2, 760—764: Protinus Invidiae nigro squalentia tabo | Tecta petit. domus est imis in vallibus huius | Abdita, sole carens, non ulli pervia vento, | Tristis et ignavi plenissima frigoris, et quae | Igne vacet semper, caligine semper abundet.

5, 4 fhūre = Nahrung.

Zu Str. 7 und 8 vgl. Ovid, Met. 2, 775—778: Pallor in ore sedet, macies in corpore toto, | Nusquam recta acies, livent robigine dentes, | Pectora felle virent, lingua est suffusa veneno, | Risus abest, nisi quem visi movere dolores.

9. Sin spyß ist schlangenfleisch vnd
Blüt hat er lust zetrincken; [gift,
Vff mort vnd todschlag allzyt stift,
Güt lob das macht er stincken.

10. Kein schlaff er thüt, kein rûw hat
Bym tag vnd ouch by nachte; [er
Glück, heyl ist jm ein böse mâr,
Nach vnglück thüt er trachten.

11. Sin rych ist grösser vil dann ee,
Sin gwalt hat zügenommen;
Er sterckt sich tågliche mee vnnnd mee,
In alle welt ze kommen.

12. Bin gwaltigen was ein werder man
Nythart vnd hoch gehalten;
Yetz ist er geng vff aller ban
Thüt ouch zun buren schalten.

13. Den puren thüt er wonen by
Vnd allen handwerckslüten,
Des Nytharts ist yetz nieman fry,
Er macht all ding zenüten.

14. Je einr den andren hassen thüt
Vnd wil jm denn verbönnen
Sin eer, sin glück vnd ouch sin güt,
Wâr sölichs wol kan gwünnen.

15. In klöstren wont er yetzund vil
Bin München vnd bin Nunnen,
Zü blyben da ein langes zil
Hat Nythart sich besunnen.

16. Ein kloster, das on nyd vnd haß,
Bißhar ist funden worden,
Da wachset weder loub noch graß,
Das ist ein seltzner orden.

17. Der Nythart ist ein müeder man,
Vil zwytracht thüt er stifften;
Vß nyd vnd hassz vil mancher kan
Sin nächsten fründ vergifften.

18. Der eelich staat der ist nit fry,
Der Nythart thüt jnn btrüben;
Wie grow ioch hic die liebe sy,
So gdar er zwytracht üben.

19. Die eelüt Nythart vneins macht,
Das kan ich üch wol sagen;
Das wyb das kriegt die gantze nacht
Biß morgen an den tage.

20. Der Nythart macht, das oft der man
Zü andren frowen huset;
Die frow die wils nit also lan,
Schlycht heymlich ouch vnd muset.

21. Der Nithart macht, das oft der man
Sin ee thüt hefftig biegen;
Der trüw, die er zum wyb solt han,
Der thüt er sy betriegen.

22. Die kupplern hand ein valschen sinn,
Die jugend sy betörend;
Der Nythart ist ouch vnder jnn
Gen denen, die jnn weerend.

23. Man haßt diß volck vnd thüt jnn
Sy trybend fule sachen, [recht;
Sy sind nüt dann des tüfels knecht,
Der mag jrs diensts gelachen.

24. Der Nythart ist in Radt ouch kon,
Da solt man fridens pflügen,
Den nyd vnd hass da heymen lon,
Nit in den radtschlag trägen.

25. Nythart scheydet mann vnd wyb,
Verwirrt die menschen alle,
Bringt manchen man vmb seel vnd lyb,
Den er in zorn macht fallen.

26. Der Nythart ist ein böse frucht;
Der tüfel hat sy pflanzet
In Cayn vnd in siner zucht,
Die sinen Reygen tanzend.

27. Man, wyb, jung, alt, der edelman,
Der burger, pfaff vnd leye,
Sy wandlend all vff Nytharts ban
Vnd springend sinen Reygen.

28. Kein grösser schad vnd gift nit ist
Der welt ye widerfaren
Dann nyd vnd hassz. Bitt, frommer christ,
Das dich Gott well bewaren!

Zu Str. 9 vgl. Ovid, Met. 2, 768f.: Videt intus edentem | Vipereos carnes, vitiorum
alimenta suorum, | Invidiam.

Zu Str. 10 vgl. Ovid, Met. 2, 779–782: Nec fruitur somno, vigilacibus excita curis, |
Sed videt ingratos intabescitque videndo | Successus hominum carpitque et carpitur una, |
Suppliciumque suum est.

14, 2 verbönnen = mhd. verbunnen, missgönnen.

29. Gott ist die lieb, frid, Eynikeyt,
Den Nythart thut er hassen,
Hat liebe, frid, einträchtigkeit
Den sinen zletze glassen.

30. Ir Christen, habend friden wârd!
Der wirt üch wol erschiesen
Im himmel vnd vff diser erd.
Damit wil ichs beschliessen.

III. Contrafactur Herrn Neydhards von Grimmenthal.

Ein Nagelnew Lied | vnd | Contrafactur deß weitbe- | kanndten vnd anjetzt inn aller
Welt | regierenden Herrn Neydhards von Grim- | menthal, Giffberg, Zorn- | eck vnd
Haaß- | hausen, etc. | Im Thon | Einmals als ich Lust bekam, etc.) | Thue Buß, O NEID-
HARDT, schick | dich drein, | Wanns geschicht, wirst nimmer zu | NEIDEN seyn, | Sonst
hilfft dich weder Eysen noch Stahl, | Vor deß Teuffels ewiger Qual. | Gedruckt Im Jahr. |
1642. | 4 Bl. 8° (München). — Eine Abschrift verdanke ich Herrn Dr. P. Expeditus Schmidt
in München. Weller, Annalen 2, 482.

1. Kein Laster ist in allen Weltn,
Daß mehr im Schwung als schmähen
vnd scheltn;
Tringt für über alle Tugend.
Noch ist keins über Haß vnd Neyd,
Das sich außbreit so fern vnd weit
Bey Alten vnd der Jugend.

2. Neyd thut rechtschaffen vmb sich
fressen, [gessen,
Wanns Gwissen gestelt wird in ver-
Ist ein solcher Ehren Gaste.
Neyd stehet früh auff vnd gehet spat
schlafen,
Macht den Menschen viel zu schaffen,
Läst keinem Ruhe noch Raste.

3. Neyd brachte Christum für Gericht,
Wie manchem oft vnschuldig geschicht,
Sparts Recht, handhabt das Vbel.
Neyd grimmd vor lauter Giff vnd Zorn,
Manch Königreich wird drob verlohren,
Dessen viel Exempel in der Bibl.

4. Neyd wenig ist, daß schlägt
nicht an,
Macht oft manchen zum armen Mann,
Schafft weder Frewd noch Muthe.
Neydt hat den Judam also kränkt,
Daß er sich selbst hat erhenckt,
Gbracht vmb Leib, Seel, Ehr vnd Gute.

5. Neyd der verhindert weit vnd breit
Vnd stellt beyseits die Gerechtigkeit
Durch den ganzen Kreiß der Erden.
Neyd hat gar weder Maß noch Ziel,
Ist vngestümm, wo er nur will,
Verblind manch Schriftgelehrten.

6. Neyd zeugt nach sich viel böser Tück
Vnd legt gar manchen falschen Strick,
Ist gleich wie fressende Schaben.
Neyd nichts versaumbt, thut nichts ver-
gessen,
Viel Vbels andern zu thut messen,
Ist schädlicher als wilde Raben.

7. Neyd helt durchauß kein Vnter-
schied,
Hast die Warheit vnd zerstört den Fried,
Wie ein Wurm nagt an dem Herten.
Neyd schärffler ist denn alles Giff,
Viel Vnrath vnd viel Vbels stift,
Thut grob mit seim Nechsten schertzen.

8. Neyd thut groß Schaden mit der
That,
Wie mancher wol erfahren hat.
Ist deß Nechsten Vnglücks fro.
Neyd duldet weder Rast noch Ruh,
Richt aller Orten vnrath zu,
Hilfft eim von Federn auff's Strohe.

9. Neyd stürtzet manchen in Gefahr
Vnd zeucht nach sich ein grosse Schar,
Ist gar hitzig vnd sehr scharpffe.
Neyd bricht bald auß, hat kein Gedult,
Zeiht andern, was er selbst verschuld,
Verschont keins, wo er nur darffe.

10. Neyd sucht jetzt da, jetzt dort ein
lucken,
Wie er mög andere vnterdrucken,
An Ehren stark verletzen.
Neyd pflegt viel Vbels zuerwecken
Vnd manchen auch mit Gwalt abschrecken,
Damit sein Gmüt zuergetzen.

1) Über diese Melodie vgl. oben 14, 221.

11. Neyd thut oft manchen vmbher
jagen,
Find sich doch endlich selber geschlagen,
Kan sich nie genugsam nehrn.
Neyd ist ein Pestilenzisch Gifft;
Gott gnad vnd helff dem, den es trifft,
Mag nimmer ersättigt wern.

12. Neyd ist wie ein Schermesser
scharff,
Daß tieff schneid vnd nicht wetzens darff,
Tringt biß auff die Wurtzel eben.
Neyd läst das klein, greiff nach dem
grossen,
Ist abgericht auff böse possen,
Bringt manchen vmb Leib vnd Leben.

13. Neyd ist viel ärger denn der
Teuffel.
Wer das erfahren, hat keinen Zweiffel,
Warff den Lucifer in die Höllen.
Neyd thut noch herrschen vnd steuff harn,
Macht oft die weisen auch zu Narrn
Sampt sein Anhang vnd Geselln.

14. Neyd ist mißträwig, vnersättlich,
Vermüssen, listig, arg vnd spöttlich,
Sucht verderben, schaden vnd schmachte.
Neyd hat kein Ziel vnd hat kein End,
Zum Vnglück ist er huy behend
Begierig zu der Rache.

15. Neyd kompt in Furia mit Eyl
Schnell vnd gschwind wie pflitzschepfeil
Mit hauffen vngemessen,
Neyd thut, was gheimb ist, offenbahrn,
Er wischt sich selbst bey seinen Haarn
Vnd sein dabey vergessen.

16. Neyd thut sich stets beißn vnd nagn
Vnd nach eim leichten Stoß nit fragn
Ohne Buß sampt sein Gesellen.
Neyd hat nichts gewissers zuverhoffn,
Da find er, wen er hat getroffen,
Die müssen in Abgrund der Höllen.

17. Neyd ist voll Falschheit vnd betrogen,
Vom Anfang bis zum End erlogen,
Kan nicht bleiben vngestraft.
Neyd mercket wol auff seine Wahren;
Wer das nit glaubt, der wirds erfahren,
Waarheit bestehet vnd bleibt haabhafft.

18. Neyd thut oft grawsam Ding lang
weren,
Trifft doch niemands besser als sein Hern,
Solln Christen von sich schieben.
Neyd hindert allen Nutz vnd Gwin,
Das beste führt der Teuffel hin,
Gott trawen vnd den Nechsten lieben.

19. Neyd, schaw wol auff vnd merck
es ebn!
Es wird sonst noch gut Kappn gebn;
Glaubs vnd halts für keinen Spotte!
Neyd, mein Raht ist, du machst ein End.
Niemand ist, der dich nicht hast vnd
schend,
Dann es lebt noch der waare Gott.

20. Neyd, nimb vergut vnd stell dich
ein!
Sonst bringst dich selbst in Noth vnd Pein
Sambt deiner gantzen Rotte.
Neyd folge mir vnd lege dich!
Sonst must du büßen ewiglich
Dir vnd jhm zum Spotte.

ENDE.

Berlin.

Bildergedichte des 17. Jahrhunderts,

gesammelt von Camillus Wendeler.

Im Nachlasse des Fischartforschers Prof. Dr. Camillus Wendeler
(geb. den 25. Juni 1843 zu Simonsdorf bei Soldin in der Neumark, gest.
den 23. Januar 1902 zu Steglitz), dem es leider versagt blieb, den vollen
Ertrag langer und sorgsamer Studien über seinen Lieblingsautor einzuernten

und unter Dach zu bringen, fand sich eine Anzahl Abschriften von Bilderbogen des 17. Jahrhunderts, aus denen ich mit freundlicher Erlaubnis der Witwe des Verstorbenen die folgenden als Beiträge zur älteren Volksliteratur ausgewählt habe und zum Abdruck befördere. Mit eigenhändigen Notizen über den Drucker und den Inhalt der Bilder waren von Wendeler nur die aus dem Herzoglichen Museum in Braunschweig stammenden Stücke versehen; den Nummern 1, 2, 3 und 5 fehlte die Bildbeschreibung und sogar die Notiz über den Aufbewahrungsort der Originale; doch gelang es mir, diesen bei einer Durchsicht der Braunschweiger und Wolfenbütteler Flugblättersammlungen festzustellen. Herr Oberbibliothekar Dr. G. Milchsack gestattete und vermittelte freundlichst die Nachbildung der drei hier reproduzierten Kupferstiche. Für die von mir beigegebenen Bemerkungen, die in Eile zusammengerafft natürlich nicht das ersetzen können, was Wendeler selber aus seiner grossen Belesenheit heraus geliefert hätte, erbitte ich wohlwollende Nachsicht. J. Bolte.

1. Die Rockenstube.

Eingehend hat Wendeler 1878 im Archiv für Literaturgeschichte 7, 332—360 über die Darstellungen der bauerlichen Spinnstuben in Literatur und Kunst gehandelt, um Fischarts Dichtung 'die Kunckel- oder Rockenstüb' zu ermitteln, die dieser selbst 1582 im Gargantua (S. 21 ed. Alsleben) erwähnt. Er beschreibt dort: A) einen figurenreichen drastischen Holzschnitt Hans Sebald Behams¹⁾, dem jeglicher Text fehlt, B) einen genau nach diesem kopierten Kupferstich mit 91 vierhebigen Reimversen²⁾ und C) eine von Paul Fürst zu Nürnberg um 1650 hergestellte Reproduktion des Kupferstichs und der Verse von B³⁾. In dem Texte von BC erblickt er wohl mit Recht die Dichtung, zu der Fischart durch den derbrealistischen Holzschnitt Behams angeregt wurde.

Erst später entdeckte Wendeler, dass das Bild um 1650 nochmals wiederholt und mit einer neuen Beschreibung in Alexandrinern, die sich übrigens an BC anschliesst, versehen worden ist. Dies Blatt (D) findet sich in der Flugblättersammlung der Wolfenbüttler Bibliothek. Der Titel lautet:

**Kurtzweilige Beschreibung des Baurn-volcks ihrer Ro- | ckenstuben, vnd was darinnen
für schöne Possen getrieben werden.**

1) Exemplare in Karlsruhe und Nürnberg. Verkleinerte Reproduktion auf der Wendelers Aufsatz beigegebenen Tafel. G. Pauli weiss in seiner Monographie über H. S. Beham (1901, S. 421 No. 1244) nichts von Wendelers Forschungen.

2) Kurtze Beschreibung der wunderbarlichen Art vnnnd Ei- | genschafften, auch Nutz vnd Gebrauch der Hochberümbten vnd Wolbesetzten gebürlichen Spinn- | stuben, wie es alda gemeinlich pfleget zuzugehen, auch was an solchen Orthen practiciret, geübet vnnnd | ins gemein denckwürdig gehandelt wird (Berlin. Gotha).

3) Kurtzweilige Beschreibung der löblichen Spinn- vnd | Rockenstuben, vnd was dar- innen gemeinlich denckwürdiges | practiciret vnd gehandelt wird, etc. || Zu finden in Nürnberg bey Paulus Fürst Kunsthändlern | etc. (Münchner Kupferstichkabinet).

[Der nach Beham kopierte Kupferstich (16,9 × 24,3 cm) stellt eine grosse Bauernstube dar. Links ein Ofen, neben dem ein Dudelsackpfeifer (H) steht. Vorn zwei tanzende Paare (AB), ein Bursch (D) greift nach einer Kohlköpfe aufraffenden Magd (C). Ein anderes Paar sitzend und liegend (EF). Neben dem Ofen sitzt ein bärtiger Mann (G), ein anderer steht dabei (I). Im Hintergrunde ein kosendes Paar auf der Bank (K), zwei stehende Paare (LM), eine spinnende Alte (N), ein trinkendes Paar (OP), ein anderes sitzendes Paar (QR). Durch ein kleines Fenster der Hinterwand blickt ein Junge (S) herein. Rechts kriecht einer mit blossem Hintern aus der Tür (T), während eine Magd leuchtet (V). Weiterhin ein älteres Paar (WX). Neben einer Alten (Y) sitzt auf einer Bank ein Mädchen, das sich mit der Spindel gegen einen sie derb anpackenden Burschen verteidigt (Z). Darunter der folgende Text in drei Spalten.]

- Zu Hofe sihet man ins Frauenzimmer kommen
 Die Cavalier, alda viel Lust wird eingenommen
 Beym schönen Damenvolck; da Herkules, entzündt
 Von Omfale, mit ihr in ihrem Schosse spinnt
- 5 Am Rocken seiner Lieb. So pflegt man zwischen Mauren:
 Was solten dann nit thun im Dorfe Knecht und Bauren,
 Die ja so gern vielleicht sich reiben an die Mägd,
 Wenn sich der Liebespfeil bey ihnen auch erregt,
 Im Hertzen, wolt ich sag'n. Sie sind ja auch geschossen.
- 10 Priapus ihnen macht oft manchen Schertz und Possen
 Mit seinem grossen Trumm, daß Pfeil und Bogen ist
 Und viel ein grössern Poltz als der Cupido schießt.
 Demnach so finden sich die tieffverliebten Buben
 Ins Frauenzimmer auch; das ist die Rockenstuben,
- 15 Dasselbst diß Völklein klein- und groben Faden spinnt.
 Seht doch und höret zu, wie sie so lustig sind!
 H. Der Coridon, der jungst ihnen zum Dantz aufpfliffe,
 (Nur daß er sehen möcht ihr Wesen und die Griffe,)
 Der hat es mir erzehlt! Dort gumpen sie daher.
- 20 A. Cunz Mucken bald darob die Bruch entfallen wär,
 Die Hosen und der Latz. B. Clar Hupfaufs will den Rocken
 Nit lassen auß der Hand. D. Claus greift der schmucken Docken,
 Deß Bauren Magd, geschwind an ihren hintern Schramm,
 C. Als das verschützte Kraut sie wieder rafft zusamm,
- 25 Will Schwalben nemen auß, kommt hintenwerts geschlichen,
 Wär in der Stuben gern und klopfet an die Küchen
 F. Deß Schulzen Magd kehrt dort die Bein in alle Höh;
 F. Matz Pumpe gückt, weil er gern in Calender säh,
 Obs roth steh oder schwarz; er läst Stellatum gehen
- 30 Die Augen, möchten gern den Venusstern ersehen.
 G. Der Schultz, das grobe Holtz, schläfft auf dem Holz im Sauß,
 Zieht vornen heim und ein, und hinten läst er auß;
 Die Augen sind ihm zu, der Hinter aber offen!
 I. Oldütschen hat ein Schuß auß diesem Stuck getroffen,
- 35 Drüm er die Nase rümpft, das Pulver schmeckt ihm nit.
 K. Des Schultzen Weib indeß (ihr Mann es doch nit siht)
 Fasst Nachbar Hansen an und küst ihn, daß es klappet.
 M. Veit Schnitzer dorten auch nach Annkens Düntschel schnappet;
 Doch wird ihm nichts zu theil, sie zieht den Kopf zuruck;
 40 Er giebt ihr aber doch sonst einen guten Druck.

N. Baß Margret murt darob. L. Lutz Mauser führet Greten
 In Winkel, liset ihr fein heimlich den Planeten.
 O. Cort Sauffaus fasst den Krug und bringt es seiner Braut,
 Käm ihr aufs Leder gern. P. Sie auch, die Kitzelhaut,
 45 Ging selber lieber heut als Morgen mit ihm schlaffen.
 Q. Die alte Schwiger kommt, will ihrem Durst rath schaffen
 Und greiffet nach dem Krug. R. Ihr Mann, der Flegel, legt
 Die Flegel auf den Tisch und seiner Ruhe pflegt.
 S. Hänschen, sein kleiner Sohn, darf noch nit in die Stube;
 50 Doch gucket er hinein, der arge Leckerbube,
 In dieses Kinderspiel und sihet fleissig zu,
 Daß er auch wissen mög einmahl, wie man ihm thu.
 T. Lex Schrämmchen¹⁾ an der Thür der macht ein schön Spektakel.
 Iß das nit ein Naschpect? V. Thrin leucht im mit der Fackel.
 55 Nun schaut in die Capell; sie hat ein fein Geleut.
 W. Vtz Läppisch kommt darzu und sihet seine Freud
 X. Mit seiner Els hieran. Schau, was gibts hier zu lachen!
 Z. Frantz Wochendöpel will bey Bärbeln Handschuh machen,
 Er greiffet auch nach ihr, wie hart sie sich schon wehrt,
 60 Wird auch schon in dem Straus der Bierkrug ümbekehrt.
 Y. Lisbeth, des Hirten Möhm, siht alles an und dencket,
 Wie ihre Jugend sie den Freuden auch geschenket,
 Gethan, was diese Thun. — Soviel hat Coridon
 Mir jüngst in Schertz erzehlt, soviel sah er darvon.
 65 Doch halt ich, daß es geb noch viel der Höflichkeiten
 In dieser Spinnestub bey so schnuptilen Leuten.
 Geh, Gröbling, hier zur Schul und lerne gröber seyn!
 Was grob ist, wäht fein lang. Der Lehrsatz der ist dein.

2. Der Nasenmonarch.

Ein Nürnberger Flugblatt, zu dem Nicolaus Meldemann²⁾ den Holz-
 schnitt und Hans Sachs³⁾ 1534 den Text geliefert hat, schildert den
 ‘Nasentanz zu Gumpelsprunn’. Nach dem Takte der Musik tanzen da
 verschiedene Bauern mit grossen Nasen⁴⁾ rings um eine Stange, an der
 eine Hose, ein Kranz und ein Nasenfutteral als Preise, wie sonst der
 Hahn beim Hahnentanz⁵⁾, hängen⁶⁾. Der Tanz, bei dem sie einander

1) Schrämmgen heisst die lustige Person in der 1630 erschienenen Comödia von Aminta und Silvia (Creizenach, Die Schauspiele der engl. Komödianten 1889 S. LXXIX. LXXXI).

2) Nagler, Monogrammist 4, 764. Hampe, Nürnberger Ratsverlässe 1, 206. H. Sachs ed. Keller-Goetze 24, 149 (Enr. 125. In Berlin und Gotha).

3) H. Sachs, Folioausgabe 1, 5, 530a = Fabeln ed. Goetze 1, No. 39.

4) „Her drungen Pawren und ir Basen | On Zal mit also grossen Nasen, | Lang, dick und krum, hencket und pucket, | Murret, muncket, preyt, pflunscht und hucket, | Zincket, hacket, knorret und knollet, | Dreyeckicht, viereckicht und drollet, | Gleysent und rot, küpfren und högret, | Vol Engerling, wimmret und knögret“ . . . (V. 47—54).

5) Vgl. Weinhold, oben 3, 12. Böhme, Geschichte des Tanzes 1, 171 (1886). Creizenach, Geschichte des neueren Dramas 1, 411. A. Schultz, Deutsches Leben S. 495.

6) „Mitten darauff an einer Stangen | Sach ich drey schöner Kleynat hangen: | Ein Nasenfüter, Brüch und Krantz. | Da sagt man mir, ein Nasentantz | Würdt auff dem Plan

‘zun Nasen griffen’, wandelt sich aber bald in eine Schlägerei, so dass der Dorfrichter der Kirchweihlust ein Ende gebietet und auf den nächsten Sonntag männiglich, Bürger und Bauern, zum Nasentanze ladet; da werde man die Wohlbenaseten mit Zirkel, Dasshart und Dreiangel messen und die Kleinode austeilen. Der Dichter kehrt heim und berichtet diese Ankündigung seinen Mitbürgern, „Ob ewer einer daran wölt | . . . Und ob er da erlangt den Krantz | Und würt züm Nasenküng erwelt, | Alln grossen Nasen fürgestellt, | Der fündt hie und jenset des Bachs | Viel Hoffgesindes, spricht Hans Sachs.“ — Diese lustige Erfindung von der preisgekrönten Nase¹⁾, die Hans Sachs noch dreimal verwertete²⁾, gewann rasch Beliebtheit. 1544 steigerte der Komponist Johannes Puxstaller (Burckstaller) in seinem ‘Quodlibet von Nasen’³⁾ die Häufung der Attribute ins Ungemessene:

<p>Hort zu ein news gedicht Von nasen zugericht! Der sein sehr vil und gnug. Ein yeder will mit fug ⁵ Damit sein in dem spil, Ein schöne nasen haben will, Dem soll mans lassen zu ru. Es sein andere nasen genug: Kratte, krumpe, pucklete, ¹⁰ Einbogne, murrete, Dicke, brayte, gspitzte, Maset, schrammet, geflickte, Triecket und knollet, Vierecket und trollet, ¹⁵ Gschneitzte, rotzig, putzig,</p>	<p>Gstrumpffet, kumpffet, russig, Trieffet, blutent, schdarchet, Gschnaflet, gschnaufet, gstopffet, Frostblabi, prinrote, ²⁰ Knobret, zucket, frate, Gschlagne, krotzte, pißne, Gschnitne, zackte, zrißne, Plocket, hocket, zincket, Muncket, plunzset, stincket, ²⁵ Gleißnet, wimbret, hogret, Vol engeri[n]g, knogret, Ebne, schlechte, flache, Eingrusplet, weiche, Nasen wie die affen, ³⁰ Nasen trat mit klaffen</p>
--	--

noch disen Abent, | Die grösten drey Naßn würn begabent; | Die gröste Naß gewün den Krantz | Und würdt ein Küng am Nasentantz, | Die ander gewün das Nasenfüter, | Die drit die Bruch“ (V. 31—40).

1) Allerdings redet schon Murner 1512 (Narrenbeschwörung 54, 3) von einem Nasenkünig; er meint aber damit den Obersten der Nasenzunft, d. h. der eigennützigen Betrüger, die andere ‘bei der Nasen führen’.

2) 1548 in einem Meisterliede ‘Der Nasentanz’ (zu Wendelstein. Fabeln 4, No. 506) und einem Spruchgedichte (Fabeln 1, No. 106) und 1550 in einem Fastnachtspiele gleichen Titels (Folio 3, 3, 15a = Fastnachtspiele 2, 82 No. 20).

3) W. Schmeltzl, Guter deutscher Gesang, sonderlich Quodlibet (Nbg. 1544) No. 4 = Eitner, Das deutsche Lied 1, 20. Vgl. Erk-Böhme, Liederhort 2, 719 No. 942. — Denselben Text komponierte später Orlandus Lassus (Newe teutsche Lieder mit fünf Stimmen 3, No. 10. 1576 = No. 37. 1583) nochmals. — Verwandt ist das Scherzlied ‘von allerhand Nasen’ im Ohrenvergnügenden Tafelconfect 1, No. 8 (Augsburg 1733) = Lindner, Geschichte des deutschen Liedes 1871, Beilage S. 24: ‘Nase, grobe, kleine, dicke, dünne’. Auch Abraham a St. Clara beginnt eine Predigt: ‘Allerlei Nasen, allerlei Nasen! Es gibt große Nasen, kleine Nasen, lange Nasen, kurze Nasen’ . . . (Scherer, Vorträge und Aufsätze 1874 S. 186). Vgl. Fischarts Trunkenlitanei (Geschichtklitterung S. 135 ed. Alsleben): ‘Sich Nasenkönig, wie die Naß drein steckst’ und Spielverzeichnis (S. 260. 264): ‘Nasenkönig Nasart’; ‘Warzu sind lang Nasen gut?’ In einer neueren Liederhandschrift (Münchener cod. germ. 5985, 66) fand ich ein Lied vom Nasenkrämer: ‘Leute, komt und kauft mir ab.’

<p>Und ander noch vil mer, Die wir yetz nit zeln daher, Wir haben der genug. Nu hôret weitter zu! 35 So findt man gulden, silbre, Messin, zinin, küpfere, Stahle, eisne, steine, Beine, hürne, hültze, Wagkne, gschnitzte, goßne, 40 Gfürnte, gmalte nasen, Lange, kurtze, weitte,</p>	<p>Enge, hohe, nidre nasen, Fleischnasen, vischnasen, Altfnrenckisch nasen, hüpsche nasen, 45 Gantz nasen, schawnasen, Sauber nasen, wolgfurmt nasen, Gar allerley nasen Mit knoten und fausen. Wer gewinnen will den krantz, 50 König wern am nasendantz, Der komb biß sontag frue Gen Kumpelßprunn darzu.</p>
--	---

Und noch früher zeigt uns ein Augsburgs Bilderbogen¹⁾ ein zum Nasentanz eilendes grossnasichtes Paar mit einer gereimten Unterschrift:

Ich dantz daher mit meiner Basen,
 Und habn die allergrösten Nasen etc. (18 Verse).

So reiht sich der Gimpelsbrunner Reihentanz des Nürnberger Poeten, der ein andermal die Anekdote vom Doktor mit der grossen Nase versifiziert hat²⁾, als ein unverächtliches Glied jener burlesken Nasenkunde an, die nach Erich Schmidts³⁾ Ausdruck von der griechischen Anthologie bis zu Lessing, Haug, Chamisso und Rostands Cyrano de Bergerac wuchert. In dieselbe Sippe gehört auch das folgende, vermutlich in Nürnberg entstandene Flugblatt aus der Mitte des 17. Jahrhunderts, das nicht die Nasenkonkurrenz, sondern den selbstbewussten Sieger vorführt. In einer Reihe von Hyperbeln preist dieser Nasenmonarch selber seine ungeheure Nase und deutet durch drastische Vergleiche, die der Illustrator uns genauer vor Augen stellt, ihre vielfältige Verwendbarkeit an.

Der großmächtige, dickprächige, langstreckende, weitschmeckende | Nasen Monarch: | Mit seiner hoch ansehnlichen, breitberühmten naseweisen, vielnutzbaren | Grossen Nasen. [Kupferstich, 14,8 × 23,9 cm: ein Kavaliere mit Degen und Federhut deutet auf seine riesige Nase, um die allerlei Insekten herumfliegen. Links steht ein hornblasender Knabe, Hund, Schweine, Elefant, rechts allerlei Geräte: Tintenfass, Dreizeck, Hirtenstab, Trompete, Kanne, Kübel, Topf, Schaufel, Luntenstock, Keule. Im Hintergrunde ein Leuchtturm und Schiffe auf dem Meere.] — (Berlin kgl. Bibl., München Kupferstichkabinet, Wolfenbüttel). Vgl. Weller, Annalen 2, 490.

1) Der Nasentanz. Anthony Formschneyder zû Augspurg (Gotha); reproduziert bei Könnecke, Bilderatlas zur deutschen Nationalliteratur² hinter S. 124.

2) H. Sachs, Fabeln 4, No. 247 (1545, nach Pauli, Schimpf und Ernst 41) und 2, No. 263 = Folio 2, 4, 125 b (1559); Fastnachtspiele 7, 113 No. 83 = Folio 5, 363 b (1559). Im Fastnachtspiele begrüßt der Narr den Doctor mit offener Anspielung auf den Gimpelsbrunner Nasentanz: 'Wie hast du so ein schönen zincken! | Er hat die leng vornen hinauff, | Es sessu wol siben hennen drauff. | Ey lieber, nenn dich, wie du heist! | Ich glaub, der nasenküng du seist, | Auß allen grossen nasn erkorn; | Du hast ie ein schönes leschhorn.'

3) Charakteristiken 2, 83 (1901). P. Albrecht, Lessings Plagiate 1, 180—185 (1890). — Über andere Nasenliteratur vgl. Regis zu Rabelais Gargantua 1, cap. 40 (Beaulieu, Bérenger de la Tour, Bruscombille [Oeuvres, Rouen 1623 p. 438: 'Des gros nez'], Peerdeklontius, Berni, J. P. N. du Commun etc.) und Das Buch von der Nase (Leipzig 1843).

Der großmächtige / dickprächige / langstreckende / weischnackende
Nasen Monarch:
 Mit seiner hochansehnlichen / breitberühmten nasenweisen / vielnutzbaren
Grossen Nasen



- Seht meine Nasen an! Zwar nicht nur eine Nase,
 Seht einen Nasenklump, der sieben Nasen frase
 Und sieben noch darzu. Daß Niemand ihr mißgünn;
 Es ziemt ihr, weil sie ist der Nasen Königin.
- 5 Seht eine Nase hier! Zwar wisst, sie ist zu nennen
 Nicht eine Nase nur. Ihr werd es selbst bekennen,
 Wann ihr gehört, wie sie zu manchem Nutzen dient.
 So hört und lernet nun, was große Nasen sind!
 Seht meine hier! Sie taug't im Kriege zur Trompete,
- 10 Zur Musik giebet sie den Zincken und die Flöte.
 So sah die Keule auß, so knotticht sie auch war,
 Mit deren Hercules klopft auf der Feinde Schaar.
 Ihr möget sie gar wohl auch eine Zündrut nennen;
 Befunkt ist sie genug, die Stücke loß zu brennen.
- 15 Ihm wünschet so ein Horn ein Ochs, der gerne stößt;
 Auch deines, Jupiter, ist grösser nicht gewest,
 Als du Europen stahlst. Auch deins dort in der Mitten,
 Priapus, hätt mit ihr um Grösse nicht gestritten,
 Das manche Frau gekrönt. Mich neid't der Elefant,
- 20 Denckt, so ein Rüssel wär auch ihme keine Schand.
 Der grosse Mann Coloss hatt kein so grosse Nase,
 Und so was grössers noch die Welt jemals besase,
 Die nun bekennen muß, wie jüngst die Sage gieng,
 Dass meine Nase sey ihr Ahtes Wunderding.
- 25 Vergebt mir, daß ich selbst mich also rühm und preise!
 Ich sage, daß ich ja so groß als Atlas heisse,
 Der ein Stuck Himmels trägt; nit kleiner ist die Last,

Die mein Gesicht und nicht die Schulter aufgefasst.
 Neptun, du findest hier dir eine dreyspitz Gabel;
 30 Ja meine Nase gibt zum Schiffe dir den Schnabel,
 Und wilst du, auch den Mast, die Pumpe noch darzu,
 Den Ancker, der das Schiff kan halten in der Ruh:
 Ich wette, daß sie auch zum Steuerruder diene,
 Nicht minder zur Latern, wie droben eine schiene
 35 Vom alten Faros her. Mir pfleget sie den Weg
 Zu zeigen, wann es auch schon wär ein finstrer Steg;
 Sie wandert stets voran. Eh daß man mich sieht kommen,
 Da hat man lang vor mir die Nase schon vernommen.
 Sonst, wann ein dichter Rausch hin auf die Banck mich wirft,
 40 Ruh ich auf ihr; ich hab keins Küssens nie bedürft.
 Man sagt von einem Land, da sich die Leute legen
 Und mit dem breiten Fuß sich schützen vor dem Regen;
 Das darf ich nicht, die Nas ist mir ein Wetterdach,
 Darunter ich mich auch in kühlen Schatten mach,
 45 Wann uns die Sonne brennt. Es ist, das solt ihr wissen,
 Ein Unzucht, eine Sünd das unverschämte Küssen.
 Dafür nun meine Nas, mein Engel, mich behütt,
 So daß man mich und ich kan andre küssen nit.
 Drum thu ich ihr viel guts. So oft ich pfleg zu trincken,
 50 Da laß ich sie zugleich mit in die Kanne sincken.
 Und was sie dann berührt, das lāsst man ihr allein,
 Es wil kein Mund ihr Tisch- und Zechgenosse seyn.
 Die treue nasse Nas, wer sie nur an mag fassen,
 Dem pflegt sie in der Hand auß Mildigkeit zu lassen
 55 Ein Tröpflein oder zwey. Sie thaut ohn unterlas,
 Gleich wie die Morgenröt beperlet Laub und Gras.
 Sie trieft als eine Wolck; ein Schleiffer könt sie setzen
 Anstatt deß Tropfefaß, sein Raad damit zu netzen.
 Sie geb ein Vogelnest, die Schwalb könt nisten hier.
 60 Sie möcht ein Haacken seyn, der Gerber könt an ihr
 Aufhängen nasse Häut. Sie stincket in die Wette
 Mit Bökken, faulem Keeß. Ihr seht an dieser Stätte
 Deß Rozzes Butterfas. Beweglich ist sie auch
 Gleich einem Hundesschwantz und dienet zum Gebrauch.
 65 Der Fliegen kan ich mir mit diesem Wedel wehren,
 Die Kothtgaß möchte man mit diesem Besen kehren.
 Ein Drischel solt sie seyn, ein Flegel nach der Ernd,
 Womit in Scheuren wird die Garbe außgekörnt.
 Sie gleicht dem Bienenkorb, drum pflegt um sie zu summsen
 70 Das tolle Wespenheer, wie sonst im Sommer brummsen
 Die leichten Immen auch um ihren Hönigstock.
 Ein Schwengel könt sie sein in eine grosse Glockk,
 Ein Kühehorn, im Dorff das Vieh zusamm zublase,
 Der Fillis Hirtenstab, wann ihre Heerde grasen,
 75 Ein Hammer in die Schmitt, ein Blasbalg vor Vulkan,
 Ein Schwamm, damit man Tisch und Bäncke säubern kan
 Und Kinder, wann sie sich mit Windelsaft beschmieren.

Wie schön könnt man mit ihr auch eine Stadtmaur zieren!
 Die schlüpfrig Doppelröhr geb ein hübsch Gakkehaus,
 80 Ingleichen ein Gefäs, bey Nacht zu schöpfen aus,
 Was von uns fällt bey Tag, doch würd sie riechen übel.
 Was könt sie ferner seyn? Ein Trog und Schweinekübel,
 Ein Prügel, wie man sie braucht auf der Hundejagt,
 Ein Spühschaff, Kehrrihtfaß, ein Wäschplen vor die Magd,
 85 Ein Mausfall, Daubenschlag, ein Schorstein auf dem Dache:
 Ein Aerker nicht allein.¹⁾ Vor solchem Ungemache,
 Und was vor Schwäncke sonst ein Spötter bringet für,
 Behütet meine Nas, ihr Nasen Götter ihr!
 Sie tauge, wann sie soll (daß ich geschehen lasse
 90 Und noch wol leiden kan) zu einem Dintenfasse,
 Vorauß in kluger Hand viel Kunst die Feder trinckt
 Und machet, daß ihr Nam wie das Gestirne blinckt.
 Man misst auch insgemein die Weißheit nach der Nase,
 Nach dem ein Stucke Fleisch das Angesicht besase;
 95 Darnach heist man gescheid. Nun weist du, wie ich heiß,
 Du siehst mich wol benaast; mein Nam ist Naseweiß,
 Daher auch Naso hiess der König der Poeten.
 Die Weiber ehren sonst die Nasen als Profeten,
 Weil deren Größ vor sie auf etwas Großes deut.
 100 Seht meine Nase an, seht Wunder, lieben Leut!

3. Duck dich, Seel, es komt ein grosser Platzregen.

Das hier nach dem Exemplare der Wolfenbüttler Bibliothek wiedergegebene Flugblatt aus dem Jahre 1617 illustriert eine schon in Fischarts *Trunkenlitanei*²⁾ auftretende Redensart: 'Duck dich Seel, es komt ein Platzregen, den wird dir das Höllisch Fewr wol legen', die auch vor etwa 60 Jahren den Stoff zu einem Berliner Bilderbogen gab.

Der Kupferstich (18 × 27 cm) zeigt uns den Junker Sauffauß, wie er auf einem Hocker sitzend aus einem riesigen Buckelglase trinkt; neben ihm steht aufmunternd 'der gröst Säuffer im Landt'. Das Trinkglas wird von neun Männern (Veit Schnitzler, Thoma Blofuss, Hoppen Jeckle, Heintz Flegel, Hans Dildapp, Georg Löffler im luder, Schmaltz Lenle, Katzen Deiss) in einem Stangengerüst an Stricken emporgehoben und geschoben. — Das langatmige Gedicht darunter aber schildert nicht in Fischartischer Laune den gigantischen Durst des unverdrossenen Zechers, sondern eifert von vornherein wider die volle trunkene Rotte und legt einem der Knechte des Junkers Sauffauß eine entrüstete Deklamation in den Mund, welche die herkömmlichen Gründe wider das Weintrinken³⁾ aufzählt. — Ein

1) Wird hier etwa auf den Ausdruck 'Gesichtserker' angespielt?

2) Fischart, *Geschichtklitterung* S. 126 ed. Alsleben.

3) Vgl. Hauffen, *Die Trinkliteratur in Deutschland*. Vierteljahrsschrift für Literaturgeschichte 2, 481–516. 6, 74.

Gegenstück ist der gleichzeitige Bilderbogen von einem grossen Fresser, genannt Junker Vielfrass: 'Frew dich Magen, es Schneiet Feiste Krieben. (Kupferstich 17,7 × 25,6 cm.) In einer wolbekanten Statt | Ein reicher Wirdt sein Wohnung hatt . . . Gedruckt im Jahr 1617' (Wolfenbüttel).



Die voll, versoffen, truncken Rott
 Vnder sich haben ein Sprichwort,
 Wann sie im sauffen lustig seyn
 Vnd einander zutrincken den Wein
 5 Mit Maß vnd zwey maß Kanden groß,
 Daß sie ihrn Seeln ohn Vnderlaß
 Zusprechen, daß sie sich soll duckn
 Vor dem Platzregen vnd sich
 schmuckn,
 Damit daß ihr kein Schad gescheh
 10 Vnd kommen mögte in groß Weh.
 Dann sie seynd doch noch so
 besonnen,
 Daß sie der Seel etwas guts gonnen,
 Dieweil sie sie noch warnen schnel
 Vor allm Vnglück vnd Vngefehl.
 15 Damit aber der Leser gut
 Solchs desto baß verstehen thut,
 So sol jhm solchs vff sein Begern
 Klar vnd deutlich erkläret wern.
 Erstlich so sitzt vor diesem Glaß,
 20 Juncker Sauffaß, welchr vbr die Maß
 Gar wol besoffen ist vnd kan
 Mit sauffen wol bestehn sein Man.
 Derselb hat sein Diener vnd Knecht,

Wie ihr solchs hie vor Augen secht.
 25 Dieselben seynd so abgericht,
 Daß, wann er zu jhn ein Wort spricht,
 So seyndt sie jhm gantz vnderthänig,
 Gehorsam vnd nicht widerspännig,
 Auch willig, seyn Gbot vnd Geheiß
 30 Außzurichten mit allem Fleiß.
 Derwegen da Juncker Sauffaß
 Ein seins gleichen bekam ins Hauß,
 Welcher war weit vnd breit bekant
 Vnd der gröst Säuffer im Land gnant,
 35 Denselben fordert er herauß,
 Daß er jhm solt ohn allen Grauß
 Bescheid thun, was er jhm thet bringn.
 Derselbig war zu disen Dingn
 Lustig, freudig vnd frölich gantz,
 40 Sagt, wolt mit jhm wagen ein Schantz.
 Darauff lest Sauffaß sein groß Glaß,
 Welchs helt vber die zwanzig Maß,
 Einschencken gar gestrichen voll,
 Welchs d' ander halb bescheidt tun
 soll.
 45 Das Glaß abr musten seine Knecht
 Auffhencken thun in das Pleirecht.
 Da er nun wolt sein Mund ansetzen

Ans Glas, schryt er mit freudigm
 Hertz:

 'Mein Seel duck dich ein kleine Zeit,
 50 Biß der Blatzregn vorvber geit!
 Nun wünsch ich mir, daß ich möcht
 habn
 Ein Hals gleich wie ein Kranchs
 Kragen,
 Damit mir in mein Hals der Wein
 Gar wol möcht schmecken lang vnd
 fein,
 55 Auch ein weit Maul wie ein Statthor,
 Daß sich der Wein nicht schwel darvor,
 Sondern stracks Wegs ohn allen Fehl
 Vortlauffen möcht biß in die Kehl,
 Vnd ein Bauch wie ein groß Bierküff,
 60 Daß ich gschwind das Glaß halb
 außsüff.'
 Zum andern spricht Sauffauß sein
 Knecht an,
 Daß sie sollen gut Achtung han
 Vff Heintz Flegeln, so vffm Glas
 thut stan,
 Wann derselb sie werdt thun anman
 65 Daß sie alsdann ohn all Widrredt
 Zusammen greiffen an der stet
 Vnd hüben das Glaß auff zugleich,
 Damits nicht widr hinder sich weich,
 Auch er im Trunck nicht würdt
 verkürtzt
 70 Noch in Schand vnd Spott möcht
 wern gstürzt.
 Da Sauffauß nun anfang zutrinckn,
 Thet Heintz Flegel sein Geseln winckn
 Vnd sprach: 'Mein Georg Löffler im
 Luder,
 Du vnnnd Schmaltz Lenle dein Bruder
 75 Vnd du mein Vetter Katzen Deiß,
 Greiffth hertzhafft an das Seil mit vleiß!
 Thut wacker an demselben ziegn,
 Damit das Glaß sich vorn thu biegn!
 Auch du, Veit Schnitzer, wölst dich
 bückn
 80 Vnd heb das Glaß vorn mit dein
 Rückn,
 Damit dein Schwagr Thoma Blofuß
 Das groß Klotz vnder das Glas stoß!
 Du Hopffen Jeckle mit deinr Windn
 Wolst algemach das Glaß dahindn
 85 Auffwinden thun, damits Hans Dildap

Recht faß, auffheb, daß es nicht
 schnap!'

 Da sies nun hatten auffthun rückn,
 Soffs Sauffauß auß biß vff die Krückn
 Vnd vberliffert seim Sauffgsell
 90 Die ander Helfft im Glaß gar snel,
 Damit er jhm solchs vff der Stet
 Ohn lengern Auffhalt bescheid thet.
 Zu welchem sein Gsell gar lustig was
 Vnd trat mit Frewden zu dem Glaß.
 95 Eh daß er aber sich setzt nidr,
 Schaut er allenthalb hin vnd widr,
 Ob er ein seh, der ihm bscheid thet.
 Weil er abr kein fund an der Stet,
 So setzt er an das Glaß sein Mund
 100 Vnd soff es auß biß auff den Grund.
 Deßwegen ihm Sauffauß sagt danck,
 Vnd sprach: 'Es soll anstehn nicht
 langk,
 So wöln wir widr zusam kommen
 Vnd mehr bruffen in der Summen.
 105 Da woln wir bessr einander eichn,
 Daß wir an Wenden an heim schleichn.
 Dißmaln wolln wirs nun bleiben lan
 Vnd jder heim zu Hauße gan;
 Dann es ist Zeit, ich kan nicht stan.
 110 A Dieu, Monsieur, Ich geh daruon.'
 Darauff antwort sein Sauffgesell:
 'Wart noch ein Weil, eil nicht so
 schnell!
 Dann ich hab dir noch was zusagn.
 Weil du mir heut hast meinen Magn
 115 Mit einem gutten Trunck gefüllt,
 Darmit mein grossen Durst gestilt,
 Daruor ich dir grossen Danck sag.
 Vnd daß du seist auch ohne Klag,
 So will ich dirs recompensirn
 120 Vnd dich auch zu mir heim vocirn.
 Derweg so ladt ich dich jetzund,
 Daß du Morgen zur elfften Stund
 Dich wolst einstellen thun bey mir.
 So will auch noch ander vier
 125 Dir zu gefallen zu vns beruffn,
 Welch alle seyndt gar wol besuffn;
 Da wöln wir ansteln ein Sauffkrieg,
 Vnd welcher vnder vns den Sieg
 Im sauffn erhelth, derselbig soll
 130 Vnser Oberster seyn allmoll.'
 Sauffauß dem gfiel der gut Anschlag,
 Vnnd sprach: 'Wir wolln morgenen Tag,

Wann wir sind wider nüchtern nun,
 Vns miteinandr bereden thun.
 135 Nam von jhm bald seinen Abscheid
 Sagen: 'Morgen zu rechter Zeit
 Will ich mich widr bey dir einsteln,
 Da wölln wir dann die andern Gseln
 Auch fragen vnd jhr Meynung hörn.
 140 Wan sie sichs dann nit thun
 beschwörn,
 So kön wirs als bald ins Werck richtn;
 Dann ohn sie kans geschehn mit nichtn.'
 Da nun die bstimpft Zeit kam herbey,
 Gieng Sauffauß zu sein Geseln frey.
 145 Bald kamen auch die andern vier,
 Stelten sich ein in aller Zier.
 Da wurd jhn vorghaltn der Anschlag,
 Welchen die beyd den vorgen Tag
 Hatten wol vnder sich beschlossn,
 150 Welchs sie annamen vnverdrossn.
 Darauff setzten sie sich an Disch,
 Man trug jhn auff wacker vnd frisch;
 Bald kam der Haußherr mit eim Glaß,
 Welchs eben hielt sechs alter Maß.
 155 Das bracht er seinem Gast Sauffauß
 In zweyen Trüncken gar herauß,
 Liffert jhm solchs, thet jhn anman,
 Daß ers bald ließ herumbher gan,
 Damits die andern auch bkämen.
 160 Sauffauß der thet sich gar nit schämen,
 Soffs in zween Truncken geschwind
 auß,
 Gabs seim Nachtbarn, welcher ohn
 grauß
 Dasselbig bald außleren thet,
 Lifferts seim Geselln an der Stett,
 165 Daß also in einer kurtzn Zeit,
 Ein jdr das Glaß außsoff mit Frewd.
 Darnach soffens als zween vnd zween,
 So lang biß keiner kundt mehr stehn
 Und auch darüber wurd vergessn,
 170 Welchem solt werden zu gemeßn
 Die Ehr, daß er jhr Oberster
 Im sauffn seyn solt ohn all Beschwer.
 Da ein jeder nun heim wolt gan,
 Kont keiner vff keim Fuß mehr stan,
 175 Sondern fieln nieder zu der Erd.
 Da kamen Sauffauß Knechte werth,
 Holten vnd trugen jhn zu Hauß,
 Welches Heintz Flegeln bracht ein
 grauß.

Dann er wundert sich vbr die Maß
 180 Vber das groß vngeheur Glaß,
 Das sein Juncker mit seim Gesell
 Hetten außgesoffen so schnel:
 Auch ist er jtz so voller Wein,
 Daß er nicht stehn kan vff den Bein.
 185 So hab ich auch mit keinem Wort
 Ihn jemaln sein Kopffklagen ghort,
 Daß er also den alten Reim,
 So den Sauffbrüdern ist gemein
 Welchr heist: 'Sauff dich voll, leg
 dich nider,
 190 Steh Morgens auff vnd füll dich widr'
 In seinr Jugendt wol hatt studirt
 Vnd nun täglich auch practicirt,
 Daß es jhn nun nicht hindert mehr,
 Ob er schon sößf noch also sehr.'
 195 Derhalb sprach er sein Mitgselln an,
 Ob sie all wolten mit jhm gan
 Zum Junckern vnd jhrn Abschied
 fordern;
 Dann er begehrt an solchn orthern,
 Da mann in solcher Vppigkeit
 200 All Tag zubringt in Trunckenheit,
 Nicht lengr zu dien; dann er zu letz
 Mit Gut vnd Leib muß gehn ins Kretz.
 Dann Trunckenheit das grosse Lastr
 Ist alles Vnglücks ein Ziehpflastr;
 205 Dann jhr kein Laster gleichen thut,
 Weil sie schad an Leib, Ehr vnd Gut.
 Am Leib beraubts ein seiner Sinn,
 Nimpt Vernunft vnd Verstand dahin,
 Daß der Mensch oft in Trunckenheit
 210 Gereht in groß Gefährlichkeit,
 Daß er sich stöst oder hart felt
 Vnd oft sein gantzen Leib verschelt,
 Daß er am Leib ein Glied zerbricht,
 Macht jm gelb vnd bleich sein
 Ansicht,
 215 Bringt zittrende Händ, Husten vnd
 Keichn,
 All jnnerlich Kräfte hinweg weichn,
 Schwecht die Gedächtnuß gantz vnd
 gar
 Vnd macht stinckenden Athem zwar,
 Vervrsacht Kopffweh, trieffendt Augn,
 220 Rinnende Bein, ein bösen Magn,
 Podagra, Fiebr vnd Zipperlein,
 Vnd was der Kranckheiten mehr seyn;
 Solch alle auß der Trunckenheit

- Entspringen thun zu jeder Zeit.
 225 Verkürzt deß Menschen Leben bald,
 Der sonstn wer noch worden alt.
 Darnach thuts schaden auch an Ehrn,
 Weil sich bey jhr all Laster mehrn;
 Dann ein Trunckner ist schwätzg
 allzeit
- 230 Vnd offenbart sein Heimlichkeit,
 Ist vnuerschampt vnnd grob in Wortn,
 Mit Bulerey an allen Ortn,
 Flucht, hadert, zanckt, ist wild vnd
 wüst,
 Rachgierg, leichtfertg, sein Mutwiln
 büst,
- 235 Deß Nachts vff den Gassn juchtzet
 vnnd schreit,
 Totzelt, fartzet, kröltzt, kotzt vnd speit,
 Weltzt sich im Kot gleich wie ein
 Schwein,
 Mengt sich in alle Laster ein.
 Auch wirdt ein Trunkenboltz vernicht
- 240 Beydes vor Rath vnd vor Gericht,
 Begeht Ehbruch vnd Hurerey,
 Wo er zukompt, gar mancherley,
 Welchs er sonst vnderwegen ließ,
 Wann er deß Weins sich nicht befließ.
- 245 Zum dritten thuts schaden am Gut,
 Wann mann mit grossem Vbermuth,
 Mit Fressn vnd Sauffen Tag vnd Nacht
 Treibt vnnützen vnd grossen Pracht.
 Dardurch mann kompt in groß Armuth,
- 250 Daß mancher alls verkauffen thut
 Oder gereth in groß schuldn Last,
 Die jhn alsdann truckt hart vnd fast,
 Daß er endtlich muß gar verderbn,
 Entlauffn oder im Spita[1] sterbn,
- 255 Oder bgibt sich vff steln vnd raubn,
 Wie man solchs täglich sicht vor Augn.
 Dann mann kan jhr ein grosse Zall
 Erzehlen, welche allemall
 In trunckner Weiß sich han befleckt
- 260 Vnd in groß Schanden sich gesteckt,
 Darvor sie sich mit höchstem Vleiß
 Vorgesehn hetten nüchtern Weiß.
 Der ich viel könt erzehn mit Nam:
 Als Noe trunckn vergaß der Scham
- 265 Vnd Loth in Trunckenheit gar tieff
 Sein eigne zwo Döchter beschlieff.
 Auch König Alexandr der groß
 In Trunckenheit viel Blut vergoß,
- Welchs jhn in Nüchternkeit sehr rewet,
 270 Daß er erstochen hat solch Leuth.
 So wurd auch Holoferni wild
 In Trunckenheit von eim Weibsbild
 Sein Kopff abgehaun in seim Zelt,
 Wie solchs die Heilig Schrift
 vermeldt.
- 275 Dan auß Trucknheit kam nie
 nichts guts,
 Mann hat jhr weder Ehr noch Nutz,
 Wie S. Paulus vnd die Heilig Schrift
 Vns hell vnd klar geben Bericht.
 So sagt auch Salomon deßgleich:
 280 Wer Wein lieb hat, der wirdt nit
 reich.
- So haben auch die weißen Altn
 Es vor ein schnöd Laster gehalten.
 Die von Sparta hatten ein Recht,
 Daß sie mit Wein fälten jhr Knecht,
 285 Liessen jhr Söhn sehen mit Vleiß
 Der vollen Knecht Nârrisch abweiß,
 Damit sië vor der Trunckenheit
 Ein Abschew hetten alle Zeit.
 Derhalb will ich ein andern Herrn
- 290 Außsuchen thun nach meim Begern,
 Welcher ist fromb vnd gottsfürchtig,
 Im Lebn vnd Wandel auffrichtig,
 Damit ich Zucht vndt Tugendt lehr
 Vnd mich von diesr Seuweiß abkehr,
- 295 Bey welcher ich must gar verderbn
 Vnd mit Leib vnd Seel ewig sterbn.
 Derweg will ich nicht lengr verziegn,
 Mein Abscheid fordern, hoff, werd
 jhn kriegn.
- Wann jhr nun seydt deßgleich gesind,
 300 So wolln wir gleich hingehn geschwind
 Vnd vmb ein ehrlichn Abscheid werbn.
 Wolt jhr euch aber gar verderbn,
 So mögt jhr bleiben, wo jhr seit.
 Wann aber einmal kompt die Zeit,
- 305 Das euch wirdt rewn, dan ists zu lang
 Geharret, vnd wirdt euch dann bang.
 So könt jhr niemand die Schuld gebn
 Als euch selbst, weil jhr nicht volgt
 ebn.'
- Darauff wurd jhm diese Andtwort
 310 Von sein Gesellen an dem Orth,
 Sie wolten noch ein Weil zu sehn,
 Wies mit jhrm Junckern mögt auß-
 gehn,

Als dann köntens noch alle Zeit
Von jm kommen mit Bscheidenheit.

315 'Weil jhr dan (sagt Heintz Flegl)
nit wolt

Mit mir gehn, wie jhr billich solt,
So laß ich euch vff diesem Plon
Allhier stehn, vnd geh ich darvon,

Wüntsch euch auch alln hier ein gut
Zeit,

320 Daß jhr in aller Frólichkeit
Mit ewrm Junckern mögt leb'n allzeit,
Weil jhr ja nicht anderst gsind seyt.
Dann diß Sewlebn mich nichts erfrewt.
Gutt Nacht, ich geh, dann es ist Zeit.'

Gedruckt im Jahr 1617.

4. Herr Über - sie.

Über diesen schon oben 13, 307⁵ erwähnten Kupferstich verweise ich auf meine dort gegebenen Nachweise.

Freundlicher, wolthätiger, freygebiger Auffzug, | Deß Herrn, Vber-Sie, von vnd zu Miltenhausen, | Welcher allen vnd jeden regierenden Männern anbeut das schönste Pferd, | Die Weiber-Knecht mit einem Ey verehrt.



Darunter ein schöner Kupferstich, 18 × 26,5 cm (von P. Isselburg in P. Fürstens Verlag?) auf dem Museum in Braunschweig und in Wolfenbüttel. 'Herr Vber sie', gekennzeichnet durch eine Inschrift, in reichem Gewande, mit Federhut, Schärpe und Degen, bietet, in der Mitte des Bildes auf öffentlichem Platze stehend, einem die Hände ausstreckenden Ehemanne, welcher dabei zugleich sein Weib von der Seite ansieht, ein grosses Ei. Hinter diesem Paare nach links hin unter einem Baume noch viele andere, alte und junge. Rechts wird ein ganzer Wagen mit Eiern herangefahren, davor vier Pferde. Der Fuhrmann ruft laut. Ein Knabe mit Korb bietet dem Herrn noch andere Eier zum Austeilen. Daneben ein altes Paar. Im Hintergrunde ein Hühnerhof und ein davoneilender Narr.

AVß Affrica komm ich zwar nicht,
Darinn allzeit was news geschicht,
Wie die alt History bericht.
Doch wolt jhr wissen, was ich bring,
5 Werdt jhr erfahren seltsam Ding;
Dann mein Sachen seind nicht gering.

Herr vber Sie bin ich genandt,
Hab durch gereyset manches Landt
Vnd leb noch in ledigem Standt.
10 Ich fúhr mit mir vier edle Pferd,
Der jedes hundert Thaler werth;
Nicht schöner sinds auff gantzer Erdt,

- Seynd gut zuziehen vnd zu reitn,
 An jhren Farben vnterscheidn,
 15 Mögen all Arbeit füglich leidn.
 Bucephalus ist hoch gerühmt,
 Ists anderst wahr vnd nicht verblüht,
 Solch Pferd abt nicht eim jeden ziemt.
 Sein Reutter Alexander hieß,
 20 Den es allein aufsitzen ließ,
 Sonst alle andre von sich stieß.
 Mein Pferd, die ich hie mit mir führ,
 Dem Bildnus sichst in der Figur,
 Seind der aller besten Natur.
- 25 Circe durch jhre Kunst vnd Macht
 Hat solche Art zuwegen bracht.
 Leß selbst, wie sies hab gemacht!¹⁾
 Ein gantze Kuppel ist bestellt,
 Die ich kan haben, wanns mir gfällt,
 30 Sie außzuteilen in der Welt.
 Wer nun derselben eins begehrt,
 Mag sich anzeigen vnbeschwert;
 Seins Begehren wirt er gewährt.
 Doch gebt auch acht, Ihr lieben
 Freundt,
- 35 Was Gestalt mir diese Pfert feyl seynd,
 Was mit den Eyern sey gemeynt!
 Ich begehrt nicht, wie mancher thut,
 Für meine Pferd groß Gelt noch Gutt,
 Sondern diß ist mein Sinn vnd Muht:
- 40 Wer Meister ist in seinem Hauß,
 Wer sein Weib nicht fürchtet durchauß,
 Der tritt herbey vnd zieh eins rauß.
 Keim kan ich ins Gewissen sehn;
 Doch mag ich leicht etwas verstehen,
- 45 Muß er mit einem Ey weg gehen.
 Nehrmalen kam Jann Alleman,
 Der sich sonst weydlich rühmen kan,
 Wolt der Pferd eins Rechtswegen han.
 Ich wars zufriedn nach meim Zusagn;
 50 Vmb d' Farb wolt er seyn Fraw vor
 fragen,
 Drumb must er jhr ein Ey heim tragn.
 Gally von Kempten trat auch her,
 Sagt, daß er allein Meister wär;
 Der kriegt zum Pferd Stieffel vnd
 Schmâr.
- 55 Schmâr, Stieffel vnd Pferd er empfieng,
 Doch alles mit dem Vorbedieng,
 Daß er zu forderst haimy giäng
 Vnd faßt das Schmâr ims [l. ins]
 Hemmetloin.
 Er sprach: 'Noyn währly, es kan
 nicht soyn;
 60 Es ist noch woyß, sauber vnd roin.'
 Drumb zog er hin mit einem Ey.
 Ist der Mann groß, der krieget zwey,
 Dem aller grôsten gib ich drey.
 Mein Eyer würden bald abnemen,
- 65 Wann diese alle zu mir kämen,
 Die Weiber Herrschafft sich nit
 schâmen.
 Wann nun die Hüner außgelegt
 (Wie zugschehn im Augusto pflegt)
 Vnd sich deß Dings noch mehr zutrâgt,
 70 Werd ich den feinen Weiber Mann
 Eyr geben, so gelegt die Hann.
 Hiemit zieh ich jetzund von dann.

Gedruckt im Jahr 1617.

5. Männerbefehlich an alle Gernemänner.

Neweröffneter | Ernsthaffter, hochstraffwürdiger vnd unverbrüchli- | cher Manner-
 befehlich, | Abgegangen | An alle nichtswichtige schlechtlichtige | Gernemänner. | [Kupfer-
 stich, 9,2 × 23,5 cm: In der Mitte thront ein bärtiger Fürst, neben ihm stehen zwei Diener;
 vor ihm kniet eine Frau, eine andere steht dabei. Links sieht man im Hintergrunde ein
 Paar an der Tür, eine Frau vor dem Bette des Mannes, einen seine Frau prügelnden
 Mann und eine Frau, die ihrem Mann zwei Geldbeutel gibt. Rechts im Hintergrunde
 befinden sich ebenfalls vier Szenen: die Frau kehrt aus, setzt dem Manne die Morgensuppe
 vor, kocht am Herd und nimmt an der Tür vom Manne Abschied.] — (Dresden, Nürnberg,
 Wolfenbüttel). Vgl. Weller, Annalen 2, 485.

Wir Groß- vnd Ertzhertzog der braven Indianer
 Der beiden Asien, Europen, Aphricaner,
 Der Jungfraw Insel-Fürst, Erbherr in Weiberland,
 Auff Manheim, Herrenburg, vnd was sonst mehr bekandt,

1) Am Rande: Beym Virgilio im 7. Buch vom Aenea.

5 Entbieten vnsern Gruß den Edlen, Grafen, Rittersn
 Mit angehängter Gnad. Kein Mensch darff für vns zittern,
 Ein Mann der bleibt ein Mann. Kompt her vnd höret hier,
 Was vnser Cantzeler Herr Weiberherr bringt für!

Zum Ersten soll das Weib dem Mann seyn vnterthan,
 10 Mit keinem rauhen Wort ihm jemal fahren an;
 Ja sie soll auch kein Kind ohn ihres Mannes wissen,
 Viel minder einen Mann mit Liebesblicken grüssen,
 Soll stets gleich einer Schneck als Wirthin seyn zu Hauß,
 Nicht wie ein Mausehund bald lauffen ein, bald auß.
 15 Nicht viel ins Kindbett gehn, nicht plaudern, klatschen, waschen,
 Mit der Gevatterin Zitronenwein außnaschen,
 Auch allzeit seyn bedacht, sobald der Mann aufsteht,
 Daß sie ihm mit der Sup vom Wein entgegen geht.
 (Schöns Mänle, hinter sich, als wie die Hänne scharren.
 20 Ihr Weiber thut ihr diß, so seyd ihr rechte Narren.)

Zum Andern soll das Weib den Manne lassen Ruh
 Bey hellgestirnter Nacht, am Tage sprechen zu,
 Daß er spatzieren mög, deß Nachts ihn lassen schlaffen
 Vnd ligen, wann er will deß Tages etwas schaffen,
 25 Wo nicht, zum Weine gehn. Vnd geht er nicht bald heim,
 So warte sie fein Sein; die Bäncke haben Leim
 Im Wirtshauß oft vnd viel; kömpt er Nachts heim[ge]gangen,
 Wird sie ihn Frewdenvoll empfangen vnd vmbfangen,
 Fein artlich kleiden ab, auch sanfft zu Bette führn
 30 Vnd ihre Liebeswort mit Honigzucker schmiern.
 (Schöns Mänle, hinter sich, als wie die Hänne scharren.
 Ihr Weiber, thut ihr diß, so seyd ihr rechte Narren.)

Zum Dritten, so der Mann die Fraw im Trunck geschlagen,
 Soll sie ja spat noch früe kein enig Wörtlein sagen.
 35 Wirds Tag, so falle sie auff ihre beide Knie
 Vnd sprech: Hertzliebster Mann, ich knie jetzt für euch hie.
 Vergebt, vergebet mir, daß ich ein Wort gesaget,
 Euch gestern Abend spat im Harnisch eingejaget!
 Ich will es nimmer thun, diß soll das letzte seyn.
 40 Kompt forthin, wenn ihr wolt, vom Bier, Meth oder Wein!
 So soll ein gut Gericht für euch stehn auff den Tische,
 Das beste in den Jahr, Krebs, Hüner, Tauben, Fische.
 Vnd daß ich diß will thun, hertzallerliebster Mann,
 Gelob ich hie mit Mund vnd beiden Händen an.
 45 (Schöns Männle, hinter sich, als wie die Hänne scharren.
 Ihr Weiber, thut ihr diß, so heisset man euch Narren.)

Zum Vierdten, weil die Fraw auff dieser gantzen Erden
 Kein bessern Schatz nicht hat, so muß sie mit Geberden
 Im freundlich warten auff, ihm geben Geld vnd Gold,
 50 Ernehren, kleiden schön, bezahlen seine Schuld.
 Will er sich mit der Pursch im Sauffkrantzlein erquicken,
 Spatzieren reiten, fahrn, soll sie ihm Geld nachschicken,
 Sofern ihm was gebricht, ja sie soll Tag vnd Nacht

Auff Nahrung, Futter, Mahl vnd Frombsein seyn bedacht.
 55 (Schöns Männle, hinter sich, als wie die Hanne scharren.
 Ihr Weiber, thut ihr diß, so heisset man euch Narren.)

Nun dieses vnd noch mehr, was ein Mann wird begeren,
 Soll ihm in minsten nicht sein Kammerkätzlein wehren,
 Ihm ehren als ihr Hautb, fein gehen an die Hand;
 60 So wird der Männer Leid in lauter Frewd verwand.
 Im Fall sie diß nicht thut, will ihm nicht bald auffhupffen
 Vnd zeucht des Mundes Schwerdt, kann er die Scheide klupffen.
 Gegeben in dem Jahr, da man zu Mannheim ruft:
 Ein Fraw, die diß nicht thut, vom Manne sei gepufft.
 65 Trag Prügelsuppen auff vnd vngebrandte Asche!
 Die stillt den Weiberzorn vnd ihre Klappertasche.

Dieses alle Männer meinen,
 Solten alle Weiber weinen;
 Darnach könnet ihr euch richten,
 70 Wegert euch ja gantz mit nichten!
 Alle Männer müssen siegen,
 Alle Weiber vnten liegen.
 Vnd kömpt ja eine Klage,
 So ist es nur am Tage,
 75 Man hat noch nie gehöret,
 Daß sich ein Weib beschweret,
 Daß ihr Mann zu Nachte
 Auß Ehstand Wehstand machte.
 Ihr Weiber, folget hier, so seid ihr gute Knechte,
 80 Bekommet gute Zeit vnd lauter güldne Nächte.

Männer Siegel dieses ist,

[Rundes Bildchen: Ein stehender Löwe schlägt mit einer Keule auf eine Schwertscheide, daneben eine Henne. Umschrift: Mæner sterck.]

Das erbricht der Weiber List.

[Rundes Bildchen: Ein Kranich (?) lässt einen Stein auf den Kopf einer Schlange fallen, daneben ein kleiner Hahn. Umschrift: Weiberlist.]

Zu finden in Nürnberg bey Paulus Fürsten Kunsthändlern, etc.

6. Der Weiber Privilegien vnd Freiheiten.

Überschrift eines Kupferstichs (18×26,2 cm) mit neun nummerierten Abteilungen auf dem Museum in Braunschweig. In der ersten Abteilung sitzt Foeminarius auf dem Thron, die Weiber mit der Freiheitsurkunde belehnend, sie in Waffen. In der zweiten lässt sich der Mann Geld zu Wein geben, in der dritten wartet er in Gesellschaft auf und leuchtet der Frau nach Hause; in der vierten deckt er den Frühstückstisch; in der fünften speisen sie, er die Reste; in der sechsten kehrt er die Küche, während sie beim Frühschoppen auswärts Würfel mit einem jungen Gesellen spielt; in der siebenten lässt er sie ins Bad fahren und dort mit fremden Männern baden; in der achten klopft er leise an die Schlafkammertür, während die Frau und ihr Schlafgeselle sich im Minnespiel erlustigen; in der neunten hat er die Frau übergelegt und streicht ihr mit einem Stabe den blossen Hintern. — Das ganze Blatt in Leisteneinfassung, die an die Jobinsche erinnert. Das Blatt gleicht äusserlich den übrigen aus Paulus Fürstens Verlag, von P. Isselburg in Nürnberg? Stimmt zu dem ABC der Ehe in Erlangen und Braunschweig [Hirth, Kulturgeschichtl. Bilderbuch 3,

No. 1596], dem 'Herrn Über Sie' [oben No. 4], dem Köpffkram [Bolte, Jahrbuch für Geschichte Elsass-Lothringens 13, 151], dem Eselrichter [Fischart, Werke 1, 431]. [Zum Inhalt vgl. ein gleichzeitiges Flugblatt des Germanischen Museums: 'Gemeiner Weiber Mandat.']

WIR Foeminarius, Erwehltter Gubernator zu Frawenburg, Schutzherr der Weiber, Freyherr im Weittenfeldt, Hauptmann vom Kopff biß zu den Füßen, Vogt im Haderthal, Regend in der gantzen Wäscherey, zur Plauderburg vnd Schnaderhausen, Herr zu Zankfurt, Murr- vnd Schnurrenberg, Ober Amptmann zu Klapperstein, vnd Aufseher deß wol vnd vbel bestellten Weiblichen Gerichts zu Waschhausen, etc. Entbieten allen vnd jeden vnsern lieben getrewen vnserer Gnad, angeborenen guten Willen, vnd alle Beförderung zuvor. Vnd thun Euch hiemit kund vnd offenbar, wie daß vor vns kommen vnd erschienen seyn etliche Weiber, welche vns Ihre grosse tieffe Beschwernuß angezeigt haben, vorgehend, wie daß sie nun sehr viel Jahr hero mancherlei Widerwertigkeiten vnd Vngebüß, doch alles sehr gedultig, von Ihren Männern hetten leyden vnd außstehen müssen, welches Ihnen, wegen der langwirigen Trangsals, gar zu schwer werden will. Haben vns derhalben als Ihre vorgesetzte hohe Obrigkeit gantz vnderwürfflich gebetten, daß wir Ihnen außgegebener hoher Macht vnd Gewalt etliche Freyheiten, in Ansehung Ihrer Weiblichen Gebrechen, sintemal sie nun ein lange zeit vnden ligen müssen, gnädiglichen mittheilen wolten, welches wir mit wolbedachtem Rath vnserer gantzen Obergerichts, vnd geheimen Raths zu Waschhausen, also haben statuiren, setzen vnd ordnen wollen.

Erstlichen, geben wir den Weibern, Insonderheit denjenigen, so vber jhre Männer zu herrschen begierig seyn, diese Freyheit, Macht vnd Gewalt, daß sie mögen Dägen, Wehr, Rappier vnd Dolchen, wie die Männer anhencken, vnd darmit auff den Marck auch hin vnd wider spatzieren gehen. Mehr, daß sie mögen Burgermeister, Ampt- vnd Hauptleut, auch Fenderich vnder Ihnen erwehlen, damit wann sie den Männern etwas befehlen, daß sie es gleich thun müssen, wie die Fraw will. Item, Ein jeder Mann soll seinem Oberkeitlichen Weib ohn alle Widerred, vnderthänig vnd gehorsam seyn, ohn seines Weibes vorwissen vnd willen, bei Leibesstraff, nicht zum Wein oder Bier gehen, aber zum Wasser soll es Ihme erlaubet seyn, wann, vnd wie oft er will. Mehr, Alles Gelt so er verdient, einnimbt, erwirbt vnd bekompt, soll er dem Weib geben, vnd sie allein lassen Seckelmeister seyn, vnd wann er zu einer Maß, oder halben Maß Wein Gelt bedarff, sie fleissig darumb bitten vnd ansprechen. Item, Wenn die Fraw zu Gast gehet, soll sie der Mann deß Abends mit einer Fackel widerholen, doch soll er sie nicht heim treiben, sondern auff sie warten, biß es Ihr gelegen vnd wolgefällig ist heim zu gehen. Ferners soll der Mann deß Abends (sonderlich wenns kalt ist) zeitlich sich ins Beth legen, der Frawen das Beth warm machen, vnd deß Morgens wiederumb früh auffstehen, Ihr ein gutes Wein Súpplein kochen, oder aber gebratene Vögel zurichten, ein warm Wasser ins Gießfaß thun, damit sie die Händrichen nicht erfreyret, alsdann fein still vnnd gemachsam, auff daß sie ja nicht auß dem Schloff erwachen, oder ein schrecken einnehmen möchte, in die Kammer gehen, vnd sehen ob sie nicht einmal erwache. Schlafft sie aber zulang, vnd wolt etwan wegen der kälte nicht herauß, soll der Mann den Tisch zurichten, Löffel vnd Deller herbey suchen, damit wann die Fraw auffsteht, der Tisch bereitet vnd zugerichtet sey. Doch soll der Mann Ihr zuvor das Hembde wärmen, hinein zu Ihr tragen, vnd sie fragen, ob sie auffstehen wolt, das Hembd sei warm, die Stuben eingehetzet, der Tisch gedecket, die Speiß vnd Tranck sey vorhanden. Vnd wann sie auffgestanden ist, zu Tisch gesessen, vnd gessen hat, was dann vbrig ist, soll es der Mann, wann es anders der Frawen will ist, vollends abnagen, vnd was sie nicht will, sich damit zubegnügen lassen. Item, es soll sich ein jeder Mann befeissen, daß er bey Leib sein Weib nicht erzürne, damit sie durch den Zorn nicht in eine Kranckheit fallen möchte. Weiteres soll der Mann sonst alle Haußarbeit, ohne seiner Frawen geheiß, fleissig verrichten, vnd wann sie Ihm etwas befiehlt, Er aber solches nicht von stund an thun wolt, soll sie Ihn vor vns verklagen, als dann wollen wir Ihn der gebür nach, zu straffen wissen.

Item, Wir geben Ihnen auch zu, daß sie alle Morgen früh mögen zum Malvasier, Reinfall oder Brandtenwein gehen, allda sie im Brett, mit Würffeln oder Karten sich erlustigen mögen, immittelst aber soll der Mann daheim bleiben, vnd die Hauß Arbeit verrichten.

Endlichen vnd zum Beschluß, geben wir den Weibern diese Freyheit: So etwan die Fraw sich in ein warm Bad, oder lusts wegen, zu einem Sawrbrunnen begeben wollte, es were gleich nach Marggraff Baden, ins Embser Bad oder Wießbad, oder aber nach Göppingen, Cell: Wildbad, oder Langen Schwalbach, dahin soll er sie nach Ihrem willen auff einer Kutschen führen lassen, Ihr Gelt vnd Zehrung gnug verschaffen, damit ja kein mangel fürfallen möchte, wie es im Bad bräuchlich ist. Beliebt es aber der Frawen, so soll der Mann vnder dessen daheim bleiben, vnd die Haußhaltung verrichten. Doch soll er der Frawen ein solche Wärterin verschaffen, welche dasjenige verrichten möge, als wann er selbst Persöhnlich zugegen were. Vnd ferner, so irgend die Fraw lust vnd lieb zu einem feinen Jungen Gesellen, oder zu einem glatten Pfaffen haben möchte, deren doch gemeiniglich an solchen Orthen jimmerzu gefunden werden, die solche Possel Arbeit¹⁾ gerne zuverrichten pflegen, darzu soll der Mann nicht vbel, sawr oder vnlustig außsehen, obschon derselbige mit der Frawen ein Stund oder zwo auff das Bad rasten oder ruhen möchte. Doch soll vnder dessen der Mann in der Kuchen fleiß anwenden, damit zwey par Eyer fein frisch möchten gesotten, auch ein junges gebratenes Hünlein, vnd was ferners auff den Tisch gehörig, bey neben einen herrlichen gesunden guten Wein, zugerichtet werde. So nun alles bereitet, soll der Mann fein gemachsam in die Kammer gehen, vnd sehen, ob sie wachen oder schlaffen. Wachen sie, soll er Ihnen anzeigen, der Tisch sey bereitet, vnd alles was darauff gehörig, sey vorhanden, so es nun der Frawen gefällig, mag sie auffstehen. So aber die Fraw Ihm möchte zur antwort geben, Er soll noch ein weil verzug haben, vnd sich auß der Kammer gehen, sie hätte mit dem, der bey Ihr sey, noch eine weil zu schertzen, alsdann soll der Mann von stunden an mit erschrockenem Hertzten auß der Kammer lauffen, die Thür hinder Ihm zu schliessen, vnd gedencken, er wolle die gute Fraw hierinnen nicht verhindern, es möchte irgend jetzunder bey solchem Appetit ein Jungen Erben geben, daran woll er nichts verhindern, vnd soll also der Mann noch froh darzu seyn.

Wo sich nun einer oder mehr diesem vnsern Mandat widersetzen, oder seines Weibes Befehl nicht nachkommen würde, den soll die Fraw anklagen, vnd nach Ihrem gefallen in die Straff nemmen, wie sie will, Es sey gleich mit Hunger oder Durst, daß sie Ihm die gantze Wochen nichts warms zu essen gebe, oder aber, daß er in einer kalten Stuben auff der Bank, so lang es der Frawen gefällig, ligen muß. So soll sie auch vollkommene Macht vnd Gewalt haben Ihne mit andern Straffen als mit Gabeln, Rocken, Stül, Schlüsseln, Knitteln vnd Schrägenstecken zum Gehorsam zu bringen. Doch soll diese gegebene Freyheit, nicht länger dann drey Jahr lang, die nechsten nach Pffingsten auff dem Eyß, nach einander folgend, wehren.

Hierumb gebieten wir allen vnd jeden Männern, vnd sonderlich bey Straff vnserer Vngnaden, hierinnen euch gehorsamlich zuerzeigen, damit Ihr ja ewern Weibern daran kein hindernuß thut, auch nicht ehe schippelt, Katzenbuklet, oder vber Rhein fahret²⁾, biß es Ihr wol gelegen sey. Dargegen haben sie versprochen, solche Freyheit nicht länger dann drey Jahr zu haben, wollen sich als dann gehorsamlich widerumb gegen Ihren Männern erzeigen, vnd wie sich die Männer solche drey Jahr erzeigt, also wollen sie sich darnach auch erweisen.

Geben auff vnserm Schloß Klapperstein, vnderhalb Waschhausen, drey meilen hinder der Bel[tz]mühlen³⁾, nicht weit von Plauderburg gelegen, als da war die xxv. Klaffter in der Luft, vnd zwölf vnd zweintzig Bauwren tritt, im tiefen Wasser, im nechsten Jahr nach dem vorigen, Vnsers Reich, welches nirgend daheim, im dritten, Vnserer Verwaltung aber, in der ersten vnd letzten Jahrszeit, im hellen finstern Tag.

1) Vgl. M. Montanus, Schwankbücher 1899 S. 619.

2) Vgl. Montanus S. 678.

3) Über diese fiktive Ortsbezeichnung vgl. Bolte, Archiv für neuere Sprachen 102, 249. 253.

(Schluss folgt.)

Aus dem Leben der Gossensasser.

Von Marie Rehsener.

(Vgl. oben 1, 67. 421. 2, 189. 3, 40. 4, 107. 6, 304. 395. 8, 117. 249.)

Wirtschaftliches.

Man muss alle Tage sehen, dass das Geschäft geht (auch der liebe Gott muss das); doch mehr als man dertut, kann man nicht tun. — Zum Essen und Sterben muss ein jedes Zeit haben, und wer es mit Essen und Beten saumt, hat es hier und dort dersaumt. — Weiter als bis zum Sterben kann man es nicht bringen; doch wenn man sich gar zu sehr sorgt und grabt (grämt), sorgt unser Herr nicht mehr, und es hilft alles nichts, man muss leben bis zum Sterben. — Ohne Müh' ist es (das Leben) nie. — Der alte Gröbner (Leopold) hat ein Ziel gehabt (Mass gehalten).¹⁾

Wie die Arbeit sich dem Brauche der Väter nach gestaltet, siehe oben 3, 40—55 und 4, 107—133. In dem folgenden ist auf Erwerb und Gewerbe bezügliches wiederzugeben versucht: Einzelnes von Männern und Weibern, und wie sie es ihrem Wesen nach treiben.

Hier waren Eheleute, die nie etwas so taten wie andere, da ging es nicht in der Wirtschaft und nicht miteinander. Endlich kamen sie aufs Landgericht zu streiten. Der Landrichter fragte den Mann: „Warum machst du es nicht wie die anderen?“ — „Ha“, sagte er, „ich soll es wie andere machen! Sie führen Mist, und ich hab keinen! Sie backen Brot, und ich hab kein Mehl!“ Er hat noch etwas gesagt, aber das dritte habe ich vergessen, sagte die Erzählerin.

Der mindere Mensch²⁾ hat es sieder (seit) der Eisenbahn und dem Fremdenverkehr besser, der Bauer in Gei (im Gau aussn) schlechter als ehnder, sagte der A. — Ich heirate keinen Bauern, dachte die B., die fast ausschaut wie die Mutter Gottes in der Kirche³⁾ mit den roten Trieln (Lippen) und den zug'woachten Handln (feinen, weichen, geschmeidigen Händen); da muss man, wenn nur die Tür geht, fürchten, es kommt ein Gelder (Gläubiger) ums Geld. Aber was man verredt (woegen man sich mit Reden wehrt), das trifft einen; sie heiratete einen Bauern. Er ist ein ungesechener (angesehener), ein rechter (rechtschaffener) Mensch; ist fest — was er gesagt hat, ist gesagt. Sie sind beide gesund, haben immer gedacht: Besser die Hosen hin als die Lailicher (Leintücher), besser

1) Wenn er morgens in den Viehstall kam, sagte er zu den Knechten:
Ich wünsch Enk einen guten Tag,
Bevor ich sonst etwas sag.

2) Quartierleute, Tagewerker.

3) Schönheitsbegriff.

draussen die Kleider zerreißen, als krank im Bett liegen. Es sind werklene Leut (die alles wirken, was sie wollen). Sie arbeitern mit allem Fleiss und g'schmitzt (mit grosser Mühe und schnell), sehen auf die Natur und was die Sache, die sie vorhaben, erfordert. Der Erdapfel sagt ihnen: Setz'st d' mich im April, kimm i, wenn i will, setz'st mich im Mai, kimm i glei (gleich)! — Nicht zu klein die Stücke fürs Setzen geschnitten, man soll immer mit zwei Augen (Keimen) eini fahren in die Erde. Auch muss nachher diese um die Kartoffelstauden gut aufgehäufelt werden, damit es keine Sünninge (Erdäpfel, die in der Sonne gelegen und grün geworden) abgibt. — Roggen und Bohnen sagen:

Jät'st du mich nicht zu rechter Zeit,
Dann laschst (lässt) du mich in Keit (Ruhe)!

Doch nicht alles Unkraut ausziehen, wo das Getreide dünn steht; dann würde die Erde nacket (nackend). — Der Weizen sagt: Riegele (lockere) mei Würzl, so füll ich dir dein Kistl. Und der Mågn (Mohn): Riegele mei Füssl, so füll ich dir dein Krügl. Die Kresse frisch vorzu abschneiden, reihweise, nicht bald hier bald da.

Mitanand backen die Eheleute Brot. Heut ist kein Holzgait ummer, wird mit Holz nicht gespart. Die Frau tut die Brote abgeben (aufheben und auf die Schaufel legen), der Mann sie einschiessen (in den Ofen schieben). Es muss schnell gehen, sonst geht die Hitze aussn (hinaus). So arbeiten sie mit Hilfe der Kinder und anderer Verwandten — mit eigenen Leuten. Ja, wenn man alles selbst tut, ein jedes Plätschl (Blättchen) auhebt (aufhebt) und verwendet, stehen die Kühe im Stall da, dass sie glänzen. Unnütze Arbeit machen solche Menschen sich nicht, wie die drei narrischen Ding sein: Schmalz ummachen, Knödel auhelfen und die Leut auwecken; denn Schmalz zergeht, die guten Knödel stehen von selber auf und die guten Leut auch, wenn sie genug geschlafen haben.

Auch sorgen sie sich nicht unnötig um andere; denn wer das tut, wird früh grau. Er soll lieber beizeiten sehen, dass er ein Bett hat, was gross genug für ihn ist; sonst wird er auch noch glatzet, weil er immer mit dem Kopf oben anstösst.

Dass mehr Geld da, ist besser, denkt der B., denn wenn ich keins habe und ein anderer auch nicht, kann ich keins leihen; aber wenn ein anderer eins hat, geht es. „Der moanige (mein Verstand) ist nicht so dumm!“ Wohl heisst es: Was man nicht zahlen (bezahlen) kann, soll man lassen, sonst kommt man geschwind in den Pfeffer. Und auch: Wenn einer es zu fein hat, tut er der Plage selbst au (auf). Doch der B. verkauft seinen kleinen Hof, den er gut bewirtschaften konnte und kauft einen grossen, der viel Arbeitskraft erfordert und auf dem ein grosser Teil der Kaufsumme als Hypothek stehen bleiben muss. Die Frau wird krank,

die Dokter sein murre (anspruchsvoll), oft müssen Rezepte in die Apotheke getragen werden, dass die Subjekten sie machen. Die Bäuerin ist nicht mehr das Mensch für schwere Arbeit. „Dass sie sich zu fast derneäthet (über die Kraft zur Arbeit gezwungen), glaube ich nicht.“ Noch stirbt der Bruder des Bauern, den er als Knecht angenommen. Die vielen Kinder sind erst klein. Der älteste Buab hat wohl im Sommer tüchtig mitgearbeitet, dass er leere (mager) war im Herbst; doch der Bauer haust hart und macht weitere Schulden. Schulden und das Wort Gottes bleiben ewig. Wenn bezahlt, sind es keine Schulden mehr; aber, was man nicht hat, kann man nicht geben — er hat kein Geld, sie zu bezahlen. In den Wirtshäusern tut er ‘ratschen’ und ‘bellen’ und reisst der Welt doch kein Loch aus. Wegen eines Menschen geht sie weiter im Guten und Bösen. Der M., bei dem die Leut all ihr Geld verloren haben, ist, nachdem er og’schüttelt (die Schulden beim Bankrott abgeschüttelt), reich geworden, tröstet sich der B. Er möchte im Unmut auch das Zeug (sein Besitztum) den Geldern (Gläubigern) fürwerfen (hinwerfen zur Verteilung). Bald ist er der Tropfen am Dach, so verschuldet, dass wie ein Tropfen leicht abfällt, er leicht vom Hof gejagt werden kann. Er kommt noch in die Schnottl, hann i Sorge!

Für die jungen Leute ist zuviel Geld unmer. Das Geld macht viel Lumpen in der Welt. Die Tragerin hat den Mann erst schwer derbändiget. Im Dorf hat mancher Montags die Arbeit noch nicht aug’nommen, weil nicht nüchtern; aber es brauchte nur die Bahn nicht mehr zu gehen und die Fremden wegzubleiben, dann hörte das viele Trinken auf.

Ein Bauer erwachte und sagte zu seinem Buabn: „Sonderbar, da hat mir von drei Ratten geträumt; was das bedeuten mag? Ich sah nacheinander eine fette, eine magere und eine blinde.“ — „Das will ich enk gleich sagen“, rief der Buab. „Die fette ist der Wirt, zu dem ihr alles tragt (dort vertrinkt); die magere sind wir, die Mutter und ich, die wir nichts haben; und die blinde seid ös, der nicht sieht, dass wir hungern.“ Ein solcher gibt keinen alten Mann ab. Wenn die ‘Dokters’ es den Männern sagen, dass sie sterben müssen, wenn sie soviel trinken, und sie es doch tun, müssen sie wohl gerne sterben.

Das Maul ist zu weit. Der H. ass und trank allm (allewege, immer) mehr als er brauchte und tat die Kost nicht derarbeiten. Jetzt können Sie hören, wie er es machte, an einem Morgen zu drei Vormessen (Frühstücken) zu kommen. Er hatte einem Bauern in Pflersch verheissen, ihm auf den Bergen beim Heuziehen zu helfen und ging dafür hin. Schnell wurde ein gutes Frühstück (Suppe und Mus) gekocht, und er ass sich satt. Nachher stand er auf, deutete mit der Hand nach den Bergen und rief: „Wind oben, Wind oben, wir können nicht gehen!“ Und sie gingen nicht. Er aber ging zu einem zweiten Bauern. „Jetzt schnell zum Heuziehen“, rief er, „die andern sind schon oben!“ Wieder wurde reichlich gefrüh-

stückt, und wieder stand er auf, wies mit der Hand auf die Berge und sagte: „Wind oben, Wind!“ Auch hier unterblieb die Arbeit, und so machte er es noch bei einem dritten. Einmal ging er mit seinem Bübl zu einer Alm, trank dort Schlegelmilch, aber wieder viel zu viel. Da fiel er um, blieb liegen und war tot. Das Bübl fürchtete sich, allein heimzugehen; doch der Senner sagte: „Über die Bäume brauchst du ja nicht zu klettern.“ Da ging das Kind.

Des M.s Vater trank nur, was ihm nutz und not war, aber der M. trank 'was wieviel Wein'. Wenn er kein Geld dazu hatte, was oft war, vertrug und verkaufte er alles aus dem Hause, was er bekommen konnte. Einmal trug er der Frau einen frischgebackenen Torten fort, ein andermal ihre Hemden. Sie war auch die rechte Frau für ihn. Als sie schwer krank lag, bat sie die Wärterin, ihr einen guten Schnaps zu bringen; doch als sie das Glas mit Schnaps in der Hand hielt, trank sie nicht, reichte es dem Mann hin und sagte: „Da, Maxl, trink du!“ Er hatte einen Geistlichen zum Vetter, und der hat wohl 1000 Gulden verloren für des M.s Wohlverhalten. Wenn es nichts nützte, ihn dafür in ein Arbeitshaus zu bringen, sollte das Geld zum Teil der Wiesener, zum Teil der Gossensasser Kirche zufallen. Es nutzte nichts. Der Geistliche starb bald, und die Leute erbten viel; Sie können denken, wieviel! Sie hatten einen Tisch in der Wohnstube stehen, so gross wie unser Tisch, darauf schütteten sie das Geld, und es ist nach allen Seiten herabgerollt, weil es nicht Ort darauf hatte. Auch das ist alles verloren gegangen, und sie kamen auf nichts.

Die S.s haben das Geld zuerst verworfen, fliegen lassen¹⁾; jetzt ist es sauber, das Vermögen verwirtschaftet. Sie waren immer rüstig gekleidet (gut ausgerüstet) — ein schönes Gewand ziert einen Zaunstecken — und waren überall dabei.

Wer nicht will unnütze Sachen kaufen,
Muss nicht auf den Jahrmarkt laufen.

Dass noch das Fuir auskemmen, wird ein Unfleiss, eine Unachtsamkeit gewesen sein.

Der K. war ein besserer als wir, ein Künstler, sagte die Zenze, er verstand die Dreschmaschinen. In der Arbeit war ihm keiner über, und er arbeitete alles gleich gut; gleichviel, ob das Material Holz, Eisen oder Stein war, ob er gesund oder krank. Doch es tat ihn verfolgen (er war oft unwohl), die Augen lagen ihm am Nacken (tief im Kopf), der Wind stiess gegen das Herz. Nichts als Grabnis (Gram) hatte er. So serbte (siechte) er hin, und es ging zurück mit dem Leben. Er hat lange 'ummerg'totet' vor dem Sterben, und niemand hat seine Krankheit verstanden.

1) Das heisst auch: seine Freiheit missbrauchen. Ein Mädchen sagte: „Wenn ich von der Tante erbe, will ich's flieg'n lassen, Wind machen.“ Sie sagt es in Zeiten, zu früh.

Vor dem Gatterle seines Hofes stehen seine kleinen Kinder. Die Mutter ist krank, sagt das grösste. „Was fehlt ihr, was hat sie?“ fragten wir. „Schmerzen.“ — „Das sind wohl arme Leut, wie sie krank dasitzen mit ‘mein Gott!’ und ‘lieber Gott!’“

„Die Mutter hat das immer so gehabt“, sagte die M. B. „Schweres drückt sie alles in sich hinein.“ Die haben ein nettes Hoamgarthaus (geselliges Haus)¹); das ist aber auch alles. In solches Haus kam ein Weibis und hat g’spellert, aussn ummer geredt, als sie etwas haben wollte: „Ich weiss nicht, was heute kochen? Zum Mus hab ich keine Milch. Sonntag hab ich ein Kilo Mehl gekauft, aber wie lang reicht ein Kilo“ usw. Sie macht die Bäuerin owendig (abwendig von dem, was sie vorhat); hintersellig (hält sie auf); doch jetzt ist die mit Rahmschlagen (Buttern) fertig und gibt der Frau einen Batzen Butter. „Jetzt wohl bist eine Tolle und wächst allm noch ein Stück“, ruft diese (bist toll, dick, gross — hast viel — und wirst grösser, weil du davon abgibst). Wenn sie nichts erhalten, würde sie maulen: „Wo Geld, ist Gait (Geiz); die ist eine Zange, die alles zusammenbringt und hält.“ Und eine weniger freundliche Bäuerin würde sagen: „Gute Werke will die ‘Lütterin’ sich sammeln, gute Werke? Ja, wenn man ihr etwas schenkt!“

„Ich hab selber nicht genug“, sagte eine Frau, als ein Lotter um ein Ei bat. „Wenn man erst dann geben will, wenn man genug hat“, erwiderte er und ging weiter. — Wenn sich die Schelm etwas stehlen, lacht der Tuiff, und wenn sich die Bettler etwas schenken, rert (weint) er.

Vom Armen erhält man immer mehr als man ihm gibt. „O Peäterle, Peäterle“, rief der Uhrner (Uhrmacher) einem eintretenden Armen freundlich entgegen, „was bist du für ein armes Kasperle!“ und reichte ihm die Gabe. — Ein anderer hatte eben von einer Bäuerin Suppe und Knödel erhalten und sagte beim Fortgehen: „So, jetzt such ich mir ein Platzl aus, wo der Wind nicht zu kann, und abends wird wohl wieder einer etwas für mich zu essen haben.“

Man soll aber nicht eher betteln, als bis man sich auf gar keine andere Weise mehr zu helfen weiss, nichts arbeiten und nichts verdienen kann. Einmal fand der heilige Johannes, hat der Pfarrer in der ‘Predige’ gesagt, einen Mann im Walde liegen, der einen Sack mit zusammengebetteltem Brot neben sich hatte. Der Heilige nahm ein kleines Brötchen und legte es dem Schlafenden aufs Herz. Der erwachte und sagte: „Wie schwer ist es mir auf der Brust!“ — „Ich hab dir nichts drauf gelegt“, sagte der heilige Johannes, „als einen kleinen Brocken von deinem Brot.“ — „Die Berge, die auf mir liegen, ziehen mich in die Hölle hinab“, stöhnte der Lotter.

1) Ein Haus wie ein Umissenhaufen (Ameisenhaufen). Ein winkliges Zeug (unregelmässig gebautes Haus) wird auch gesagt.

Die A. war immer der 'Gotteswill' (um Gottes Willen aufgenommen). Sie war struppelantig (skrupulös) ängstlich, auch wohl vor Übereifer ungeschickt, übereilt — ein Schuchluggis. Bei der B. aber war das Arbeiten ein G'stiere (Gestochere, ein langsames), ein Unfleiss¹⁾. „Fürpass ist besser als Nachlass“ (vorher aufpassen ist besser als Nachlässigkeit).

Die Suppe ist bachlauter (dünn). Die Bäuerin hat tüchtig Wasser eingeschüttet, denn „in dreierlei Fällen kann man der Suppe helfen: wenn sie zu heiss, zu rasse (salzig) und zu dick ist.“

Was sie braucht, ist verzaschpet (verkrant); doch „was das Haus hat g'schlunden, hat man allm mehr g'funden; was aber lange Finger und Füsse kriegt (was gestohlen und fortgetragen wird), nimmer“.

„Man muss aufs ganze Jahr die Vorräte antragen, nicht auf einmal verwirtschaften.“ Doch was die Leute im Hofe aumausen (anhäufen), wird mürbe und faul vom Liegen, tut déraltuen. Das essende (zu essende) Zeug verwerd (verdirbt). Der Zuber fürs Waschen ist vergessen einzutäkn²⁾ und rinnt, das Moglen (Reiben) der Wäsche geht nicht wie es soll, nicht genug Asche zur Lauge ist genommen — die Wäsche dergraut.

Über des Weibes Brotbacken muss man lachen; weil das Brot gefroren gewesen ist im Ofen. Auch die Feldarbeit geht nicht voran. „Wenn der Hans Jackl noch wär, der machte schon noch etwas. Machte, dass sie bei der Arbeit anfrören.“ Man meint, es wären lei Fatschkinder (nur Wickelkinder) auf dem Hof, so dumm geht es her.

Der Fahraus, die rücksichtslos Zornige, schafft mit niemand, denn sie hat überall das Maul zwischen; die schafft mit sich selber nicht, da wissen Sie es, was es für eine ist. Wenn du nur etwas möchtest mit Willen sagen! (Gegensatz von im Unwillen reden.) „Gleich hat sie ein übles (böses) Gesicht gemacht, als sie das zerbrochene Hafele sah“, sagte die neu angenommene Dirn von ihr. „Sein tuts das Fürnehmen (Voreingenommenheit, Vorurteil), ich hätt's Hafele zerbrochen, was mir z'wider ist. Wir Gitschen (Mädchen) sein allm die Täter.“

Der Petrus hat unseren Herrn gefragt, welche Plage man den Menschen schaffen solle. Unser Herr hat geantwortet: Keine. Die Menschen plagten sich schon selber.

Unrêschunige Leut', die nie zufrieden, gibts genug. Die knaufen, raunzen, fade sein tun, sich immerfort ärgern und beleidigt fühlen. Andere haben einen angenommenen Sinn (sind eigensinnig). Diese Dirn ist leutticket, stellt der Bäuerin alles an einen unrechten Ort, dass sie suchen muss. Jene Bäuerin falsch; einen ganzen Korb Eier hat ihr eine Frau auf den Brenner geschickt, und drei sind davon zerbrochen hingekommen, und zwei Jahr hat sie es ihr vorgehalten. Und die Will- und Mussleut',

1) Unfleissig arbeiten, unpünktlich und unsauber.

2) Durch heisses Wasser dicht machen.

das sein grobe Leut, die immer sagen: Ich will und du musst. Sie, die M., will allm tun, was sie will, und ich soll mich zu Tode grämen. Ja, wenn eine mühselige oder delikate Person die Strauche hat (verschnupft ist), ist nichts mit ihr zu machen; denn wenn sie etwas soll, lässt sie der Grint (Kopf) nicht. Wenn der narreten Pf. ein anderer nicht getan hat, was sie gern wollte, den frisst sie, wünscht ihm nichts Gutes. Sie vergisst nicht, und wenn sie den Toas (Geschrei) anhebt, geht es immer weiter.

Die Weiber lieben allm e wenig einen heimlichen Weg, so für die Einkäufe die Läden, die etwas versteckt liegen. Sie sind neugierig und schwatzhaft.

Die A. ist so viel wunderle (verwundert sich gern), ist neugierig, was es auf der Welt gibt, und hat ihr eins gebeichtet (etwas anvertraut), da ist's grad, als wenn der Wind dreinfährt, so schnell ist's überall bekannt. Die Pusterin (Pustertalerin) hat eine Weile g'tudert, über alles sich beklagt, den ganzen Tag hat sie das Maul auf (spricht sie) — mich wundert, dass sie es nicht ruit (reut) — was wahr, ist mir nicht zu viel (es auszusprechen) und keiner zu gross (es ihm zu sagen). Da sagt man nicht umsüst (umsonst): Das ist eine rechte Vorgeiss (die Geiss, die einer Herde vorangeht), wenn die Leut umanand 'gumperln' und 'rusteln'.

Der Natz sagte von seiner Schwester: „Sie ist der beste Advokat. Sie weiss alles, und recht hat sie immer.“ — Ich kann die Menschen sonst gut leiden, hub die St. an, aber die C. mag ich nicht, wider meinen Willen; über einen jeden weiss sie etwas, nur über sich nicht. Der Mensch, der grad alle otaxiert und otadelt (aburteilt), ist gewiss einer von den schiechsten (hässlichsten), wie der M., von dem man nicht weiss, wo das eine Auge und wo das andere hinsieht. Die Weiber transchen (klatschen), sein über die Leut, haben sie.

Gestern sprach die D. mit einer andern, klagte ein Weibis, und da hörte ich es wohl, dass sie mich wieder hatten. Sie ist so eine, so lange sie bei einem ist, ist man's, und ist sie zum Hause hinaus, sind es die anderen.

Man sagt nicht umsüst, wenn die Weiber beim Jäten in den Feldern zusammenhocken, stirbt ein jeder gern; dann sein die Tuifl alle im Jätacker, oder da hat der Tuifl über den Weiberleut zu tun, kann also nicht die Sterbenden plagen.

Einen Fehler eines anderen, den niemand weiss, sagte das Josele, soll man nicht aufdecken. Der Himmelsvater will es nicht. Er hat gesagt, den Mantele drauf lucken solle man.

Heute war grosser Lärm im Dorf. Eine Frau stritt mit ihrer verheirateten Tochter, und rundherum standen die Nachbarinnen und gaben der Mutter bei jedem Worte Recht. Letztere schrie immer ärger auf die Tochter ein, und zuletzt rief sie: „Du hast ja noch nie in deinem Leben

nur ein Schneuztüchl gewaschen!“ Da horchten die Weiber auf, sahen sich verblüfft an und nahmen dann einstimmig Partei gegen die Mutter: „Aber wer ist denn daran schuld als du? Aber wer hätte es sie denn lernen sollen als du?“

Wer die Landarbeit sein Leben lang getreulich getan hat, kennt sie um und um. Der Vater, erzählte der N. L., kam noch auf den Rain, als er schon schwer mit dem Stock ging, zu sehen, wie wir säten und wie es ginge. Doch das Wetterle tut, was es will, ob man da schwarz oder weiss sagt. Die Sunn ist e bissl zu nachlasset (nachlässig). Wenn es nach dem Bauen des Weizens zu stark regnet, wächst das Gras drüber, unterdrückt den Weizen, er kommt drunter und wird blind.

Als das Korn nicht gut geraten war, nahm der Klaas eine Garbe und stieg damit zur ersten Kapelle, am Wege nach Schelleberg in die Höhe. Dort schüttete er das Korn vor unserem Herrgott aus und sagte: „Wenn du nichts besseres wachsen lässt, haus' du mit dem Zeug.“ Ein Bauer betete: „Lieber Herrgott, du hast mich erschaffen und musst mich auch erhalten; wenn du mir alle Tage 30 Kreuzer gibst und ein Laib Brot, erhalte ich mich auch selbst.“ Und ein anderer meinte: „Wenn ich unsern Herrn um e Brot bitt, bitt ich ihn glei frisch um e weisses und nicht um e schwarzes. Ihn ist's gleich, und mir ist's lieber.“

Verschlagen sein wir z'wenig, g'scheidt gross genug.

Wenn nie niemand 'narret' tät, wär alles gescheiter auf der Welt. Töricht hat der Rosereitmüller nach dem Urteil der Bauern gehandelt, indem er von seinem Lande etwas hergegeben. Ihn hat man gebunden, ihm das Pech oergebracht (herabgebracht). Die Wasserkammer fürs elektrische Licht ist auf seinem Grund und Boden angelegt, gegen 150 Gl. Entschädigung. Er kann auf der Stelle mähen, darf aber nichts Schweres darauf bauen. Sie (die Elektriker) haben das 'Servitutsrecht'.

Närrisch hat sich der Mann benommen, der Weiberarbeit verrichtete: Der M. hat Topfnudel¹⁾ gekocht, statt des Musers²⁾ eine Krauthacke³⁾ zum Umrühren gehabt und viel zu wenig Schmalz. Da haben die Nudeln angehebt schreien. „Jetzt schreit nur ös Tuifele“, sagte er, „jetzt friss ich enk.“

Zu übermütig war der N., der sagte, die abgerahmte, gestockte Milch wäre gut auf den Mist zu giessen. Als er todkrank war, hätte er sie gern getrunken, aber nicht mehr derschlunden.

Unvernünftig zeigte sich die Dirne, die kaum in einen Dienst getreten, ihn wieder verliess. „Vierzehn Tage im Dienst sein, da kann

1) Frischer Käse wird mit etwas Mehl zu Nudeln gerollt und diese werden in Butter-schmalz gebacken.

2) Kleine eiserne Schaufel.

3) Grosse Hacke.

man nichts lernen und nichts (Gelerntes) anbringen.“ Und die andere, die nicht tüchtig arbeiten mochte, musste hören: Zum Feiern stellt man niemand an; feiern tut ein jedes selber, wenn es es tragt, wenn man es dazu hat.

Über die Lochmüllerin wurde gelacht; denn um aussrländisch zu reden, hat sie ihren Mann immer „Alterê“ (Alter) statt Alterô¹⁾ gerufen, wie sie hier sagen.

Eine andere Frau wollte fein reden. Sie klagte ihrem Manne: „Heut hab ich das Katarrh!“ — „Für dich wäre die Strauche²⁾ auch gut genug“, erwiderte er. Verwundern erregte die Äusserung, den Fremden solle man die Milch teurer verkaufen, als den Dorfbewohnern, und unsere alte Bäuerin rief: „O eia (warum nicht gar)! Ich wüsst nicht, dass die Milch dadurch besser würde, wenn man sie Fremden hergibt.“ Ungehalten auch wurde sie, als Händler junges Gemüse anboten, was noch hätte wachsen müssen, um Geschmack zu haben. „Den jungen Mergen (Gelbrüben) ist nur grad das Wachstum genommen, und die Rüben wären vorm Formessen (Frühstück) erwachsen, sie hätten (dafür) nicht mehr Zeit gebraucht, so klein sind sie. Ein andermal hörten wir sie ihrem Knecht zurufen: „Gib den Hennen nicht soviel ungekochten Weizen! Es ist zuviel Windhafer darein, der sät sich im Mist und ist nicht wieder fortzubringen.“ — „Aus der Saat wächst kein Unkraut“, rief lachend der Knecht. „Ich hab es doch selbst gesehen“, antwortete die Zenze, „wo der Huis nur den Windhafer gefahren, hat man, als die Saat aufgegangen war, die Streifen im Feld gekannt.“ — „Nein“, erwiderte der Knecht, „das Gute muss man säen und pflegen. Das Unkraut wächst, wo es will. Das ist schon von Adam her so. Unser Herr hat gesagt: Dein Feld soll dir Dornen und Disteln tragen.“

Schwer wird es dem Bauern sich in eine andere Erwerbstätigkeit als die seine hineinzusetzen und ihr gerecht zu werden. Am unbegreiflichsten ist ihm der Fremde, den er nichts arbeiten sieht, und der doch viel Geld ausgibt. „Solche Leut' müssen zahlen mit einem birkenen Laub, sonst könnten sie das Geld nicht alles haben.“

Ein kleiner Bube versuchte vom Überfluss etwas abzubekommen, sagte einem eben angekommenen Fremden „Guten Tag“ und bettelte. Als er nichts erhielt, wünschte er demselben bei nächster Gelegenheit „Schlechten Tag“. Ein anderer Junge unterwies seinen Kameraden: „Du brauchst die Fremden nicht anzubetteln, sondern, wenn einer kommt, musst du ihm freundlich entgegenlaufen, ihm die Hand hinstrecken und sagen: Grüss ihne Gott, Herr! Dann bekommst du gewiss etwas.“

Der Grosse ruft dem Vorüberkommenden auch ein „Grüss Gott!“ zu und achtet darauf, wie er antwortet. Der Fremde, der keinen Gruss er-

1) Der Laut ô wird angehängt, damit der Ruf weithin schallt, man ruft auch duô.

2) Volkstümlicher Ausdruck für Grippe.

wartet, kann ihn überhören und wird dann fälschlich verurteilt. Der Hut wird nicht leicht vor ihm gezogen.

„Da zieht der Waldhüter gar die Kappe vor der fremden Frau. Das ist ein Scheinheiliger! Ich sage ja nicht, dass die Frau nicht recht wäre, das mag sie genug sein; aber er kennt sie doch nicht und weiss es doch nicht.“

„Was wird die junge Gasthofswirtin, die immer mit Fremden zu tun hat, Gutes haben? Arbeit und Gramessen; Sorge hier und Sorge da; einem jeden muss sie schön reden, gleichviel, ob er gut oder schlecht ist.“

Weniger befremden die regelmässig durchkommenden Leute aus dem Volke, die 'Bötinnen', Tragerinnen; doch fehlt es auch da an Anerkennung. Eine Tragerin, die allm auf den Brenner ging, sehr gross und schon 70 Jahr alt war, suchte sich selbst ein Ansehen zu geben, indem sie sagte: „Leut' gibt's genug im Dorf. Da sein Zimmerleut', Schneiderleut', Schusterleut' . . . , ich aber bin ein Mensch!“ Dabei zeigte sie auf ihr Herz, knixte wie vor sich selbst und nahm den Hut ab. Ich war damals 14 Jahr alt, sagte der Erzähler, jetzt ein alter Mann, doch ich sehe sie noch.

Als auch noch Kraxenträger über die Berge gingen, wurde einem solchen nachgesagt:

Das Kraxenträger¹⁾ Huissele
Kocht im Staat (Sonntagsgewand) ein Muissele (Mehlmus),
Dann geht es wieder spanneweit,
Dann ruht es wieder lange Zeit.

Der Müde rastet gern, und der Faule noch viel lieber.

Die meisten der Handwerker besitzen auch Land, welches sie wie die Bauern selbst bearbeiten, unterscheiden sich also nur von ihm durch den Betrieb ihres Gewerbes. Als aber ein Tischler, der kein Feld besass, allein seiner Geschicklichkeit vertrauend, sich einen Hausstand gründen wollte und um eine Bauerngitsche warb, musste er sich abweisen lassen: „Heiraten“, antwortete das Mädchen, „wie kann das sein! Du hast nur die blossen Händ!“ Er mass die drei Wege (Ausdehnungen) zu einem kunstreichen Kasten (Schrank), schaffte ein mitnuies Werk²⁾, aber sie heiratete ihn nicht. Volles Ansehen geniesst der Uhrner (Uhrmacher), der allem Schadhafte, gleich dem Radmacher im Fritz Reuter, geschickt ab-zuhelfen weiss.

Mit heiligen Dingen soll man nicht Fowl (Spott) treiben, mit anderen geht es schon. Was in der sonnigen Weite gereift, das Korn, trägt der Bauer in die dunkle Mühle. Er ist nicht ohne Misstrauen. Eine Mühle hat viele Gänge, heisst es, in ihr geht manches verloren; etwas staubt weg, etwas rinnt weg. Der Müller sagt dem entsprechend:

1) Männer, die in einem Holzgestell, der Kraxe, Waren auf dem Rücken tragen.

2) Eins was nie dagewesen.

In Gottes Namen steh ich auf,
 Alle Säck und Bälge lös ich auf,
 Stehl' ich nicht vom Mehl, stehl' ich vom Korn,
 Meine Seele ist doch verlorn.

Während der Bauer in der Weite seine Furchen zieht, läuft des
 Webers Schiffchen auf kleinem Felde hin und her. Wie mühsam und
 wenig einträglich ist des Handwerkers Tun! Doch er selbst soll schuld sein.

Um 7 Uhr stehn die Weber auf,
 Um 8 Uhr gehn sie kirchen,
 Um 9 Uhr tun sie Gockeln auf,
 Um 10 Uhr tun sie wirchen (wirken).
 99 Weber wägen (wiegen) $1\frac{1}{2}$ Pfund,
 Weil sie so rappig und schäwig sein, wägen sie so rund.

Noch mehr Spott erleidet der Schneider, der in enger Stube Stich an
 Stich reiht. Seiner Arbeit musste gar ein Fremder zu Hilfe kommen. Der
 Till Eisenspiegel (Eulenspiegel) hat die Schneider z'samm g'narrt und ihnen
 den Knopf (Knoten) zu machen angezeigt, damit sie nicht immer den
 ersten Stich umsonst tun. Wie ihre Arbeit räumlich zusammenschumpft
 gegen die der Bauern, werden die Schneider selbst, wenn man ihrer
 spottet, als verschwindend klein bezeichnet. 99 Schneider haben auf einem
 Klufensknopf (Stecknadelkopf) gegessen, aus einem Fingerhut sich einen
 Rausch getrunken, auf einer Nadelspitze getanzt, und zuletzt sind sie alle
 99 übers Schlüsselloch aus. Dass sie für die Natur und für das, was ihnen
 in der Weite begegnet, keinen richtigen Massstab haben, folgt aus ihrer
 Lebensweise, auch werden sie ängstlich: 99 Schneider, o je, sehn eine
 Schnecke für einen Bären an und fürchten sich sehr. Die Schnecke streckt
 ihre Hörner aus, und da fürchten sie sich noch mehr; einer aber schreit
 laut auf: Mutter, o meine liebe Mutter, was zottelt da derher!¹⁾

Verändert in folgender Fassung:

Es sein emal drei Schneider gewesen,
 Die haben 'ne Schneck für 'nen Bären gesehn, o je, o je, o je!
 Der erste sagt: Geh du voran, o je, o je, o je!
 Der zweite sagt: Getrau mir's nicht, o je, o je, o je!
 Der dritte sagt: Sie könnt uns alle drei fressen, o je, o je, o je!
 Da streckt die Schneck die Hörner aus, o je, o je, o je!
 Und jagt die drei Schneider bei Tempel aufaus, o je, o je, o je!

Der Schuhmacher wird zwar entschuldigt, kuritzen (knarren) von
 ihm gefertigte Schuhe, er habe das Trinkgeld dafür noch nicht erhalten.²⁾
 Doch sangen einst Buben vor dem Hause eines Schusters:

Schuster, du hast gestohlen Hanf und Drahtgarn,
 Überzeug und Sohlen, Musst mit mir zur Hölle fahren.

1) [Erk-Böhme, Liederhort 3, 448 No. 1633. Vgl. oben 4, 434⁴. Baist, Zs. f. rom. Phil. 2, 303 513. 3, 98. Sedlmayer, Wien. Stud. 6, 151. Boucherie, Revue des langues rom. 29, 93.]

2) Auf der Stêr gibt ihm der Bauer wohl etwas Speck und die Dirn 10 Kreuzer, in der Stadt ist er froh, wenn er sein Geld kriegt.

Gleichzeitig liessen sie ein Wagenrad, welches sie vorher mit Stroh umwickelt und angezündet hatten, die Strasse hinunterrollen. Schleunig rief er: „Ich geb's wieder, ich geb's wieder!“ Wenn einer stiehlt und es wieder geit (gibt), ist er so gut wie andre Leut.

Der starke Metzger wehrt sich gegen Spott. Einmal ist beim Schlachten den Metzgern der Stier auskommen, da haben die Leute, die zugesehen, gelacht; ein Metzger aber rief:

Da brauch't's nicht viel Wörter und brauch't's nicht viel Foppen,
Brauch't's nur Hudern (Lumpen) den Leuten die Mäuler zu derschoppen
(zu stopfen).

Die Arbeit des Zimmermanns ist dem Bauern vertrauter. Jener hat seine Zimmerdielen, seine Tenne mit Geschick aber auch mit Kraft z'sammeng'gastert (gefalzt). Mit ihm ziehen alle Männer zum Bachwehren hinaus, und ist es nachts, kommen auch die Weiber hinzu und zünden (leuchten mit Kenteln, Fackeln). Schon hat das Wasser eine Mauer g'oedet (verwüstet). Da heisst es Tschuckenziehn (Bäume mit Tassen [Zweigen] ins Wasser lassen) und mit Ketten befestigen und die Brücke oziehn, bis auf die zwei untersten Rundhölzer abräumen, damit die Gisse (der angeschwollene Bach) sie nicht fortreisst. Laut ertönen die gemeinsam gesungenen Rammelverse:

Hochauf in den Wind, dass der Schlägel frei singt;
Tief ochn in den Sand, dass der Tuifl frei zannt (zornig ist).

Der Schmied, der die Gewalt des 'Fuir's' noch mit dem Windflügel (Blasebalg) schürt, nimmt es mit Hölle und 'Tuifl' auf. — Ein Schmied schimpfte und fluchte und rief immer dazwischen, das sei wahr, was er sage, alles wahr, und wenn es nicht wahr wäre, möge ihn der Tuifl nur gleich holen — schwörte ihn von der Hölle weg — erzählte die alte Moidl und setzte hinzu: „Ich meinte gewiss, der Tuifl müsste kemmen, aber er kam nicht.“ Der H., der auch dabei stand, sagte: „Jetzt gehe ich, dass, wenn der Tuifl kommt, ich ihn nicht zu sehn brauche.“ — Der Sensenschmidt, der viel Arbeit und Verdienst hatte, sollte der Fremden wegen seinen Hammer zeitweise einstellen, es täte ihre Ruhe stören. In der Gemeindeversammlung hat nur der Weber Franz für ihn gesprochen. — Die Arbeit kann man niemand nehmen, sagte die Weberzenze. —

Von Handel und Wandel ist nicht viel die Rede. Der Bauer gibt ein Stroh her, verkauft ein Kalb, eine Kuh usw. Kauft er etwas beim Krummer (Krämer), wird wohl eine Weile gewörtelt (hin und her geredet). Da heisst es: „Die Ware ist von schlechter Mannität (Qualität).“ Der Kaufmann sagt dagegen: „Der Preis ist auch nur ein 'Bagatell'.“ — „Nein, das ist ein 'Eselsgeld' (ist zu hoch),“ ruft der Bauer und denkt für sich: Die Leut gibt es nicht mehr, die nicht auf sich (ihren Vorteil) sehen. Ist ein Handel überhaps (oberflächlich) geschlossen, wie z. B. Stroh über-

haps gewogen¹⁾, dann ist es nicht ganz (in Ordnung), dann geht es nicht auf anand (stimmt nicht). Es zieht einen langen Schweif nachn. Wer ist schuld? Schreiben wir das Gatterseil²⁾ (Seil zum Zuziehen einer Zauntüre).

Kann der Käufer nicht zahlen, so beitet man ihm (wartet auf Bezahlung). Der M. hat heut gelärmt, dass er schon im Herbst dem N. einen halben Zentner Stroh verkauft und 'gebeitet' habe, der habe ihm dafür Brot versprochen, aber er habe nichts erhalten und erhalte nichts. Ein Zentner Stroh, berechnete unsere Bäuerin, kostet 40—50 Kreuzer, also wären es 20—25 an Wert. Da weiss ich nicht, welches der 'ärgere Häuter', der, der die 20 Kreuzer nicht zahlen kann, oder der, der sie so mängt.



Kranz von der Sonnenwenda (S. 59).

Will eine Sache nicht zustande kommen, weil jemand saumselig oder unwillig ist, so schmirbt man ihn, wie eine verrostete Maschine geölt wird. Man zahlt ihm einen Wein, schenkt eine fette Gans. Lässt der Mann sich viel schenken, spottet man: „Der Schmirbefresser! und wenn du ihm tausend Gulden brächtest, er nähm sie und säh weiter nicht nach, ob du nachher noch zu leben hättest.“

Es sind wie überall gute und böse Leut, g'flossene³⁾ (schlaue) und dumme. Der G'scheite wird dem Dummen allm was oderlappen (abreissen). Jener ist ein Schelch, ein solcher wie der Fuchs, und dieser ruft zu spät: Spitzbub, g'dränter!

Vor dem Tuifl hilft das Kreuz, aber nicht vor bösen Leut.

1) Der Bauer wiegt einen Zentner, zählt die Garben und zählt dann nur die übrigen, ohne sie zu wiegen.

2) Redensart, auch auf dem Gericht gebräuchlich, wenn man nicht weiss, wer etwas getan hat.

3) Heisst auch fleissige.

Früher soll Zauberei geholfen haben. Man brauchte dafür die *Sunnwendstaude*¹⁾, und zwar:

Ein Kranzl, in der Johannisnacht von zwei Reisern mit zwei Fingern gemacht,
Und über keine Türschwel' und unter keiner Tropfstel²⁾ ins Haus gebracht.

Hier soll man arbeiten und, wenn die Glocke anschlägt, kirchengen.³⁾ Der Besitzer eines Hauses ist fürs Kirchengen der Einwohner verantwortlich. Wird es unterlassen, muss er einst in der Hölle hocken.

Wohl sagt man, mit Kirchengen säumt man nichts, aber du hast viel gearbeitet in der Zeit, sagte eine Bäuerin zu ihrer Dirn, die sie, dringender Arbeit halber, aus einem Gottesdienst zurückbehalten hatte. Ein fremder Geistlicher, der hier gepredigt, hat gesagt, der Bauer solle einen zur Kirche in die Messe schicken und den für die anderen beten lassen; doch das hat die M. nicht haben gewollt, hat nichts davon wissen wollen — sie ging allm kirchen.

Ein jeder will tun, was er will; aber keiner tut das Rechte. Wenn du alles für eine Sünde hältst und es doch tust, ist es dir auch eine Sünde. — Die N. hat vor lauter Heiligkeit unserem Herrn schon die Zehen abgebissen und hat sie im Mund; wenn sie aber aus der Kirche, ist sie mehr über die Leut (klatscht). — Die N. geht fast alle Sonntag beichten — dem Tuiff die Herberge kündigen, der sich immer wieder einschleicht. „Wenn es noch jetzt so Sünde ist wie emört und wie es in den Büchern steht, dann kommt keiner mehr in den Himmel.“

„Es ist wohl eine Schande auf euch Männer, dass ihr 'die Evangel' verkaufen lasst“, hörte ich eine Frau zu einem Gossensasser lebhaft sagen, trat hinzu und erfuhr folgendes: Früher hat der Geistliche in der Kirche mehrmals im Jahr für alle Verstorbenen der Gemeinde die Evangel — den Wettersegen hat man es geheissen — an allen vier Altären gehalten. Auch noch ehnder geschah es in der Weite. Er hat die Bitten für die Toten verlesen und eines jeden Schreibnamen dazu. Das täte den Gottesdienst zu sehr verlängern, hat der Herr Kurat dann verkündigt. Jetzt fallen die Namen fort, und nur selten noch ist der Wettersegen. Wenn die Leut um eine Messe oder ein Amt für die Toten bitten, müssen sie es bezahlen. „Dass ihr die Evangel verkaufen lasst“ heisst also: dass ihr das Recht auf die allgemeinen Totenmessen hergegeben habt und und statt dessen jede einzelne bezahlt. „Die Geldnot! die Geldnot ist auch bei den Herrn (Geistlichen)“, erwiderte der Angeredete.

1) *Artemisia vulgaris*. Vgl. die Abbildung auf S. 58.

2) Wo Wasser vom Dach träuft.

3) Oben 6, 304—319 und 395—417 usw.

Neben einer Haustüre sass ein alter Mann, ganz in Lumpen gehüllt. Ein Vorübergehender grüsste ihn und sagte: „Guten Morgen!“ — Den hab' ich alle Tage, erwiderte der Alte. „Nun denn, so wünsche ich euch Glück!“ Das hab' ich allm. „Erfüllung eurer Wünsche!“ Die sind erfüllt. „Da bitt ich mir doch, wie ich euch so sitzen sehe, nähere Erklärungen aus, wie das möglich ist“, sagte der Fremde, stellte sich fest vor den Armen und mass ihn mit den Blicken. Erklärungen will ich euch gern geben, fing dieser an: Meine Wünsche sind erfüllt, denn ich habe immer gewünscht, dass meine Wünsche die des lieben Gottes sein möchten; der weiss, was mir gut ist, und was der will geschieht auch. Kamen schwere Tage — auch sellene sind kemmen — dachte ich, die sind dir zur Prüfung für dein Seelenheil gegeben, also dein Glück, und so ist jeder Morgen für mich ein guter. (St. S.).

Baden - Baden.

Aus alten Novellen und Legenden.

Von **Pietro Toldo.**

(Vgl. oben 13, 412—426. 14, 47—61.)

6. Der Ehemann als Ratgeber des Liebhabers.

Ein unerfahrener Jüngling trifft einen Ehemann, der sich für einen Meister in jeder List hält und ihn unterweisen will, wie man die Frauen anderer Leute verführt. Der Jüngling ist gelehrig, er macht rasche Fortschritte in dieser Schule und erlangt endlich die Gunst einer schönen Frau, die infolge eines seltsamen Zufalles, und ohne dass er es ahnt, die Gattin seines Lehrers ist. Das sind Gottes Fügungen, hätte Aleardi gesagt. Lange Zeit macht sich der kluge Lehrer über den unbekanntem Gatten lustig, über dessen Dummheit der Jüngling spottet; dann beginnt mit einem Male in seinem Geiste der Verdacht aufzutauchen, dass er selber der Gegenstand des Spottes sei. Er beobachtet, überlegt, errät, sieht; allein wie er auch die günstige Gelegenheit auskundschaftet und rasch zu nutzen trachtet, nie gelingt es ihm, den Beweis der Tat in die Hand zu bekommen. Gleich den bekannten Gendarmen der Operette läuft und rennt der wackere Mann, um stets zu spät zu kommen.

Dieser Stoff steht in enger Verbindung mit der mittelalterlichen Auffassung von der durchtriebenen Schelmerei der Frauen. Unzählige Listen von Bäuerinnen und Edeldamen berichten die Fableaux, und die gleichzeitigen Dichtungen übertreiben die eheliche Untreue der Damen und ihre

Beständigkeit in der Liebe zu fremden Männern. Da gibt es lächerliche Verstecke, Tröge, Kisten, Fässer und Schlimmeres. Der argwöhnische Ehemann stöbert überall umher, übersieht aber fast immer das Nächstliegende. Andererseits erscheint der Treubruch wie eine Schicksalschickung, durch Zaubermittel hervorgerufen. Isoldes Reinigungseid, das Gewölbe der Flamenca zeigen uns feinere Arten des Truges, sind aber immerhin Listen Verliebter, und die alte Geschichte vom gefoppten Gatten wiederholt sich beständig in den verschiedenen Zeiten und Literaturen.

Indes weist die Erzählung vom Ehemanne als Ratgeber des Liebhabers eine Abweichung von den gewöhnlichen Schwänken auf, sie geht in der Vervollkommnung der Frauenlist einen Schritt weiter. Bei den übrigen sehr verschiedenen Täuschungen ist der Gatte im allgemeinen der Treue seiner Frau ganz sicher, und wenn er einmal etwas Verdächtiges bemerkt, so lässt diese es mit solcher Meisterschaft verschwinden, dass er geträumt zu haben meint. Wie kann der heimkehrende Mann ahnen, dass die Frau ihn nur darum so zärtlich umarmt, um dem Buhlen Gelegenheit zum Entweichen zu geben! Wie kann der Gatte an der Wunderkraft der Hosen des hl. Franziskus zweifeln, da er weiss, dass man gegen die Beschwerden der Schwangerschaft zu noch seltsameren Reliquien seine Zuflucht nimmt! In unserem Falle ist der Ehemann auf der Hut; der, der ihn unwissend betrügt, traut ihm und erzählt ihm die Ausflüchte und Listen der geliebten Frau, die Stunde des Stelldicheins, die Art, auf die er das Haus betritt, ohne den Argwohn der Nachbarn zu erregen. Und der Mann ist nicht dumm, sondern schlau und gewitzt; denn die Ratschläge, die er dem Jüngling erteilt, schlagen über Erwarten glücklich aus. Aus diesen besonderen Beziehungen zwischen Betrüger und Betrogenem entspringt eine besonders erheiternde Wirkung. Wie wird die Frau sich retten, da der Gatte alles weiss und der unvorsichtige Jüngling diesem völlig traut? Man glaubt einer zierlichen Fechtübung zuzuschauen, bei der die Stösse immer dichter fallen und immer meisterhaft pariert werden.

Der erste, der in Italien dies Thema behandelte, war Ser Giovanni, der im Pecorone¹⁾ berichtet, was dem jungen Bucciolo zustiess, als er

1) 1. Tag, 2. Novelle. [Deutsch von A. Keller, Italiänischer Novellenschatz 1, 85 und Simrock, Quellen des Shakespeare² 1, 291. Hazlitt, Shakespeare's library 3, 16 (1875).] — [Eine Vorstufe dieser und der folgenden Novelle ist der um 1200 von einem Nachahmer des Matthaues von Vendôme in lateinischen Distichen gedichtete 'Miles gloriosus' (E. Du Méril, Origines latines du théâtre moderne 1849 S. 285. Vgl. Hist. litt. de la France 22, 59. Cloetta, Beiträge zur Litgesch. des Mittelalters 1, 79f. 1890). Auch hier unterrichtet ein junger Ritter, der von einer schönen Dame zu Rom geliebt und reich beschenkt wird, deren Gatten ahnungslos von seinem Abenteuer, wird dreimal von diesem und den Brüdern der Frau beim Stelldichein überfallen, entschlüpft aber jedesmal, da ihn die listenreiche Dame hinter der Tapete, unter der Matratze und in einer Truhe verbirgt und, als diese aufgebrochen werden soll, mit Hilfe der Magd sogar einen Hausbrand inszeniert. Der gefoppte Ehemann ladet ihn nun zu einem prächtigen Gartenfeste und bittet ihn, nachdem er seiner gleichfalls anwesenden Frau geboten hat, sich zu verschleiern und kein

mit seinem Freunde Pietro nach Bologna kam, um seine Rechtsstudien abzuschliessen. Da Bucciuolo früher als sein Gefährte fertig wurde, bat er, um sich die Zeit zu vertreiben, seinen Lehrer, ihn noch eine andere (heut aus den Universitätsprogrammen ausgeschlossene) Kunst zu lehren, jene *Ars amandi*, die Ovid seiner Zeit und dem ganzen Mittelalter verkündet hatte. 'Ich möchte lernen', sagt Bucciuolo, 'wie man sich verliebt und wie man sich dabei benimmt.' Der Meister lächelt über die seltsame Bitte, aber ein Gelehrter darf vor nichts zurückschrecken, alles taugt ihm als Studienobjekt. Er übernimmt also das Amt eines Beraters und heisst den Schüler nach der Minoritenkirche gehen, wo die schönsten Frauen von Bologna ihre Andacht verrichten. Dort soll er zusehen, ob ihm eine Dame gefällt, und ihr folgen, um zu erfahren, wo sie wohnt. Der Jüngling geht, sieht zu, wählt und berichtet darauf dem Meister. 'Geh du jeden Tag', sagt dieser, 'zwei oder dreimal sittsam vor ihrem Hause vorüber und hab immer deine Augen in acht und lass niemand merken, dass du nach ihr hinblickst! Weide dich aber so lange an ihrem Anschauen, bis sie deine Neigung gewahrt; dann komm wieder zu mir!' Gehorsam tut der Schüler alles, da ihm diese Unterweisung angenehmer dünkt als das Studium der Verordnungen, bedient sich, immer nach den Lehren des weisen Ratgebers, einer gefälligen Vermittlerin, verzagt nicht bei den ersten Zurückweisungen und gelangt endlich ans Ziel. Nun erregen viele einzelne Umstände endlich einen Argwohn in der Seele des Lehrmeisters, der anfangs zweifelt, dann aber sich überzeugt, dass er das Spiel auf seine eigenen Kosten gelehrt habe. Die Dame, der der Jüngling den Hof macht, ist seine eigene Frau. Da befällt gewaltiger Unmut den Meister; er schwört, das schuldige Paar zu überraschen und zu strafen. Doch sein Weib verzagt nicht; das erste Mal rettet sie den Liebhaber, indem sie ihn unter Wäschestücken versteckt; das zweite Mal stellt sie den Jüngling

Wort zu sprechen, um nochmalige Erzählung seiner Liebesabenteuer. Arglos folgt der Ritter der Aufforderung, da tritt ihn die Dame auf den Fuss; er versteht plötzlich die Warnung und fährt fort: 'Auf der Flucht gewährte ich eine gläserne Brücke und trat darauf; aber sie brach, ich stürzte ins Wasser und erwachte; alles war ein Traum gewesen.'

Cum cecidi timuique cadens maduique cadendo,

Delevit nimius somnia dicta timor.

Sic mihi somnus opes et sic mihi somnus amicam,

Sic pontem vitreum, sic mihi fecit aquam.

Haec dedit accedens, haec dempsit ipse recedens;

Nafragium sensi laetus abesse meum.

Der unglückliche Gatte wird nun als Verleumder geprügelt und aus dem Hause gejagt; der Liebhaber aber tritt an seine Stelle. — Der das Liebespaar rettende Hausbrand, wie der durch einen Sturz von der Brücke abgebrochene Traum sind häufig wiederkehrende Motive; vgl. zum ersteren das *Fable du cuvier* (Montaignon-Raynaud 1, No. 9), v. d. Hagen, *Gesamtabenteuer* No. 42, A. Keller, *Erzählungen* 1855 S. 283, Pryn-Socin, *Kurdische Sammlungen* 1890 2, 110; zum anderen Grillparzer, *Der Traum ein Leben*, 4. Akt und S. Hocks gleichbetitelt treffliche Monographie 1904 S. 96.]

neben die Tür und umarmt mit einer an den Kreis des Dit du Pliçon¹⁾ erinnernden List den eintretenden Gatten, so dass er nichts hört und sieht. Auf das Geschrei des Mannes laufen ihre Brüder hinzu und erklären laut, sie würden die Schwester strafen, wenn ihre Schuld sich herausstelle. Doch ein Beweis ihrer Schuld fehlt, und der Meister erhält als Narr und Verleumder Prügel. Der Student hat den, der ihm so kluge Lehren gegeben, nicht vergessen, und wie er erfährt, er gelte für toll, eilt er ihn zu trösten herbei. Aber der Lehrmeister heisst ihn sich packen und fügt hinzu: 'Bucciolo, Bucciolo, geh mit Gott! Du hast auf meine Kosten gelernt.'

Inhaltlich ähnlich, doch im einzelnen abweichend verläuft Straparolas Novelle²⁾. Der portugiesische König Gallese hatte einen Sohn Namens Nerino, der achtzehn Jahre alt geworden war, ohne andere Frauen als seine Mutter und die Amme kennen zu lernen. In Padua, wo Nerino studiert, schliesst er Freundschaft mit einem Arzte, Meister Raimondo Brunello, der von solcher Einfalt betroffen, törichterweise ihm seine eigene Gattin, eine sehr schöne Frau, zeigt, ohne ihm zu sagen, wer sie sei. Nerino ist unternehmender als Bucciolo, und da ihm Brunello nicht bei seinem Liebesunternehmen helfen will (man begreift, warum), geht er allein ans Werk, bedient sich einer Vermittlerin und erreicht endlich sein Ziel. Der Arzt ist nicht wenig überrascht, als ihm Nerino von seinem Glücke erzählt. Zuerst erscheint es ihm undenkbar, dass seine Frau ihn hintergeht; nachdem er sich dann überzeugt, zettelt er vier Listen an, um jene, die seine Ehre schänden, zu überraschen. Das erste Mal wird der Liebhaber im Bette versteckt, dessen Vorhänge die Frau hurtig schliesst, das zweite Mal in einer Kiste, das dritte Mal im Schranke.³⁾ Brunello, der immer vom Jüngling unterrichtet wird, wie die Dame die Anschläge ihres Gatten zu vereiteln wusste, ersinnt schliesslich einen Meisterstreich, um die Schuldigen ins Verderben zu stürzen. Er ladet den Jüngling zum Mahle und befiehlt der Frau, ebenfalls zu kommen, aber nicht am Tische niederzusetzen, sondern verborgen zu bleiben und das Notwendige zu bereiten. Als nun alle Verwandten und der junge Nerino versammelt sind, setzen sie sich zu Tisch, und Meister Raimondo sucht mit seiner groben List Nerino trunken zu machen, um dann mit ihm nach seinem

1) [Oesterley zu Gesta Romanorum c. 122. Bédier, Les fabliaux 1895 S. 466.]

2) *Piacevoli notti* 4, 4. [Deutsch bei Simrock, *Quellen des Shakespeare*² 1, 313. Hazlitt, *Shakespeare's library* 3, 46 (1875). Koepfel, *Studien zur Geschichte der italien. Novelle in der engl. Literatur* (1892) S. 99.]

3) [Auch in der isländischen *Grettissaga* (P. E. Müller, *Sagabibliothek* 1, 259. 1817; vgl. Boer, *ZfdPh.* 30, 13) versteckt Frau Spes ihren Geliebten Thorstein Dromund dreimal vor ihrem eifersüchtigen Gatten in einer Kiste, unter einem Kleiderhaufen und unter einer Falltür, verlangt dann Scheidung, leistet einen Reinigungseid ähnlich dem der Isolde (W. Hertz zu Gottfried von Strassburgs *Tristan* 1901 S. 545f.) und heiratet später den Geliebten.]

Gefallen zu verfahren. Als daher Meister Raimondo ihm wiederholt den Becher mit Malvasier gefüllt und Nerino jedesmal ausgetrunken hat, spricht Raimondo: 'Ach Nerino, erzähle doch einmal unseren Verwandten ein Abenteuer zum Lachen!' Der arme Nerino beisst auf die Angel an und erzählt der lustigen Gesellschaft seine Liebesgeschichte. Man lacht, klatscht Beifall, und der Ehemann drängt immer mehr auf den Namen der Schönen. Wenn der Name ausgesprochen ist, kann Raimondo Scheidung oder Rache verlangen. Allein des Doktors Weib schläft nicht. Bei dem lauten Gelächter wird sie argwöhnisch, zieht 'als eine kluge und verständige Frau' den Diamantring, den ihr Nerino geschenkt, ab und legt ihn in eine silberne Schale mit einem köstlichen Tranke und sagt zum Diener: 'Nimm diese Schale und reiche sie Nerino und sag ihm, er soll trinken, damit er dann besser erzählen kann!' Wie der Jüngling den Ring in der Tasse erblickt, erkennt er die Gefahr der Geliebten, und die Aufforderung besser zu erzählen macht ihn vorsichtiger und bedächtiger. Vergebens fordern ihn Raimondo und die anderen auf, zu enden. Er will nichts davon wissen und schliesst mit den Worten: 'Und da, da krächte der Hahn, und gleich war's Tag, ich erwachte aus dem Schläfe und sah nichts weiter.' Was tut's, ob ihn die Gesellschaft für närrisch oder betrunken hält; später darf er auf guten Lohn rechnen. Wirklich wird das Verhältnis immer inniger, und zuletzt entfliehen Nerino und die Frau miteinander; der geäffte Doktor bleibt allein und stirbt bald darauf vor Kummer.

Die beiden Novellen sind von Gorra und Rua gut erläutert worden. Der erstere¹⁾ verweist auf die Untersuchungen von Simrock²⁾ und Liebrecht³⁾ und berichtet, man habe dem lustigen Schwanke des Ser Giovanni von Florenz einen orientalischen Ursprung zugeschrieben. In der Tat führt Dunlop die Erzählung des zweiten Reisenden in Einaiut Oollahs Bahar Danush⁴⁾ an, die Gorra nicht einsehen konnte. Simrock dagegen sagt: „In den von Dr. Max Habicht aus einer tunesischen Handschrift übersetzten Märchen der 1001 Nacht⁵⁾ ist die Geschichte des Sängers und

1) E. Gorra, *Studi di critica letteraria* (Bologna 1892) S. 209.

2) Simrock, *Quellen des Shakespeare*² 1, 322 (1872).

3) Dunlop-Liebrecht, *Geschichte der Prosadichtungen* 1855 S. 260. [Weitere Nachweise liefert Goetze zu H. Sachs Fabeln 3, 291.]

4) [Translated from the persic by J. Scott 1799 3, 291. Ein Jäger findet in einem Landhause die Frau allein und wird freundlich aufgenommen. Bei der unvermuteten Heimkehr des Mannes springt er in einen Wasserbehälter auf dem Hofe und bedeckt den Kopf mit einem hohlen Kürbis. Als der Mann sich wundert, dass der Wind das Wasser bewegt und den Kürbis nicht fortreibt, und mit einem Steine danach wirft, taucht der Jüngling unter, bis der Mann fortgeht. Anderen Tags erzählt er im Kaffeehause, was ihm begegnet. Der Ehemann ist zugegen, ladet ihn zu sich und bittet ihn, auch seiner Frau das merkwürdige Erlebnis zu berichten. Er tuts, schliesst aber klug: 'Froh war ich, als ich von diesem beängstigenden Traume erwachte.' Beruhigt entlässt ihn der Mann.]

5) [14, 46 in der Breslauer Übersetzung = 18, 136 in der Henningschen Verdeutschung. Vgl. Chauvin, *Bibliographie arabe* 8, 91 No. 62.]

des Gewürzkrämers entweder die Quelle Giovannis und Straparolas, oder das arabische Märchen ist aus einer unserer Novellen. Die Übereinstimmung beider ist schlagend; nur scheint in dem arabischen Märchen die Einleitung entstellt zu sein. Der Gewürzkrämer rät nämlich dem Sänger, durch die Strassen der Stadt zu gehen und, wo er Geruch von Speisen und Getränken spüre, sich als Sänger anzumelden.“ Der Sänger folgt dem Rate des Freundes und wird so schliesslich, ohne es zu wollen, Liebhaber der Frau seines Ratgebers. Rua¹⁾ geht schnell über die Geschichte der Novelle hinweg, die bekanntlich Doni, Fortini, Fortiguerra und ausserhalb Italiens Shakespeare, Molière, La Fontaine, Lesage beeinflusste, indem er über ihren Ursprung nur bemerkt, es existierten orientalische Fassungen.

Ich möchte nun die Aufmerksamkeit der Forscher auf ein neues Stück hinlenken, das Mardrus soeben in seiner Übersetzung der 1001 Nacht²⁾ bietet und das mit Straparolas Erzählung eng zusammenhängt.³⁾ Somit haben wir zwei Nummern dieser Sammlung, von denen die eine dem Pecorone und die andere den *Piacevoli notti* näher steht. Die letztere gebe ich fast ganz wieder: ‘Die Unterweisung des Frauenkenners’.

In Kairo lebten zwei vertraute Freunde, der eine verheiratet und der andere Junggeselle. Der Verheiratete hiess Ahmad und der Unverheiratete Mahmud. Nun benutzte der um zwei Jahre ältere Ahmad diesen Altersunterschied, um sich seinem Freunde gegenüber als Lehrmeister, besonders in der Kenntnis der Weiber, aufzuspielen. Fortwährend sprach er davon, erzählte ihm tausend Dinge aus seiner Erfahrung und sagte zum Schlusse stets: ‘Jetzt kannst du, Mahmud, sagen, dass du einen gekannt hast, der mit diesen boshaften Geschöpfen gründlich Bescheid

1) Rua, *Le piacevoli notti di messer G. F. Straparola* (Roma 1898) S. 68—71. Rua nennt ausser M. Lindeners deutscher Fassung (Rastbüchlein 1558 No. 3 = S. 8 ed. Lichtenstein: ‘Von eim goldschmidt und armen studenten’) einen bretonischen und einen pikardischen Volksschwank in den *Kryptadia* 1, 340 No. 2 und 2, 55 No. 15. [Schon 1541 erzählt Hans Sachs (Fabeln und Schwänke ed. Goetze 3, No. 142: ‘Der padknecht’) in einem Meisterliede, wie ein Badeknecht, den ein Kaufmann gefragt: ‘Warumb puelst nicht etwan eines purgers weibe?’, unwissend mit des Kaufmanns Frau einen Liebeshandel beginnt und dem Ratgeber dies berichtet. Als der Ehemann nun das Paar zu überraschen meint, versteckt die Frau den Buhlen in einer Heringstonne und das andere Mal auf einer zum Wäschetrocknen dienenden Stange. Diese zweite List und der von dem rasenden Eifersüchtigen angelegte Hausbrand kehren bei Lindener wieder, dessen Erzählung 1560 von B. Hertzog ausgeschrieben und 1594 vom Herzoge Heinrich Julius von Braunschweig dramatisiert wurde; dagegen weicht Lindeners Eingang ab, da hier der misstrauische Goldschmied den Studenten absichtlich in sein eigenes Haus weist, um die Treue seiner Frau zu erproben, also ähnlich verfährt wie Cervantes *Curioso impertinente* (Dunlop S. 437. Creizenach, *Die Schauspiele des englischen Komödianten* 1889 S. 253f.).]

2) *Les mille nuits et une nuit*, trad. par Mardrus 12, 249. [Wie Chauvin, *Bibliographie arabe* 7, 171 nachweist, begegnet diese Erzählung in keiner andern Ausgabe der 1001 Nacht. Ich vermute, dass Mardrus sie nebst einigen andern Geschichten aus Artin Paschas weiter unten erwähnten ‘*Contes populaires de la vallée du Nil*’ eingeschmuggelt hat. — J. B.]

3) [Mehr wohl noch mit dem ‘*Miles gloriosus*’.]

weiss; und du darfst dich glücklich schätzen, mich zum Freunde zu haben, der dich ihre Listen lehrt.' Mahmud staunte täglich mehr über das Wissen seines Freundes und war überzeugt, dass auch das schlaueste Weib nie ihn hintergehen oder seine Wachsamkeit ablenken könne, und sagte oft: 'Ahmad, du bist bewundernswert.' Dann warf sich Ahmad in die Brust, klopfte ihm mit Gönnermiene auf die Schulter und sagte: 'Ich werde dich lehren, mir gleich zu werden.' — Endlich beschliesst Mahmud, die Erfahrung seines Freundes zu nutzen, und fragt ihn, wie er einen Ehemann betrügen könne. Der rät als ein erfolgreiches Mittel, das Kind einer schönen Mutter zu liebkosen und sich zum Freunde zu machen; die mütterliche Eitelkeit werde ihm Anlass zu einem Gespräche geben, und dann sei er Hahn im Korbe. Mahmud folgt dieser Weisung, findet eine Mutter und ihr Kind, die ihm gefallen, und das sind Ahmads Frau und Söhnchen. Die Frau, die der Prahlereien ihres Mannes mit seiner Kenntnis der Weiberlisten überdrüssig ist, lächelt dem Jüngling zu, der weit von dem Gedanken ist, sein Unternehmen könne ihm Schande bringen. Ahmad reibt sich unterdes die Hände: 'Wenn Mahmud sich nicht blicken lässt, müssen meine Lehren wohl gut Frucht getragen haben.' Und wie er ihn sieht, freut er sich mit ihm und spottet über den nichts sehenden und ahnenden Ehemann. Bald aber wird der Unselige schmerzlich überrascht. — An einem Freitag wusste Ahmad, wie er aus der Moschee trat, sich nicht die Zeit zu vertreiben, da die Läden geschlossen waren, besuchte einen Nachbar, der Tür an Tür mit ihm wohnte, und setzte sich mit ihm an das Fenster, das auf die Strasse ging. Plötzlich sah er mit seinen eignen Augen seinen Freund Mahmud kommen und ohne anzuklopfen in sein Haus treten, was ein unwiderleglicher Beweis dafür war, das jemand drinnen mit ihm im Einverständnis war und auf sein Erscheinen wartete. Stutzig über das eben Gesehene wollte Ahmad zuerst in sein Haus stürmen und Freund und Frau miteinander überraschen und strafen; er bedachte aber, seine gewitzigte Frau würde, wenn er an die Tür pochte, den Jüngling gut verstecken oder über das Dach entkommen lassen, und beschloss, auf andre Art ins Haus zu dringen. Die beiden Häuser standen durch eine Zisterne miteinander in Verbindung. Unter dem Vorwande, seine hineingefallene Börse zu suchen, steigt Ahmad hinein. Als er auf der anderen Seite emporsteigen will, wird die Sache schwierig; die Magd kommt Wasser zu schöpfen, gewahrt ihn und ruft um Hilfe wider den bösen Geist; argwöhnisch eilt die Frau herbei, und übel zugerichtet und verspottet kriecht der Mann heraus. Doch darum verzichtet er nicht auf die Rache. Wie er wieder den Jüngling bei der Frau eintreten sieht, stürzt er drohend herbei; seine Frau aber ist schlauer als er, lässt den Freund entweichen und tut, als ob nichts gewesen wäre. Einige Tage darauf endlich bietet sich die gesuchte Gelegenheit. Ahmads Onkel, der Vater seiner Frau, feiert die Beschneidung eines ihm in seinem

hohen Alter geborenen Kindes, und Ahmad und seine Frau sind für den Tag und Abend zu ihm geladen. Da dachte er einen besonderen Plan auszuführen, suchte seinen Freund Mahmud auf, der noch immer nicht wusste, dass er Ahmad betrog, und bat ihn, mitzukommen und an dem Feste des Onkels teilzunehmen. Alle setzten sich auf dem beleuchteten, mit Teppichen belegten und mit Fahnen geschmückten Hofe nieder an die mit Speisen beladenen Tische. Die Frauen konnten von den Fenstern des Harems alles, was auf dem Hofe vorging sehen und hören, ohne selbst gesehen zu werden. Beim Mahle lenkte Ahmad die Unterhaltung auf schlüpfrige Geschichten, die sein Schwiegervater besonders liebte. Und wie jeder alles, was er über solche Dinge wusste, erzählt hatte, zeigte Ahmad auf Mahmud und sprach: 'Bei Allah, unser Bruder Mahmud da hat mir einmal eine wahre Geschichte erzählt, die er selber erlebt hat'. Er hatte also sein Netz aufgestellt; denn wenn Mahmud sein Abenteuer erzählte und seine Geliebte beschrieb, so konnte er seine eigne Frau darin erkennen lassen und sie verstossen. Der Jüngling erzählte, von der Heiterkeit der Gäste angesteckt, und beschrieb die Frau und ihr Haus so genau, das Ahmads Onkel merkte, es handle sich um seine eigne Tochter. Ahmad frohlockte innerlich in der Überzeugung, er könne endlich vor Zeugen den Beweis für seiner Frau Untreue liefern und sie verstossen, ohne ihr die Mitgift zurückzuzahlen. Mit gerunzelten Brauen wollte schon der Onkel aufspringen und wer weiss was tun, da erscholl ein lauter Schmerzensschrei wie von einem gekniffenen Kinde. Mahmud ward dadurch in die Wirklichkeit zurückgerufen und hatte soviel Geistesgegenwart, um die Erzählung so abzuschliessen: 'Wie ich nun das Kind der jungen Frau auf den Schultern trug, wollte ich damit vom Hofe in den Harem steigen. Aber unglücklicherweise war ich an eine ehrbare Frau geraten, die meine Keckheit bemerkte, mir das Kind aus den Händen riss und mir einen Faustschlag ins Gesicht gab.' Ahmad wüthet und begreift nicht, warum der Freund die Karten plötzlich vertauscht. Freimütig erklärt ihm aber dieser unter vier Augen: 'Höre, erst durch den Schrei merkte ich, dass der Knabe und seine Mutter im Harem waren und dass folglich der Ehemann gleichfalls unter den Gästen sein musste.' Gelb vor Wut geht Ahmad heim. Am nächsten Tage verstösst er seine Frau und zieht mit den Pilgern nach Mekka. So kann Mahmud nach der gesetzlichen Frist seine Geliebte heiraten und lebt glücklich mit ihr ohne den Wunsch, die Weiberlisten kennen zu lernen und ihre Streiche zu verhindern.

Unleugbar besteht namentlich im Schlusse eine enge Beziehung zwischen der arabischen Erzählung und Straparola, und das Gelage kann nicht auf zufälligem Zusammentreffen dichterischer Erfindungen beruhen. Bei verschiedenen Erzählungen der 1001Nacht ist die Entstehungszeit ungewiss, doch führt uns alles darauf, dass Mahmuds Geschichte älter als

Raimondos Abenteuer ist, während andererseits der Einfluss des Orients auf die erzählende Dichtung des Westens erwiesen ist, wenngleich er von einigen Forschern übertrieben wird. In dieser Meinung bestärkt mich eine weitere Vergleichung beider Erzählungen. Was die Zeitsitten anlangt, so kommt es dem italienischen Ehemann vor allem darauf an, die Untreue der Frau zu strafen, und um dies zu können, muss er sie nachweisen. Bucciolos Lehrer Raimondo will sicherlich den Handel mit einem Degenstoss enden, und der Nachweis des Ehebruchs ist nur nötig, damit die Rache gerechtfertigt und ungestraft bleibe. Dagegen sieht Ahmad die Sache anders an, wenngleich er im ersten Zorne auf die Vernichtung der Schuldigen sinnt. Nach Recht und Brauch seines Landes hat der Mann das Recht, die Frau, deren Untreue nachgewiesen ist, zu verstossen und ihre Mitgift zu behalten. Dies ist der Grund jenes Familienmahles, bei dem der Schwiegervater die Stirn runzelt, weil er fürchtet, das Vergehen seiner Tochter aus seiner Tasche bezahlen zu müssen. Es ist ein friedlicher Vorgang, gleich einem anderen Geschäft. Welchen Sinn hat aber bei Straparola das in Gegenwart von Freunden angestellte Mahl, die über den einfältigen Ehemann lachen! Die orientalische Herkunft erklärt auch, warum Ahmads Frau nicht am Gelage teilnimmt, während die Abwesenheit von Raimondos Gattin auffällig ist und bei allen wie besonders bei ihr Verdacht erwecken muss. Dass das vergebliche Gelage ursprünglich orientalisch ist, folgt auch daraus, dass Mahmud, wie er seinen Freund nicht zum Sprechen bringen kann, seine Frau doch verstösst, aber ihr die Mitgift zurückgibt; darin gerade besteht der Ärger des Mannes und der Triumph der Frau. Dazu kommt die künstliche Sendung des Ringes von Raimondos Frau an den Geliebten, die unpassend an Stelle des kreischenden Kindes im arabischen Schwanke tritt. Der Ring erinnert an eine ähnliche symbolische Sendung in Masuccios Novellen und in Rabelais Pantagrue, wo ein Bote den Ring einem ungetreuen Jüngling reicht, um ihn an seine Pflicht gegen die Geliebte zu mahnen.¹⁾

Ich behaupte natürlich nicht, Straparola habe die Erzählung der 1001 Nacht vor Augen gehabt. Denn auch in den von Artin Pascha gesammelten ägyptischen Märchen²⁾ kehrt die Geschichte vom Ehemanne als Berater des Liebhabers mit einigen Abweichungen wieder und zeugt für die Lebenskraft solcher Schwänke in der Volksüberlieferung wie für die Art, in der sie sich mit einigen durch die verschiedenen Lebens-

1) Vgl. Toldo, *L'arte italiana nell'opera di Francesco Rabelais*. Archiv f. neuere Sprachen 100, 146f. (1898).

2) Yacoub Artin Pacha, *Contes populaires inédits de la vallée du Nil, traduits de l'arabe parlé* (Paris 1895) S. 165, 183: 'Malice des femmes.' Zuerst 1883 im Bulletin de l'Institut égyptien S. 215 veröffentlicht. [Vermutlich ist diese Erzählung die Quelle für den oben S. 65 erwähnten Schwank bei Mardrus.]

anschauungen der Erzähler bedingten Abänderungen von Geschlecht zu Geschlecht, von Land zu Land fortpflanzen. Die Überlieferung des Volkes gleicht dem Winde, der die Samenkörner weithin fortträgt und sie in fremden Ländern keimen und gedeihen lässt.

[Ein paar Worte verdient vielleicht noch das Schlussmotiv in Straparolas Novelle, die List des geschwätzigem Liebhabers, der plötzlich bemerkt, dass er vor dem betrogenen Ehegatten steht und darauf seine Erzählung an dem entscheidenden Punkte mit der Erklärung abbricht, da sei er aus dem Traume erwacht. Wenn in Aristophanes Fröschen V. 51 Herakles spöttisch zu des Dionysos Bericht von seinen Heldenaten zu See bemerkt: 'Und da wachst' ich auf' (*καὶ ἐγὼ εἶπον ἐξηγητόμη*), so will er damit nur des anderen Erzählung als einen Traum, als unwahr bezeichnen.¹⁾ Dagegen ist in der indischen Çukasaptati (Textus simplicior übers. von R. Schmidt 1894 S. 37) und ihren persischen und türkischen Übersetzungen (Nachschabi: Zs. d. dtsh. morgenl. Ges. 21, 528. Rosen, Tuti Nameh 2, 50) die Situation der bei Straparola ähnlich; die schwangere Mandodari hat den Lieblingspfaue des Königs gegessen und erzählt einer Kupplerin davon, merkt aber plötzlich, dass jene den Minister in einer Kiste als Lauscher verborgen hat, und bricht mit den Worten ab: 'Als ich dies getan, begann die Nacht sich zu lichten, da erwachte ich, Mutter, und sah nichts mehr vor mir.' Auf das lateinische Gedicht des 12. Jahrhunderts vom 'Miles gloriosus' und das persische Bahar Danusch habe ich schon oben S. 61 und 64 hingewiesen. Bei J. Agricola (Sprichwörter 1529 No. 624. Barthold, Morgenblatt 1853, 869 ohne Quellenangabe) erzählt ein Kaufmannsgeselle in einer Gesellschaft zu Venedig von seiner Liebchaft mit einer Frau und beschreibt deren Haus. Daraus erkennt der anwesende Ehemann seine Schande; er nimmt den Jüngling in seinen Dienst, reist mit ihm nach Deutschland zurück und fordert daheim beim Mahle den Knecht auf, sein Abenteuer zum besten zu geben. Doch der hat längst Stadt und Haus wiedererkannt und fügt seiner Erzählung den Schluss an: 'Und eben als ich also gedacht, erwacht ich.' Beruhigt entlässt ihn der Hausherr mit einer Ritterzehrung. 1547 hat H. Sachs diesen Schwank zweimal gereimt (Fabeln 1, No. 93. 4, No. 390). Hundert Jahre später erscheint derselbe mit einer anderen Einleitung: ein vorsorglicher Gatte empfielt seiner etwas einfältigen jungen Frau, fremden Herren auf alle Fragen nichts als Nein zu erwidern; ein vorüberkommender Kavalier stellt darauf seine Fragen so, dass das Nein eine Bejahung seiner Werbung bedeutet.²⁾ So in einem Singspiele der englischen Komödianten und in zwei Bearbeitungen desselben von 1658 und 1672 (Bolte, Singspiele 1893 S. 126f. 136) sowie in einer französischen Schwanksammlung von 1658, die auch die Warnung durch den Ring einflieht (Les recreations françaises ou recueil de contes à rire 1662 1, 86: 'D'une ieune demoiselle nouvellement mariée'. Deutsch im Leben von Clement Marott 1660 S. 177; vgl. Bolte S. 31f. Riederer, Poetisches Scherz-Cabinet 1713, Bl. A 10a No. 30. Vademecum für lustige Leute 6, 139 No. 191. 1778. Pröhle, Feldgarben 1859 S. 356. Braga, Contos tradicionaes 1, 189 No. 93. 1883). In einem niederländischen Liede des 16. Jahrhunderts (Willems No. 112 = Hoffmann v. F. No. 46; vgl. auch Erk-Böhme No. 139. Germ. 14, 393) singt ein übers Feld wandernder Landsknecht von seinem Glücke bei der mildherzigen Bäuerin und entgegnet auf die Frage des kargen Bauern: 'Is te nacht in mijn droome geschiet.' Ebenso beschliesst

1) Vgl. Agricola, Sprichwörter No. 624: 'Und mit dem erwacht ich. Wir brauchen diß wort, wenn wir jemand höflich lügen straffen . . . als sprechen wir: Es hat dir getreumet, es ist ein lügen.' — No. 625: 'Als wenn jemandt sagt ein mere, und wir glaubens nicht, sondern haltens für ein lügen, so sagen wir: Ja, ja, darnach wardts tag'. — So schliesst Voltaire seinen 'Songe de Platon' (Oeuvres 33, 214. Paris, Lefèvre 1829): 'Quand il eut cessé de parler, l'un d'eux lui dit: Et puis vous vous réveillâtes'.

2) Diese Einleitung tritt für sich schon 1600 in Costos Fuggilozio auf; vgl. Nyrop, Nej, et motifs historie (1891) und Bolte, Die Singspiele der englischen Komödianten 1893 S. 33f. 185. Ferner z. B. Langbein, Feierabende 2, 327 (1794), Polivka, Zeitschr. f. österr. Volksk. 3, 189 und Archiv f. slaw. Phil. 22, 301.

im deutschen Märchen (Pröhle, Kinder- und Volksmärchen 1853 No. 63, 1) der Trommelschläger, der die Buhlerei der anwesenden Wirtin mitangesehen, seine Erzählung: 'Da erwachte ich aus dem Traume'. Ebenda No. 26 nimmt ein Bauer die in seinem Berichte über das Jenseits liegende Beleidigung schliesslich mit den Worten 'Nur geträumt' zurück, wie auch in einem litauischen Märchen aus Tilsit, das mir hsl. vorliegt, ein Knecht den Diebstahl eines Ochsen zuerst verrät, um die ausgesetzte Belohnung zu bekommen, vor Gericht aber seine Aussage endigt: 'Da fiel ich rückwärts auf den Kopf und erwachte.' — Will man die hier erwähnten Schwänke in eine schematische Übersicht bringen, so hat man auszugehen von dem Hauptmotiv (A), dass der Liebhaber einer Frau ahnungslos ihrem Manne von seinem Liebesverhältnis erzählt. Das geschieht entweder ganz zufällig oder wird durch eine Vorgeschichte begründet: Der Ehemann unterweist einen Jüngling in der Buhlerei (B) oder will aus Zweifelsucht die Treue seiner Frau durch diesen Freund erproben (C); bisweilen gibt er selber durch den Befehl, stets Nein zu antworten (D), oder durch das Verschliessen aller Schränke (E) den ersten Anstoss zur Untreue seiner Frau. Die Lösung erfolgt regelmässig zu Ungunsten des Ehemannes: er sucht vergeblich mehrmals das schuldige Paar zu überraschen (Frauenlist. F), er verlockt den Jüngling, seine Erzählung vor Zeugen zu wiederholen (G), die dieser aber (aus eigenem Antriebe oder nach einer Warnung der Frau) abändert (G¹) oder für einen Traum erklärt (G²), oder er steckt in der Wut sein eigenes Haus an (H), scheidet sich von der Frau (J) oder stirbt vor Ärger (K). Straparolas Novelle würde sich also durch die Siglen BAFG², die arabische Geschichte bei Artin Pascha und Mardrus durch BAFG¹J, das niederländische Lied durch EAG², das Singspiel des 17. Jahrhunderts durch DAG² bezeichnen lassen. J. Bolte.]

7. Der Betrug durch falschen Namen.

Es war einmal, heisst es in 1001 Nacht¹⁾, ein Syrer, dem Allah träges Blut und schwerfälligen Geist verliehen hatte. Der zog einst in Handelsgeschäften nach Kairo und traf dort auf der Strasse drei Frauen, die laut lachend und wiegenden Ganges dahergeschritten kamen; und jede übertraf die andere an Schönheit und Lieblichkeit. Der Unselige verliert den Kopf und ladet sie zum Abendessen in seine Karawanserei. Sie folgen der Einladung, essen und trinken, und der Syrer leert Becher auf Becher, bis er in seinem Rausche nicht mehr zwischen Mann und Weib unterscheiden kann. Da wendet er sich zu einer von den dreien und fragt: 'Um Gott, Herrin, wie heissest du?' Sie versetzt: 'Ich heisse Hast-du-etwas-gleich-mir-gesehen!' Sein Verstand entflieht noch weiter, und er ruft: 'Nein, ich habe nie etwas gleich dir gesehen!' Die zweite sagt, sie heisse Nie-sahst-du-meinesgleichen, die dritte Sieh-mich-an-und-du-sollst-mich-kennen. Nachdem sie ihn noch vielfach zum besten gehabt, nehmen sie ihm den Turban ab und setzen ihm eine Narrenkappe auf. Dann blicken sie um sich und nehmen alles, was sie an Geld und Wertsachen im Zimmer finden, mit sich fort. Als der Syrer am Morgen aus seinem Rausche erwacht, findet er sich allein im Zimmer und sieht das Zimmer völlig ausgeräumt. Da kommt er wieder zu seinem Verstande, geht aus und fragt jedermann nach den drei Frauen mit den merkwürdigen Namen. Natürlich spotten die Leute über ihn und halten ihn zum Narren.

1) 14, 260 trad. Mardrus (1903): 'La naissance de l'esprit' [= 24, 122 in Hennings Verdeutschung: 'Der Syrer und die drei Frauen von Kairo.' Vgl. Chauvin, Bibliographie arabe 6, 176 No. 335].

Dieser Schwank könnte an den berühmten 'Niemand' des Odysseus¹⁾ mahnen, doch ähnelt er auch einem von Aymoniers 'Textes Khmers'.²⁾ A Lev ist ein Taugenichts, der alle zum besten hat. Einst sieht er ein schönes Mädchen mit ihrer Mutter vorüberspazieren. Das Mädchen gefällt ihm, er wendet sich an die Mutter und fragt, ob er sie im Boot überfahren dürfe. Nach seinem Namen gefragt, antwortet er: 'Ich heiße Schwiegersöhnchen.' Sein Anerbieten wird angenommen, und kaum ist er im Kahne, so wirft er dem Mädchen verliebte Blicke zu. Nach einigen Ruderschlägen gibt er vor, er habe sein Messer, ein kostbares Erbstück, vergessen, und bittet die Alte, es von einem etwas entfernten Baume am Wege zu holen. Sobald sie hinter der Böschung verschwunden ist, rudert er mit aller Kraft fort. Nach vergeblichem Suchen kommt sie zurück und sieht den Kahn in weiter Ferne. Verwirrt und erschrocken schreit sie um Hilfe, denn Schwiegersöhnchen entführe ihr Töchterlein. Doch solche Entführung erscheint den Leuten berechtigt, und alle wundern sich, dass die Mutter ihre Tochter nicht mit ihrem Gatten allein lassen will. — Über das Alter dieses Schwankes bemerkt der Sammler nur, dass die meisten dieser Erzählungen sehr alt sind; und damit müssen wir uns leider begnügen.

In Europa fand dieser Schwank von ziemlich primitivem Charakter vielen Beifall. Zuerst benutzte ihn meines Wissens Giovanni Sercambi³⁾ (1347—1427) in dem Abenteuer Frater Bonsecas. Dieser alte Schelm trifft auf einer Wanderung nach Lucca in Decimo den geizigen Cilastro, der sich mit dem Mästen, Einsalzen und Verkaufen von Schweinen ernährt. Dies Jahr hatte Cilastro vier Schweine eingesalzen und seiner jungen Frau Bovitora befohlen, dies Fleisch nicht anzurühren, weil er versprochen habe, es für den März aufzubewahren. Der Mönch, der dies mit angehört hat, sinnt, wie er das Fleisch bekommen könne; er lauert, bis Cilastro in Geschäften nach Garfagnana gegangen ist, und geht nach Cilastros Hause, vor dem Bovitora spinnend sitzt. Wie er fragt, ob sie Kinder habe, antwortet sie nein, aber sie wünsche sich solche. Der Mönch sagt nun, er heiße März und suche einen gewissen Cilastro, der ihm Fleisch versprochen habe. Die Frau geht in die Falle, gibt ihm das Schweinefleisch und empfängt zum Entgelt einen Zettel, der ihr einen Sohn verschaffen soll. Wie der Mann heimkehrt und die Frau ihm alles berichtet, öffnet

1) [In entsprechenden neueren Märchen findet sich dafür der Name Ichselbst, Selbergetan, Moi-même, Myself. Vgl. W. Grimm, Kleinere Schriften 4, 446. 455 und Nyrop, Sagnet om Odysseus og Polyphem, Nordisk tidsskrift for filologi n. r. 5, 246f. 253. 1881. Ferner Herzog, Schweizer sagen 1871, No. 108. Wigström, Folkdigting 2, 96. 1881.]

2) Saïgon 1878, S. 5.

3) Nouvelle inedite di Giovanni Sercambi ed. R. Renier 1889 No. 63: 'De malitia in inganno.' Vgl. Rua in Veckenstedts Zs. f. Volkskunde 2, 256. Die Geschichte von dem angeblich Schwangerschaft wirkenden Zauberbrieft begegnet auch in Sacchettis Novellen (No. 217) und in Poggios Facetien (No. 232).

er den Zauberbrieff, der unanständige Worte enthält, und eilt wütend dem Mönche nach, erschlägt ihn ausserhalb des bischöflichen Gebietes, nimmt ihm alle seine Habe ab und kehrt reich entschädigt zu seiner Frau zurück, die er vor fernerer Leichtgläubigkeit warnt.

Die List des angeblichen März finden wir auch in einem elsässischen Schwanke.¹⁾ Wie ein Priester die vier Viertel eines Schweines für den Januar, Februar, März und April zurücklegt, glaubt seine einfältige Nichte, diese Monate seien vier Männer, die das Fleisch abholen sollen, und sie holen es auch wirklich ab. In einer bretonischen Variante²⁾ treten alle zwölf Monate auf. — Im 'Moyen de parvenir' erzählt Béroalde de Verville³⁾ eine gleiche Geschichte, nur dass er den Namen Ostern (Pâques) für den März einsetzt, wobei er mithin seine Erfindungsgabe nicht sonderlich anzustrengen brauchte. Eine Witwe hat eine dumme Magd. Diese sieht einen Schinken im Rauchfang hängen, fragt ihre Herrin, ob sie ihn kochen solle, und erhält die Antwort: 'Non, c'est pour les Pâques.' Wie sie dies andern Mägden erzählt, hört auch der Schreiber des Notars davon. Er klopft einmal, als Mauricette allein zu Hause ist, an, fragt nach der Frau und bedauert sehr, dass sie ausgegangen sei: 'pource que je suis Pâques, qui étois venu quérir le jambon qu'elle m'a promis.' Ohne Widerstreben lässt die Magd ihn eintreten und den Schinken mitnehmen. — Mit geringen Abänderungen wiederholt derselbe Autor an einer späteren Stelle (S. 352) denselben Schwank. Ein Schlaukopf handelt einer Edel-frau eine Partie Nüsse ab und nennt sich dabei Jean Tenon. Wie der Mann heimkehrt und von dem Handel hört, ruft er ärgerlich: 'J'en tenons' (d. h. nous sommes pris, wir sind gefoppt), und sie stimmt eifrig bei: 'Ja, ja, so hiess er.' — Doch schon vor Béroalde und den neueren Erzählern hatte man in Frankreich diese Anekdote belacht.⁴⁾ In einer mittelalterlichen Farce kommt Mahuet Badin (der 'badin' ist der tölpel-hafte oder bisweilen auch gescheite Narr der damaligen Bühne) nach Paris, um Eier zu verkaufen zum Marktpreis (prix du marché). Ein Gauner, der die Einfalt des Bauern merkt, sagt zu ihm: 'Ich bin der Marktpreis.' Mahuet übergibt ihm seine ganze Ware, rächt sich aber

1) Kryptadia 1, 278 (1884).

2) Kryptadia 2, 8: 'La chereuse d'esprit.' [Vgl. die von Cosquin, Contes populaires de Lorraine 1, 240 No. 22 = Romania 6, 551 und R. Köhler, Kl. Schriften 1, 66. 341f. angeführten Märchen, in denen die einfältige Frau etwas aufheben soll: pour dorénavant, pour Noel, Carnaval et Pâques, pour le temps long, for good fortune, für die grosse Not, den langen Winter, Frühling, Lenz, Mai, Brachmond, Fürpass usw., und ein Bettler sich diesen Namen beilegt. Dazu seien nachgetragen: Heimat (Kiel) 11, 176. 177. Volkskunde (Gent) 10, 83. Archiv f. slaw. Philol. 21, 263. Athaide d'Oliveira, Contos de Algarve 1, 336.]

3) Um 1610. Ed. P. L. Jacob 1889, S. 278.

4) Viollet-Leduc, Ancien théâtre fr. 2, 80 und Le Roux de Lincy, Recueil de farces 3, No. 10. Darauf wies ich bereits hin in meinen 'Etudes sur le théâtre comique français du moyen âge' (Studj di filologia romanza 9, 299. 1902).

dann unbewusst. In einer andern Farce 'La femme et le badin' verkauft der Narr einem Kerl, der sich Zorobabel nennt, verschiedene Waren. Auch dieser Scherz erinnert, obwohl im einzelnen abweichend, an den vorigen.¹⁾

Nicht wertlos scheint mir der Hinweis darauf, dass sich der bisher geschilderten Gruppe weitere Gestalten aus einem der sichersten Aufbewahrungsorte der Volksüberlieferung, dem Puppentheater, beigesellen lassen. Unter den Marionettenstücken aus der Romagna, die mir Herr Professor Pirazzoli in Imola zur Verfügung stellte, finde ich die alte Posse 'Le novantanove disgrazie di Arlecchino con l'ospedale dei pazzi', die ungefähr einem andern derartigen Spiele 'Arlecchino confuso fra il bene e il male' (in der Kleinen Kinderbibliothek von Gussoni in Mailand) entspricht.²⁾ In den 'Neunundneunzig Unfällen', die übrigens eine weit geringere Zahl ausmachen, ist Arlecchino mit Pantalons Tochter Rosaura verlobt, die den Florindo liebt und von ihrem noch unbekanntem Bräutigam nichts wissen will, dessen unwillkommene Ankunft aus Bergamo ihr gemeldet wird. Dieser lächerliche Bräutigam, den alle zum besten haben, ist ein näherer oder entfernterer Verwandter von Molières 'Monsieur de Pourceaugnac'; wurden doch Molières Figuren in Italien vielfach bewundert und verschiedentlich nachgeahmt. Die Szene, in der Arlecchino mit einem Lastträger auftritt, und seine Begegnung mit Brighella, der beauftragt ist, ihm den Kopf zu verwirren, erinnern ungemein an das Zusammentreffen des limousinischen Edelmannes mit Sbrigani. In der Molièreschen Komödie wird der Held in die Hände von Ärzten gegeben, denen man weisgemacht hat, er sei verrückt. In den Neunundneunzig Unfällen wird Arlecchino ohne weiteres ins Tollhaus gebracht und entrinnt nur mit knapper Not seinen Wärtern. Brighella gibt sich zuerst für Cera verde aus, das zweitemal für Unguento di Tuzia, das drittemal für Curti pianta, dann für Impianta baruffe, Prezิปitado, Pocodebon, La ficca a tutti. Diese sonderbaren Namen verwirren dem armen Arlecchino den Kopf und geben zu burlesken Wortspielen Anlass. Die Posse schliesst wie Molières Stück mit der Heirat der Liebenden und der vollständigen Niederlage des

1) Studj 9, 300. [Der Stoff kehrt auch in einem Prosaschwanke wieder (Contes à rire et aventures plaisantes 1881 S. 105: 'Les pois de Zérobabel').]

2) Beide Stücke erinnern an Goldonis Komödien 'Les vingt-deux infortunes d'Arlequin' und 'Le trentadue disgrazie d'Arlecchino' (vgl. Toldo, Giornale storico della lett. ital. 29, 377). Einige Unfälle der Helden sind ihnen gemeinsam, z. B. der von Räubern ausgeplünderte, im Stroh geröstete, vom Wirt geprellte und von Gaunern betrogene Arlecchino. Indes kommt in der französischen Komödie (und nur diese kenne ich) der Betrug mit den falschen Namen nicht vor. Ich vermute, dass diese Dramen von Arlechinus Abenteuer auf eine einzige Quelle, vielleicht eine bisher den Forschern entgangene Commedia dell'arte, zurückgehen. In meinen Studien über Molière in Italien (Journal of comparative literature 1) untersuche ich verschiedene italienische Nachahmungen Molières 'Monsieur de Pourceaugnac'.

unglücklichen Provinzialen, der beschämt abzieht und uns an das ebenso treffende wie derbe Sprichwort erinnert: 'Moglie e buoi dei paesi tuoi.'

[Zu den hier besprochenen Schwänken gehört noch der weit verbreitete vom listigen Knecht, der sich jedem Hausgenossen unter einem andern Namen vorstellt¹⁾ und deshalb nach verschiedenen Streichen ungestraft entwischt. Im bretonischen Märchen z. B. entführt er nachts die Prinzessin, und diese schreit: 'Maman, La Sauce me tient.' — "C'est que tu as trop mangé de poisson ce soir." — 'Maman, La Sauce m'étouffe.' — "Dors tranquillement, et demain il n'y paraîtra plus rien." Oder der Priester erkennt in der Kirche den Dieb wieder und ruft: 'Ceux qui Sans-Cheveux m'attraperont, cent écus ils auront', worauf alle Anwesenden auf den Geistlichen stürzen und ihm die Haare ausreissen. — Ich kenne folgende Fassungen: Der lustige Heer-Paucker 1672 S. 159 (Vorgestern, Heute, Pindt, Si-Kut, Ramm). Wolf, Deutsche Hausmärchen 1858 S. 426 (Hinkelbrühe, Vorgestern, Gestern, Heute). Cornelissen en Vervliet, Vlaamsche Volksvertelsels 1900 S. 183 (Ikzelf, De duivel kan er niet aan, De kramp, De kat). Skattegraveren 5, 196 (Luuu o, Godt öl og brændevin, Godt rent, Godt hönsekjödssuppe); 6, 39 (Páske, Godt öl og brændevin, Store grå kat); 6, 40 (Har du nowsi set mæj sådden för, Den lille hvide kat, Godt öl og brændevin); 9, 83 (Stærk öl og brændevin, Har I set mig sådan, Kat, Pölsen). Sébillot, Contes pop. de la Haute-Bretagne 1, 218 (Jean Renaud, La Sauce) und Revue des trad. pop. 9, 345 (Moi-même, Bonne-sauce, Sans cheveux). Luzel, Contes pop. de la Basse-Bretagne 3, 439 (Mon cul, Le chat, Le tapis, Bouillon-gras, Moi-même). Carnoy, Litt. orale de la Picardie 1883 S. 163 (Moi-même, Retenez-moi par derrière, La lune, La sauce, Le chat). Ortolli, Contes pop. de Corse 1883 S. 149 (J'ai trois poils dans l'oeil, Ça me démange, Dominus vobiscum). Prato, Romania 13, 173. Imbriani, Novellaja milanese 1872 S. 46 (Voglio ffà, Aggio fatto, Vene mm'annetta). Kryptadia 1, 319 (norwegisch). 2, 59. 61 (bretonisch). 117 (picardisch). 4, 348 (vlämisch). — J. B.]

Zur indischen Witwenverbrennung.

Von Theodor Zachariae.

(Schluss zu 14, 198—210. 302—313. 395—407.)

Wir kommen zu dem Spiegel, den die Witwen in der Hand hielten oder den sie sich vorantragen liessen, und in den sie beständig hineinsehen mussten. Nach Honigberger und Orlich, deren Berichte ich oben 14, 311 angeführt habe, geschah das deshalb, damit sich die Witwen selbst davon überzeugen könnten, dass keine Veränderung in ihren Gesichtszügen wahrzunehmen sei. Es ist wohl möglich, dass dies dem Arzte Honigberger als Grund angegeben worden ist. Ob er selbst daran geglaubt

1) Verschieden davon ist das Gedicht von dem Knecht mit dem unanständigen Namen (Keller, Erzählungen aus ad. Hss. 1855 S. 397), der Volksschwank vom Priester, der mit seinem Küster oder seiner Magd bestimmte Bezeichnungen verabredet hat (Wossidlo, Mecklenburgische Volksüberlieferungen 1, No. 999—1000. Bl. f. pomm. Volksk. 7, 41) und vom General Spigans (Wossidlo 1, No. 998), sowie das Märchen vom Fuchs, der dem Bären von drei Kindtaufen erzählt und durch den Namen der Kinder andeutet, dass er das erste, zweite und dritte Drittel von des Bären Honigvorrat verzehrt hat (Grimm, KHM. 2. Cosquin No. 54. Krohn, Journal de la société finno-ougrienne 6, 74. 1889).

hat, ist fraglich, und ehe man einen solchen Grund anerkennt, tut man jedenfalls besser, mit Della Valle zu sagen: *non so perchè.*¹⁾

Eine andere Erklärung des Brauches gewinnen wir aus einem Bericht über die Witwenverbrennungen²⁾ in der Sammlung der besten und neuesten Reisebeschreibungen, Band 16 (Berlin 1776), S. 233. Mit bezug auf einen bestimmten Fall (eine Witwe soll verbrannt werden, wird aber von zwei Engländern gerettet) wird hier gesagt, dass die Priester keine Mühe sparten, der Witwe Mut und Unerschrockenheit zuzusprechen und ihr das Glück, zu dessen Genuss sie durch den Flammentod gelangen könnte, auf der schmeichelhaftesten Seite vorzumalen. 'Ausserdem', heisst es dann weiter, 'bedienen sich die Priester noch anderer Mittel, wodurch sie solche Weiber hintergehen und sie bewegen wollten, ihre Einwilligung zu geben. Sie zeigen ihnen einen Spiegel, worinn sie ihnen den Verstorbenen vorstellen, der sie einladet, zu ihm zu kommen und mit ihm das Glück zu teilen, dessen er geniesset.' — Also man suggeriert der Witwe, dass sie ihren Gatten in dem Spiegel sieht. Anders sind diese Worte wohl kaum zu verstehen. Aber hat das Tragen oder Vorhalten eines Spiegels³⁾ immer den gedachten Zweck gehabt? Man könnte übrigens an den arabischen Bericht über den russischen Leichenbrand bei Grimm, Kl. Schr. 2, 291 erinnern: das dem Tode geweihte Mädchen erschaut erst ihre Eltern, dann alle ihre verstorbenen Anverwandten, zuletzt ihren Herrn: 'Sieh', spricht sie, 'dort ist mein Herr, er sitzt im Paradiese, das Paradies ist so schön, so grün. Bei ihm sind die Männer und Diener, er ruft mich: so bring mich denn zu ihm!' Oder man denke an den litauischen Glauben, wonach Sterbende bereits die Gestalten ihrer Lieben sich entgegenkommen sehen (von Negelein in dieser Zeitschrift 14, 34).

Edward Grey zu Della Valle 266 möchte, wie bereits angeführt, dem Spiegel eine symbolische Bedeutung zuschreiben. Anders Campbell, Ind. Ant. 25, 78f. Er meint, die Witwe (bei Della Valle) wollte dadurch, dass sie beständig in den Spiegel blickte, die ihr feindlichen Geister in diesen hineinbannen; der Spiegel sei ein Lieblingsaufenthalt der Geister. Hieraus sowie aus anderen Äusserungen Campbells⁴⁾ geht hervor, dass er den Spiegel für einen übelabwehrenden Gegenstand hält. Allerdings werden wir, wenn wir die Blumen und Früchte, die die Witwe in der

1) Viaggi (Brighton 1843) 2, 665.

2) Die Quelle des Berichtes ist mir nicht bekannt. Ist er aus den Schriften des Fr. Pallu (s. Stucks Verzeichnis 2, 86) geschöpft? Auch der verstorbene Geograph Sophus Ruge hat mir keine Auskunft geben können.

3) Man vergesse nicht, dass der Witwe bei Peggs² 71 (s. oben 14, 311) zwei Bildnisse des Gottes Juggernaut, statt eines Spiegels, vorgehalten werden, die sie beständig ansehen muss. — Die Mutter des Harşa, die zu sterben beschlossen hat, trägt ein Bildnis ihres Gatten in der Hand: Harşacarita S. 151 in der Übersetzung von Cowell und Thomas.

4) Vgl. die nächstfolgende Anmerkung.

Hand trägt, für übelabwehrende, glückbedeutende Dinge erklären, von vornherein geneigt sein, den Spiegel ganz ebenso aufzufassen. Nun galt und gilt aber der Spiegel dem Inder in der Tat als ein glückbringender Gegenstand, als ein gutes Omen. Dies zu zeigen, ist jetzt meine Aufgabe.¹⁾

Der Spiegel heisst glückbringend, *mangaladāyaka*.²⁾ Er erscheint öfters in Verbindung mit anderen Dingen, die der Inder für glückbringend hält; so neben Reis, Honig usw. im Agnipurāna 229, 12. Unter den Dingen, die der Hauptleidtragende bei der 'Reinigung' berühren³⁾ muss, wird neben Nimbablättern, weissem Senf⁴⁾, Honig usw. auch ein Spiegel genannt: Colebrooke, *Miscellaneous Essays* 1, 174.

Hier möge einen Platz finden, was Kurt Boeck in seinem Buche *Durch Indien ins verschlossene Land Nepal* (1903) S. 122 von den Barbieren in Bombay erzählt. Der Friseur gestattet (beim Haarschneiden) seinem Kunden grossmütig, einen verschämten Blick auf einen blanken Spiegel zu werfen, den er ihm während der Behandlung in die Hand gibt, ähnlich den Verkäuferinnen von Betelblättern, die ihren Abnehmern ebenfalls einen Gratisblick in ihren Spiegel erlauben. Seinen Spiegel legt der Barbier sonst aber nicht gern aus der Hand⁵⁾, denn nur mit einem solchen gilt dem abergläubischen Hindu das Begegnen eines Barbiers für eine gute Vorbedeutung.⁶⁾

1) Literatur über den Spiegel: K. Haberland, *Der Spiegel im Glauben und Brauch der Völker*, in der Zeitschrift für Völkerpsychologie und Sprachwissenschaft 13 (1882), 324—47. Diese Abhandlung, die ich künftig nur ausnahmsweise und nur als 'Haberland' zitiere, überhebt mich der Mühe, im folgenden ausführlich auf den Spiegelaberglauben einzugehen. Nur hat Haberland das Vorkommen des Spiegels im Glauben und Brauch der Inder zu wenig berücksichtigt. Freilich waren die indischen Quellen zu der Zeit, wo Haberland schrieb, nicht so bekannt oder so leicht zugänglich wie heute. Vgl. ferner J. von Negelein, *Bild, Spiegel und Schatten im Volksglauben*; *Archiv für Religionswissenschaft* 5, 1ff., besonders S. 21ff. Crooke, *Popular Religion* 1, 233. 2, 35f. Campbell, *Indian Antiquary* 24, 225f. 25, 78f. 27, 112. 30, 103. Frazer, *Golden Bough*² 1, 292ff. Oldenberg, *Religion des Veda* S. 526f., Anm. 4. W. Caland, *Altindisches Zauberritual* (Amsterdam 1900) S. 32, Anmerk. 7. Von den genannten Gelehrten hat nur Campbell die Sitte, deren Erklärung uns hier beschäftigt, erwähnt und besprochen.

2) Vgl. Hemādri, *Caturvargacintāmaṇi* 2, 1, S. 290.

3) Über die Bedeutung des Berührens vgl. Oldenberg, *Religion des Veda* S. 332. 482. 499f. Das Berühren heilbringender Gegenstände wird oft erwähnt; vgl. z. B. Böhlingks *Indische Sprüche*³ No. 4653.

4) Senfkörner dienen als Schutz gegen böse Geister und gelten als glückbringend. Benfey, *Kleinere Schriften* 3, 13, Anmerk. Oldenberg, *Religion des Veda* S. 491. 578. *Harṣacarita* 63, 6 (in der Übersetzung von Cowell und Thomas auf S. 44). Krieger tragen Senfkörner auf dem Haupte und berühren Kühe (der guten Vorbedeutung wegen, *mangalārtham*): *Bhṛṅgikāvya* 14, 91.

5) Von den Barbierern im Lande Jafnapatnam sagt Baldaeus, *Beschreibung* S. 413 a, dass sie allezeit ein klein Spiegelein bey sich haben. Derselbe S. 526 a erzählt, wie dem Kisna (Kṛṣṇa) ein Barbier entgegenkam, der ihm nach Gewohnheit des Landes einen Spiegel fürhielt (denn es geht kein Barbier ohn Spiegel) und Kisna seinen Dienst anbot. Vgl. Walter Schultzens *Ostindische Reyse* 3, 198a; auch *Gobhilaḡrhyasūtra* 2, 9?

6) Der Angang eines Barbiers ungünstig? Ich kann dafür nur anführen Johan van Twist bei Baldaeus 434 b und bei Chr. Arnold in seinen *Auserlesenen Zugaben zu Rogers Offner Thür* S. 845. Doch vgl. auch *Varāhamihira, Brhatsaṃhitā* 51, 5.

Doch ich habe noch einige Listen von glückbringenden Dingen (*mangala*) anzuführen, in denen der Spiegel genannt wird. Mit Vorliebe werden in indischen Schriften acht¹⁾ glückbringende Dinge aufgezählt.²⁾ Eine von diesen Aufzählungen lautet³⁾:

Der Spiegel, der volle Krug⁴⁾, der Stier, ein Paar Fliegenwedel, der Śrīvatsa, der Svastika⁵⁾, die Muschel und die Lampe: das sind die acht glückbringenden Dinge (*aṣṭamangalam*).

Eine ähnliche Aufzählung begegnet in den heiligen Schriften der Jainas. Hier werden die folgenden acht 'Glückszeichen' genannt⁶⁾:

Der Svastika, der Śrīvatsa, der Nandyāvarta⁷⁾, der Vardhamānaka⁸⁾, der Thron, der Krug, der Fisch und der Spiegel.

Wieder anders lautet die Aufzählung der acht *mangala* oder *mangalya* bei Parāśara⁹⁾; nämlich:

Die sich von links nach rechts windende Muschel¹⁰⁾, das *rocana* genannte gelbe Pigment, der Sandel, die Perle, das Gold, der Sonnenschirm, der Fliegenwedel und der Spiegel.

1) Die Zahl acht ist in Aufzählungen beliebt; nicht etwa nur bei den Buddhisten, wie Benfey, *Pantschatantra* 1, 595 meint. Acht glückverheissende Dinge hat Buddha an den Füßen (Wilson, *Works* 2, 15). Man zählt acht Ammen (Göttingische Gelehrte Anzeigen 1892, 647f.), acht Arten von Kupplerinnen, acht grosse Zauberkräfte usw.

2) Hier werden nur solche Aufzählungen berücksichtigt, in denen der Spiegel vorkommt. Sonst vgl. z. B. Böhlingk-Roths Sanskritwörterbuch u. d. W. *aṣṭamangala*.

3) Zitiert in den Kommentaren des Cāritravardhana und Dinakaramiśra zu Raghuvamśa 17, 29.

4) Ein volles (mit Wasser gefülltes) Gefäss bedeutet Glück (ein leeres Gefäss dagegen Unglück: s. die Anthologie des Śārngadhara No. 2582); oft in der Literatur vorkommend. Stellen aus Paliwerken bei Morris, *Journal of the Pāli Text Society* 1884, 88. Hier kann ich nur Weniges anführen. In den Romanen des Bāṇa wird ein 'Schlafkrug' (*nidrākalaśa*, *nidrāmangalakalaśa*) erwähnt; er ist aus Silber, mit Wasser gefüllt und steht Tag und Nacht am Kopfende des Bettes, zum Schutz gegen die Dämonen; *Journ. of the R. Asiatic Society* 1899, 498. Als Bāṇa seine Heimat verlässt, um sich an den Hof des Königs Harṣa zu begeben, da wirft er noch einen Blick auf den vollen Wasserkrug, dessen Hals von einem Kranz aus weissen Blumen umgeben ist, an dessen Öffnung ein frischer Mangozweig steckt, und der einen Fünffingerabdruck trägt (*Harṣacarita* S. 63). Noch heute gilt in Indien ganz allgemein der Angang einer Frau mit einem vollen Wassereimer für günstig, der Angang einer Frau mit einem leeren Eimer für ungünstig: Tawney in seiner Übersetzung des Kathāsaritsāgara 1, S. 190; bei den Kolhs: Andree, *Ethnogr. Parallelen und Vergleiche* (1878) S. 10; bei den Singhalesen: *Indian Antiquary* 32, 432. Überhaupt dürfen die Wassergefässe im Hause nie leer sein (*Āpastamba; Sacred Books of the East* 2, 101). Nach Wilson, *Works* 2, 188 ist der Wasserkrug 'a not uncommon, although a curious substitute for a god or goddess, amongst the Hindus' (?).

5) Śrīvatsa und Svastika sind Namen bestimmter glückbringender Figuren. Abbildungen bei Colebrooke, *Miscellaneous Essays* 2, 209f.

6) Abhandlungen für die Kunde des Morgenlandes 8, 2, S. 6 und 55 (§ 49, I).

7) Ein Diagramm mit neun Ecken nach den verschiedenen Himmelsgegenden (*Leumanu*). Abbildung bei Colebrooke, *Essays* 2, 211.

8) Bezeichnung einer bestimmten Figur. Vgl. übrigens Viṣṇusmṛti 63, 29 (mit dem Kommentar).

9) Zitiert von Hemādri, *Caturvargacintāmaṇi* 1, 331.

10) Eine solche Muschel wird sehr geschätzt; vgl. z. B. *Jātaka* No. 492 (Bd. 4, S. 350).

Auch bei den Tibetern erscheinen die acht *mangala*, 'the eight lucky articles'. Dazu gehören, von Gegenständen, die uns bereits vorgekommen sind, die sich nach rechts windende Muschel und der weisse Senf. Die erste Stelle in der Liste nimmt der Spiegel ein.¹⁾

Die Inder zählen aber auch funfzig glückbedeutende Dinge auf (*māngalyapañcāśat*). Das sind die guten Omina (*śakunāni*), die Omina, auf die man besonders dann zu achten hat, wenn man sein Haus verlässt, wenn man eine Reise antritt, *prayānakāle*. Eine Aufzählung dieser guten Omina findet sich in dem grossen Werke des Vasantarāja über die Omina.²⁾ Zwei andere, kürzere und mehr oder weniger abweichende Aufzählungen werden gegeben in der Anthologie (Paddhati) des Śārngadhara No. 2563 bis 66 und in dem Gesetzbuch des Viṣṇu 63, 29—33, wo es heisst, dass man eine Reise antreten soll, wenn man ein Feuer, einen Brahmanen usw. 'gesehen' hat.³⁾ Hier fehlt der Raum, alle die Personen und Gegenstände, die für den Inder von günstiger Vorbedeutung sind, einzeln anzuführen. Es genüge der Hinweis, dass der Spiegel, *ādarśa*, in allen drei Listen genannt wird.

Der Grund für die glückliche Vorbedeutung des Spiegels, die wir nunmehr hinreichend kennen gelernt haben, ist nicht schwer zu finden. Nach einem weit verbreiteten Glauben hat der Spiegel die Kraft, böse Geister zu vertreiben und alles Übele zu entfernen. Der Spiegel ist ein Mittel gegen den bösen Blick.

'Das Haus, wo sich ein Stier, Sandel, eine Laute, ein Spiegel, Honig, zerlassene Butter, Gift (?), Opferschmalz und ein kupfernes Gefäss befinden⁴⁾, ist für dich kein Aufenthalt', sagt Brahman zu dem Dämonen Duḥsaha im Mārkaṇḍeyapurāṇa 50, 82.

Spiegel werden als Amulette getragen; allgemein im Orient, besonders auch in Indien.⁵⁾ Hier tragen die Frauen kleine Spiegel in ihren Ringen am Daumen. Über einen Aberglauben, der sich an diese Daumenspiegel

1) Sarat Chandra Das, Tibetan-English Dictionary, Calcutta 1902, p. 70a. Vgl. 'the eight glorious offerings' bei L. A. Waddell, Buddhism of Tibet (1895) p. 393. Waddell vergleicht die neun Schätze des Kuvera (!).

2) Siehe Eugen Hultsch, Prolegomena zu des Vasantarāja Śākuna nebst Textproben, Leipzig 1879, S. 56. Man findet die Aufzählung der 50 glückbedeutenden Dinge aus Vasantarāja angeführt im Kommentar zu Malik Muḥammad Jaisī, Padumawati 12, 37 auf S. 267 der Ausgabe in der Bibliotheca Indica, Calcutta 1902. Ich verdanke den Hinweis auf diese Stelle der Güte des Herrn Dr. George A. Grierson in Camberley.

3) Man findet eine Übersetzung der Stelle in den Sacred Books of the East 7, 200f. — 'In Gujarāt, the ill-luck of an unlucky day may be avoided by looking into a mirror or by eating grains of rice or barley'; Campbell, Indian Antiquary 25, 78. Vgl. auch Harṣacarita 63, 14.

4) Der Text ist wohl nicht in Ordnung. Die Übersetzung ist daher unsicher.

5) Thevenots Reisen (1693) 3, 74. Thomas Moore, Lalla Rukh, deutsch von De la Motte Fouqué (Berlin 1822) S. 455f. Crooke, Popular Religion 2, 35f. Heinrich Schurtz, Urgeschichte der Kultur (1900), S. 600.

knüpft, belehrt uns ein Aufsatz 'Customs of the Hindus and Mussulmans of India' im Church Missionary Intelligencer.¹⁾

Die zur Hochzeit geschmückte Tripolitanerin macht, um sich vor dem bösen Auge zu schützen, das Chamza, das darin besteht, die Hände mit der nach Aussen gekehrten Handfläche vor sich zu halten. Zu demselben Zwecke hängen an ihren Zierraten eine Menge runder Spiegelchen nebst goldnen Chamzas, welch letztere eine Hand vorstellen sollen, aber eher wie ein kleiner Kamm mit fünf langen Zähnen aussehen. Diese zwei Gegenstände bilden überhaupt einen Lieblingsstaat der Frauen in Tripolis und Tunis (Andree, Ethnographische Parallelen und Vergleiche, 1878, S. 37f.). Anderes der Art, nach mir nicht zugänglichen Quellen, bei Campbell, Ind. Ant. 25, 79.

Über die chinesischen Zauberspiegel bemerkt von der Goltz in seiner ausserordentlich belehrenden Abhandlung²⁾ 'Zauberei und Hexenkünste, Spiritismus und Chamanismus in China' S. 29: 'Alle Metallspiegel, die auf der Rückseite mit entsprechenden Inschriften versehen sind, sollen die Kraft haben, das Bild der bösen Geister wiederzuspiegeln, die sich etwa eingeschlichen haben. Wenn diese Geister ihre hässliche Gestalt im Spiegel erblicken, so erschrecken sie vor sich selbst so, dass sie entfliehen.' Der genannten Abhandlung ist die Abbildung eines Metallspiegels beigegeben, der nach einer der darauf befindlichen Inschriften im Jahre 622 n. Chr. zur Abwendung der Einflüsse böser Geister verfertigt worden ist.

Haberland S. 333f. erwähnt, nach der Zeitschrift für deutsche Mythologie und Sittenkunde 2, 418f., die Sitte der Bewohner der Montagnes noires in der Bretagne, die der dräuenden Hagelwolke einen Spiegel entgegenhalten, damit sie, wenn sie sich so schwarz und hässlich sieht, erschrocken zurückweiche. Haberland hat ganz übersehen, dass dies auch antiker Aberglaube ist.³⁾ Siehe Geoponica 1, 14, 4; Palladius 1, 35, 15: Nonnulli ubi instare malum uiderint, oblato speculo imaginem nubis

1) Jahrgang 1860, S. 142: The customs prevalent among the Hindus on the occasion of a child's birth are not very remarkable, but are characteristic of their bigotry and superstition. When the mother has ascertained that such is to happen, she devotes a great portion of her time to looking at herself in the glass, in the certain belief, as told her by the 'wise women' amongst them, that this will occasion the infant's resembling her. This, in common with women of most countries, she most anxiously wishes for. She almost always is possessed of a thumb-ring, in which is set a small looking-glass: in this glass she is perpetually gazing. It is called in the native language an *ursee* (vgl. *arsi* bei Grierson, Bihār peasant life § 769). — Die Mittheilung ist interessant; aber ob die Erklärung des Brauches richtig ist, kann bezweifelt werden.

2) Mittheilungen der deutschen Gesellschaft für Natur- und Völkerkunde Ostasiens in Tokio 6, 1ff. Vgl. auch Haberland, Zs. 13, 340. Frazer, Golden Bough² 1, 293, n. 2. Beide, Frazer und von der Goltz, berufen sich auf die China Review 2, 164.

3) Crooke, Popular Religion 2, 35: Philostratus declares that if a mirror be held before a sleeping man during a hail or thunder-storm, the storm will cease. — In der Anmerkung hierzu verweist Crooke auf Leland, Etruscan Roman Remains p. 93.

accipiunt et hoc remedio nubem, seu ut sibi obiecta displiceat seu ut tamquam geminata alteri cedat, auertunt. — Man beachte die Begründung des Aberglaubens.

Der Spiegel übt auch eine tödliche Wirkung aus. Schlangen (Basiliken, Fische) kann man dadurch töten, dass man sie ihr eignes Bild im Spiegel sehen lässt.¹⁾

Der Spiegel, den die indische Witwe in der Hand trägt, ist ein glückbringender, übelabwehrender Gegenstand. Aber nicht die Witwe allein trägt einen Spiegel. Wir lesen z. B. in Webers Abhandlung über Kṛṣṇas Geburtsfest S. 285. 287, dass die Devakī von Dienern gepflegt wird, die, offenbar boni ominis causa, Spiegel in ihren Händen tragen. Vor allem muss hier nochmals darauf aufmerksam gemacht werden, dass auch die Braut einen Spiegel trägt. Diese Sitte findet sich, wie oben 14, 209 gezeigt wurde, bei den Kṣatriyas in Travancore; sie findet sich ausserdem, wie ich hier hinzufügen will, bei den Nambutiris oder Nambudris, d. h. den Brahmanen auf der Malabarküste. In einer Beschreibung der Hochzeitszeremonien dieser Brahmanen sagt K. N. Chettur²⁾: 'Throughout the ceremony, the bridegroom is armed with a stick and a string, while the bride is equipped with an arrow and a mirror — symbols which in all probability point to the days when might was right in marriage as in everything else.'

In diesem Zusammenhange sei auch erwähnt, dass der Spiegel unter den Geschenken³⁾ erscheint, die der Bräutigam nach dem altindischen Hochzeitsritual der Braut zu übergeben hat. So heisst es im Śāṅkhāyanagrhyasūtra 1, 12, 6—7: 'Der Bräutigam gibt der Braut den Stachel eines Stachelschweins (womit später die Zeremonie der Scheitelschlichtung vollzogen wird?) in die rechte Hand, einen Spiegel in die linke' (*ādarśaṃ savye*). Was für eine Bedeutung hat der Spiegel in diesem Falle? Und ist Gewicht auf die Übereinstimmung zu legen, die darin besteht, dass die indische Witwe, wie die altindische Braut, den Spiegel in der linken Hand trug?

Wenn nun weiter in den Berichten über die Witwenverbrennungen gesagt wird, dass die Witwe beständig in den Spiegel, den sie trug,

1) Haberland, Zs. 13, 332f. W. Hertz, Sage vom Giftmädchen S. 110, Anmerkung 6. Grimm, Deutsches Wörterbuch u. d. W. *Spiegel*, 10, 2226.

2) Calcutta Review 113 (1901), S. 129. Vgl. auch R. Schmidt, Liebe und Ehe in Indien S. 371; Haberland, Zs. 13, 330 und den Bericht über die Hochzeiten der Ilavars bei Mateer, Native Life in Travancore p. 87. — In einer Beschreibung der heutigen Brahmanenhochzeiten bei R. Schmidt S. 369 berührt die Brautmutter (oder Tante) die Braue des Bräutigams mit einer seltsam mannigfaltigen Sammlung von Dingen, die aus Betel und Arekanuss, geronnener Milch, Sandelholz, Öl, ein wenig Schlamm vom Ganges, einem Spiegel und einem Pisangbüschel bestehen.

3) Alfred Hillebrandt, Ritual-Literatur S. 65. Beiläufig sei darauf hingewiesen, dass der Spiegel in dem grossen Verzeichnis der 'Geschenke' bei Hemādri vorkommt; siehe Caturvargacintāmani 1, 917.

hineinsah¹⁾, so lassen sich auch dafür, zumal aus den alten Ritualbüchern, Analogien beibringen. Ob freilich das bei feierlichen Handlungen vorzunehmende Hineinsehen in einen Spiegel immer als eine übelabwehrende Handlung zu gelten hat, bleibe dahingestellt. Es kommt mir nur darauf an, zu zeigen, dass es auch sonst erwähnt wird. 'Ehe man die Teilnehmer eines Sattrā zur Weihe zulässt, müssen sie in einen Spiegel²⁾, ein Gefäß mit Wasser, auf die Arundhati, den Polarstern, die Person im Auge sehen.' Der Snātaka, d. h. der Schüler, der das die Lehrzeit abschliessende Bad genommen hat, sieht sich im Spiegel an (Pāraskara 2, 6, 28). Beim Schlangenopfer ehrt man die Schlangen mit Gaben und Gebeten, man wartet ihnen auch förmlich wie Gästen auf, man reicht Wasser zum Baden dar u. dgl. So wird auch ein Spiegel herbeigebracht; 'mit diesem Spiegel lässt er schauen', indem er dabei spricht: Der Herr der himmlischen Schlangen möge (sich) beschauen, die himmlischen Schlangen mögen (sich) beschauen.³⁾

Das Hineinsehen in einen Spiegel gehört zu den täglichen Obliegenheiten des Königs (*pratyahikarājakarmāni*). 'Gesalbt und geschmückt soll er sein Antlitz im Spiegel beschauen', heisst es im Agnipurāṇa 234, 6, und in der Yogayātrā wird gesagt⁴⁾: 'Nachdem der Fürst den Göttern und seinen Guru seine Verehrung gebracht, und einem Brahmanen eine Kuh mit ihrem Kalbe geschenkt, und sein Gesicht in Schmelzbutter oder in einem Spiegel beschaut hat, lasse er sich sagen, in welchem Gestirn der Mond steht und welches Datum ist.' Im Mahābhārata 12, 53, 7ff. wird erzählt, wie Kṛṣṇa des Morgens aufsteht, tausend Kühe an tausend Brahmanen verschenkt, glückbringende Dinge berührt⁵⁾ und sich in einem blanken Spiegel besieht.

Der Spiegel kommt auch bei der indischen Königsweihe⁶⁾ vor. Im alten Ritual freilich wird er, soweit ich sehe, nicht erwähnt. Aber im dritten Buche des Panchatantra⁷⁾ wird erzählt, wie die Vögel beschliessen, die Eule zum König zu wählen. Da wird denn alles herbeigebracht, was

1) Nach K. Raghunāthji im Indian Antiquary 11, 143 ist es heutzutage den Witwen in Indien verboten, ihr Gesicht in einem Spiegel zu betrachten.

2) Hillebrandt, Ritual-Literatur S. 184; dazu J. J. Meyer, Altindische Schelmenbücher 1, 81.

3) Śāṅkhāyanagrhyasūtra 4, 15, 12. Vgl. Hillebrandt, Ritual-Literatur S. 77 und die dort zitierte Schrift von Winternitz über den Sarpabali. Oldenberg, Religion des Veda S. 69.

4) Yogayātrā 2, 23. Die Übersetzung nach H. Kern in Webers Indischen Studien 10, 185.

5) Das Berühren glückbringender Dinge unter den täglichen Obliegenheiten des Königs erwähnt: Agnipurāṇa 234, 7. Vgl. auch Rāmāyaṇa 2, 65, 9 (mit dem Kommentar); Mahābhārata 12, 59, 66.

6) Sanskrit *rajābhīṣeka*, d. h. Besprengung des Königs (mit Wasser).

7) In Benfey's Übersetzung S. 223f., in der Übersetzung von Ludwig Fritze S. 248f. Im Textus ornatior des Panchatantra (siehe R. Schmidts Übersetzung S. 201) wird der Spiegel nicht genannt.

zur feierlichen Königsweihe gehört: darunter Wasser von verschiedenen heiligen Badeplätzen; ein Thron; eine Erdscheibe, worauf die sieben Inseln samt Meeren und Bergen abgebildet sind¹⁾; ein Tigerfell; und 'Gegenstände von glücklicher Vorbedeutung, wie Spiegel und so weiter'. Im Agnipurāṇa wird vorgeschrieben, dass der König bei der Königsweihe den Spiegel anschauen soll.²⁾

Ich habe gezeigt, dass das Tragen eines Spiegels nicht auf die Witwenverbrennungen beschränkt ist; ich habe ferner gezeigt, dass das Hineinsehen in einen Spiegel auch sonst bei feierlichen Handlungen vorkommt. Aber welchen Zweck hatte dieses Hineinsehen in einen Spiegel gerade auf seiten der Witwe? Es unterliegt allerdings keinem Zweifel, dass der Spiegel als ein glückbringender, übelabwehrender Gegenstand galt, und nichts hindert uns, den Spiegel in der Hand der Witwe für einen solchen Gegenstand zu erklären. Mit dieser Erklärung kommen wir entschieden der Wahrheit viel näher, als z. B. mit der Erklärung, die Honigberger und L. von Orlich in Indien gehört haben, wonach die Witwen deshalb in einen Spiegel sehen mussten, damit sie sich selbst überzeugen könnten, dass keine Veränderung in ihren Gesichtszügen wahrzunehmen sei, und dass sich keine Angst in ihnen rege. Diese Erklärung beweist nur, dass die Bedeutung der alten, schon von Ibn Batuta erwähnten Sitte im Laufe der Zeit gänzlich verdunkelt worden ist. Welches war nun der Grund, weshalb man den Witwen einen Spiegel in die Hand gab oder vorantragen liess? War es wirklich, war es nur der Glaube an die glückliche Vorbedeutung des Spiegels? Ich meine, dass noch eine andere Erklärung möglich ist. Überblicken wir, was Haberland und von Negelein über die

1) In einer Stelle der *Siṃhāsanadvātriṃśikā*, die der aus dem Panchatantra angeführten Stelle ähnlich ist, wird gesagt, dass die aus sieben Inseln bestehende Erde auf ein Tigerfell gemalt wurde (Ind. Stud. 15, 267; wozu Weber bemerkt: Dás muss jedenfalls eine sehr summarische Erdkarte gewesen sein!). Man kann sich des Gedankens kaum erwehren, dass ein Zusammenhang besteht zwischen der im Panchatantra genannten Erdscheibe (*dharaṇīmaṇḍala*) und dem 'Weltbild' (einer mit Reliefs bedeckten Scheibe; *maṇḍala*), das, nebst einem Spiegel, bei der lamaischen Wasserweihe eine Rolle spielt (A. Grünwedel, *Buddhistische Kunst in Indien*, erste Auflage, S. 149f.). Ich weiss nicht, ob schon jemand auf die Möglichkeit eines Zusammenhanges hingewiesen hat. — Die lamaische Wasserweihe, die uns hier namentlich deshalb interessiert, weil ein Spiegel dabei gebraucht wird, ist oft beschrieben worden; ausführlich z. B. von Klaproth, *Reise in den Kaukasus und nach Georgien* 1, 203ff., vgl. 178ff., ferner von Adolph Erman, *Reise um die Erde* 1, 2, 105, von Köppen, *Religion des Buddha* 1, 566, von T. W. Rhys Davids, *Buddhism* (am Schlusse des Buches; deutsch von Pfungst, Leipzig o. J., S. 255ff., wo auch weitere Literaturangaben). Herr Dr. Grünwedel verweist mich noch auf Pallas, *Sammlungen historischer Nachrichten über die mongolischen Völkerschaften* 2, 177. 182. 187 und auf Benjamin Bergmanns *Nomadische Streifereien* 3, 130.

2) Agnipurāṇa 218, 28. In seinem Sanskrit Dictionary 283a, 44 gibt Goldstücker folgende, allerdings mit einem Fragezeichen versehene Übersetzung der Stelle: Then the king having looked on clarified butter and other auspicious objects placed before a looking glass

magische Benutzung des Spiegels zusammengestellt haben, so fällt uns die Verwendung auf, die der Spiegel als ein Mittel, die Zukunft zu erforschen¹⁾, bei den verschiedensten Völkern der Erde gefunden hat und noch heute findet (Katoptromantie). Wäre es möglich, dass auch der Spiegel in der Hand der Witwe ein Mittel zur Erforschung der Zukunft — nämlich der Zukunft ihrer Angehörigen, ihrer Freunde und der Zuschauer — gewesen ist? Sollte die Sitte des Spiegeltragens ihren Ausgang²⁾ von dem allgemein verbreiteten Glauben genommen haben, dass dem Spiegel die Kraft innewohnt, verborgene, zukünftige Dinge zu offenbaren? In der Tat lässt sich bis zu einem gewissen Grade wahrscheinlich machen, dass der Spiegel ursprünglich zum Zweck der Wahrsagung von der Witwe in der Hand getragen wurde. Über Möglichkeiten und Wahrscheinlichkeiten kommen wir allerdings kaum hinaus.³⁾

Ehe ich jedoch zugunsten der von mir vorgeschlagenen, auf den ersten Blick weit abliegenden Erklärung das anführe, was sich etwa anführen lässt, möchte ich zeigen, dass die Spiegelwahrsagung in Indien ebenso im Schwange war wie anderwärts, da in Haberlands Abhandlung über den Spiegel so gut wie nichts darüber enthalten ist.⁴⁾

Die vielleicht älteste Erwähnung der Spiegelwahrsagung findet sich im Sāmavidhānabrāhmaṇa⁵⁾, einem altindischen Handbuch der Zauberei. Hier heisst es in dem Abschnitt, wo gelehrt wird, wie man Unsichtbares

1) Haberland, Ztschr. 13, 330ff.; von Negelein, Archiv 5, 27f. Ausser der von diesen Gelehrten zitierten Literatur vgl. z. B. Arnkiels Cimbrische Heyden-Religion (1702) 1, 229. 2. 101ff.; Bartsch, Sagen, Märchen und Gebräuche aus Mecklenburg 2, No. 1232. 1243. 1594; E. H. Meyer, Badisches Volksleben im 19. Jahrhundert S. 504. 563f. 566 (Diebfinden mittels eines Spiegels; Krankheiten und die Heilmittel dagegen aus einem Bergspiegel oder Weltspiegel ersehen). Von den chinesischen Zauberspiegeln und ihrer Verwendung (Spiegel werden z. B. am Neujahrstage in China benutzt, um die Zukunft zu erfahren) spricht von der Goltz in der genannten Abhandlung über Zauberei und Hexenkünste in China S. 14. 28ff.

2) Ich möchte hier anführen, was Heinrich Schurtz bei der Erklärung der Couvade bemerkt hat (Urgeschichte der Kultur S. 190): 'Gerade die Couvade ist ein ausgezeichnetes Beispiel dafür, dass man mit einer einzigen Erklärung, die alle vorkommenden Fälle deuten soll, derartigen Fragen gegenüber niemals auskommt. Man hat immer zwischen einer Anfangsursache und unterstützenden oder ganz an die Stelle der ersten Ursache tretenden Beweggründen zu unterscheiden und von diesen wieder die nachträglichen, oft höchst läppischen Erklärungen unverständlich gewordener Sitten zu trennen'.

3) Man könnte auch sagen: die Witwe sollte durch das beständige Hineinsehen in den Spiegel in einen Zustand der Bewusstlosigkeit und Unempfindlichkeit versetzt werden; vgl. Garbe, Beiträge zur indischen Kulturgeschichte S. 204f.; Grundriss der indo-arischen Philologie 3, 4, 45. Aber man vergesse nicht, dass gerade das Anstarren glänzender Gegenstände mit zu den Mitteln gehört, wodurch sich eine Person die Eigenschaft des Hellsehens zu erwerben vermag; s. Schurtz, Urgeschichte S. 595. Beiläufig hat es an der von Schurtz erwähnten lärmenden Musik auch bei den Witwenverbrennungen nicht gefehlt.

4) Über Divinationszauber und Orakel im alten Indien vgl. man Oldenberg, Religion des Veda S. 509ff.; Hillebrandt, Ritualliteratur § 94.

5) Siehe die Übersetzung von Sten Konow, Halle 1893, S. 71.

sehen kann (3, 4, 4): Man nehme die Nacht über ein noch nicht mannbares Mädchen¹⁾ und einen Spiegel zu sich und singe darüber ein Sāman. Bei Tagesanbruch singe man dasselbe, wische sich den Mund ab²⁾ und sage zu ihr: 'sieh' (in den Spiegel). Sie wird sehen.

Im folgenden Paragraphen wird gelehrt, dass man, statt eines Spiegels, eine Schüssel voll Wasser³⁾ zu sich nehmen kann.

Die Spiegelwahrsgung wird ferner in den kanonischen Schriften der Buddhisten, an verschiedenen, fast gleichlautenden Stellen, erwähnt.⁴⁾ Der hier gebrauchte Ausdruck ist *ādāsapañha* d. i. 'Spiegelbefragung'. Daneben steht die 'Mädchenbefragung', *kumārīpañha*. Der Kommentator Buddhaghosa bemerkt, dass man die Fragen an eine Gottheit richtet, die man in einen Spiegel oder in den Körper eines Mädchens herniederzitiert, wörtlich 'herabsteigen macht' (Sumangalavilāsini 1, 97). Dieses 'Herabsteigen machen' kommt auch sonst vor.⁵⁾ Rhys Davids meint, es sei 'a later conception to discard the god, and make the mirror itself give pictures of the hidden events' (Sacred Books of the Buddhists 2, 24). Die 'Spiegel-

1) *kanyām adṛṣṭarajasam*. Böhlingk im kürzeren Sanskritwörterbuch u. d. W. *adṛṣṭarajas* verbindet dieses Wort mit *ādarsa* (Spiegel) und übersetzt es mit 'blank'. — Ein Knabe oder ein Mädchen, 'ain rains chind, es sei maid oder kneblin' (Grimm, Deutsche Mythologie¹, Anhang S. LXIII, 84) ist, wie anderwärts, so auch in Indien beim Zauber erforderlich. Kathāsaritsāgara in Tawneys Übersetzung 2, 149f.; dazu J. J. Meyer in seiner Übersetzung des Daśakumāracarita S. 114f. 362f., desselben Altindische Schelmenbücher 1, S. LVf. Ferner Kauśikasūtra 37, 5 (Caland, Altindisches Zauberritual S. 127). A. Weber, Indische Streifen 1, 279. Walhouse, Ind. Ant. 5, 22 a (der Leichnam eines Mädchens beim Divinationszauber gebraucht). Crooke, Popular Religion 1, 153f.

2) Über die Bedeutung des Abwischens vgl. Oldenberg, Religion des Veda 490f.

3) Es ist einerlei, ob die Spiegelung in einem Spiegel oder im Wasser stattfindet; es kommt nur auf die glänzende Fläche an. — Ein Yogin, der in flüssiger Butter, in Öl, in einem Spiegel oder in Wasser sein Bild ohne Kopf und Schultern sieht, lebt nur noch einen Monat: Śārngadharapaddhati 4576, vgl. Mārkaṇḍeyapurāna 43, 11. Der Snātaka darf sein Bild, das in Öl, in Wasser oder in einem schmutzigen Spiegel reflektiert wird, nicht ansehen; Sacred Books of the East 7, 226. *Ādāsa* (Spiegel) neben *udakapatta* (Wassergefäß) Cullavagga 5, 2, 4; usw.

4) Im Brahmajālasutta und mehreren anderen Suttas des Dīghanikāya. Übersetzungen der Stellen: von Gogerly, Journal of the Ceylon Branch of the R. Asiatic Society for 1846, no. 2, p. 27; von Burnouf, Le Lotus de la bonne loi p. 470; von Davids, Sacred Books of the East 11, 199, Sacred Books of the Buddhists 2, 24; von K. E. Neumann in seiner Buddhistischen Anthologie (1892) S. 74. Über den Zusammenhang, in dem die angeführten Stellen erscheinen, kann man sich unterrichten bei R. Fick, Die soziale Gliederung im nordöstlichen Indien zu Buddhas Zeit (1897) S. 149f.

5) Vgl. z. B. Indische Studien 16, 273, Anmerkung 1 (*devatāvātāra*). Im Kathakośa S. 69 in Tawneys Übersetzung stellt Dīpaśikha die Tochter des Königs Mañca in einen Zauberkreis und bannt den Heros Hanumān in sie hinein. Die Königstochter, das 'Medium' (Sanskrit *pātra*, 'Gefäß'), beantwortet darauf die Fragen, die man an sie richtet. Bei von der Goltz, Zauberei und Hexenkünste in China S. 28 beantwortet ein Medium im Namen einer Gottheit, die in eine Schüssel mit klarem Wasser herabgestiegen ist, die an die Gottheit gerichteten Fragen. Wie die tibetischen Exorzisten die 'Ankunft' der herbeigerufenen Gottheit in einem Spiegel zu sehen glauben, schildert Waddell, Buddhism of Tibet (1895) S. 482. Vgl. auch Sonnerat, Reise nach Ostindien und China 1, 68.

befragung', *addāgapasīna*, erscheint auch in den heiligen Schriften der Jainas, und auch hier ist von dem Herabsteigen einer Gottheit (in den Spiegel) die Rede; siehe Weber, Indische Studien 16, 272. 334.

Jetzt noch ein Fall von indischer Spiegelwahrsagung, oder genauer Ölwahrsagung¹⁾ aus der neueren Zeit, aus dem Jahre 1673. Beschrieben ist die Zauberhandlung mit dankenswerter Genauigkeit und Offenherzigkeit von dem französischen Befehlshaber Bellanger de Lespinay²⁾, der sich während seines Aufenthaltes in Indien nicht scheute, indische Wahrsager zu befragen. Für den Zauber waren erforderlich: ein kleiner Knabe, 'ou une petite fille qui fust pucelle'. Man wählte ein sehr junges Mädchen. Der Zauber musste in der Nacht und an einem abgelegenen Orte stattfinden. Man begab sich daher zu einer zerfallenen Pagode, wohin man einen Tisch, einen Teppich, zwei grosse kupferne Gefässe, Reis, Weihrauch und ein Kohlenbecken hatte schaffen lassen. 'Sur la table qui estoit proche la muraille, il y avoit un de ces bassins graissé d'huile composée, qui estoit fort noire et reluisante. La petite fille estoit devant ledit bassin, les yeux fort attachez à regarder.' Ich übergehe die weiteren Einzelheiten des Berichtes und erwähne nur noch, dass Bellanger de Lespinay auf die Aufforderung des Mädchens, in das Gefäss zu sehen, zunächst nichts Ausserordentliches bemerkte; dann aber sah er zuerst ein Schiff und darauf die Stadt San Thomé, die damals belagert wurde (Allgemeine Historie der Reisen zu Wasser und zu Lande 8, 613ff.). Das freilich, was er am meisten zu sehen begehrte, nämlich aus Frankreich zur Hilfe herbeieilende französische Schiffe, konnten ihm die indischen Zauberer nicht zeigen.

Wenden wir uns wieder zu den indischen Witwen zurück. Dass sie den Spiegel zum Zweck der Wahrsagung in der Hand trugen, wird allerdings nirgends gesagt. Man müsste denn eine Äusserung des Della Valle herbeiziehen, wonach die Witwe Giaccamà gewisse Worte in den Spiegel hineingesprochen zu haben scheint (4, 92 a). Was wir aber wissen, und worauf es uns ankommt, ist, dass man den Witwen die Fähigkeit, Unbekanntes und Zukünftiges zu sehen, zutraute und dass man Prophezeiungen für die Zukunft von ihnen erwartete. Mit Recht hat bereits Garbe in seinen Beiträgen zur indischen Kulturgeschichte S. 166 den

1) Einen anderen Fall siehe in der Calcutta Review 113, 21. Einen Fall, den er in Aleppo beobachtet hat, schildert Della Valle in seiner Reisebeschreibung 4, 194 b. Sonst vergleiche man, ausser den Bemerkungen von H. Froidevaux in der sofort zu nennenden Abhandlung, die Dissertation von Joh. Hunger, *Becherwahrsagung bei den Babyloniern*, Leipzig 1903, S. 1 ff. (= Leipziger semitistische Studien, herausgegeben von Fischer und Zimmern, 1, 1 ff.).

2) In seinen Denkwürdigkeiten, die erst im Jahre 1895 veröffentlicht worden sind. Ich benutze die Mitteilung daraus bei Henri Froidevaux, *Une séance de divination à Pondichéry*; Actes du onzième Congrès international des Orientalistes (Paris 1897), Sect. V—VII, p. 271—76.

Glauben an ein Hellsehen der Witwe in den letzten Augenblicken hervorgehoben.

Von der Zeit an, wo die Witwe ihren Entschluss, sich verbrennen zu lassen, kundgegeben und die Erlaubnis dazu erhalten hatte, wurde sie als ein heiliges Wesen angesehen. 'Als bald wird das Weib geehret, andächtige Leute besuchen sie, und halten sie für eine heilige Matrone; ein jeder ersucht ihre Gnade und Vorbitte bey den Göttern.' So berichtet Wouter Schouten (Walter Schultzens Ostindische Reisebeschreibung 3, 187 a). Bei Stavorinus umringen Frauen die Witwe und bitten sie dringend, ihnen von Ram, ihrem obersten Gott, vor dem sie nun bald erscheinen werde, diese oder jene Gnade zu erflehen. Und vorzüglich bittet man sie, die schon vorangegangenen Freunde, die sie finden werde, herzlich zu grüssen.¹⁾ Die Reiskörner und Kaurimuscheln, die die Witwe bei der Umkreisung des Scheiterhaufens austreut, werden von den Umstehenden gierig aufgelesen; denn man glaubt, dass diese Dinge gegen Krankheiten helfen.²⁾ Die Betelblätter, die die Witwe an die anwesenden Frauen verteilt, werden von diesen als Reliquien aufbewahrt.³⁾ Das Wasser, womit die Witwe die Umstehenden besprengt, wird als heilbringend und entschuldigend betrachtet; die Frauen drängen sich vor, um die Kleider der Witwe zu berühren, eine Handlung, die man als verdienstlich und als heilsam zur Vergebung und Befreiung vom ewigen Verderben ansieht.⁴⁾

Die hohe, fast göttliche Verehrung, die den indischen Witwen, wenn sie sich verbrennen liessen, zuteil wurde, kommt noch besonders darin zum Ausdruck, dass man ihnen zu Ehren Grabdenkmäler errichtete — in Indien eine ungewöhnliche, ausserordentliche Auszeichnung.⁵⁾

Nach alledem ist es nicht wunderbar, wenn man den Witwen die Gabe zuschrieb, die Zukunft vorherzusagen. Zum Überfluss wird es ausdrücklich bezeugt. Der Abbé Dubois erzählt in der Schilderung einer Witwenverbrennung vom Jahre 1794: 'While the funeral procession moved slowly along, the spectators, especially the women, tried to draw near to her to congratulate her on her good fortune, at the same time expecting that, in

1) Stavorinus, Reize naar Batavia 2, 48 (S. 102 in Lüders Übersetzung). Vgl. auch die Sammlung der besten und neuesten Reisebeschreibungen 16 (Berlin 1776), S. 234. Bei Tavernier 3, 160 a und bei Gemelli Careri 3, 146 gibt man der Witwe Briefe ins Jenseits mit. — Der eigenartige Brauch, dem Scheidenden Bitten und Grüsse an vorangegangene Verwandte aufzutragen, ja, ins Ohr zu schreien, ist sehr verbreitet: von Negelein in dieser Zeitschrift 14, 34.

2) Q. Craufurd, Researches (1817) 2, 136. Stavorinus, Reize naar Batavia 2, 50. Postans bei Klemm, Kulturgeschichte 7, 146.

3) Stavorinus, Reize 2, 46f. Dubois, Hindu manners S. 365f.

4) Postans bei Klemm, Allgemeine Kulturgeschichte der Menschheit 7, 146.

5) Colebrooke, Miscellaneous Essays 1, 172, n. Dubois, Hindu manners 362. Monier Williams, Modern India and the Indians² p. 71. Crooke, Popular religion 1, 186f. (mit Abbildung).

virtue of the gift of prescience which such a meritorious attachment must confer upon her, she would be pleased to predict the happy things that might befall them here below. With gracious and amiable mien she declared to one that she would long enjoy the favours of fortune; to another, that she would be the mother of numerous children who would prosper in the world; to a third, that she would live long and happily with a husband who would love and cherish her; to a fourth, that her family was destined to attain much honour and dignity and so forth' (Dubois, Hindu manners, customs and ceremonies p. 365).

Bei W. Ward erinnert sich eine Witwe auf dem Scheiterhaufen einer früheren Existenz und spricht ausserdem eine Prophezeiung aus, die nach der Versicherung des einheimischen Gewährsmannes natürlich in Erfüllung gegangen ist (Garbe, Beiträge zur indischen Kulturgeschichte S. 167).

Karl von Hügel sagt in seinem Bericht über die Witwenverbrennungen in Kaschmir: 'Die Geweihte wird von ihnen (den Umstehenden) mit abergläubischem Schauer, als ein höheres Wesen, mit stummer Neugierde betrachtet. Im Triumphe wird sie am Nachmittage in das Bad begleitet, von Brahminen des höchsten Ranges mit den heiligen Flüssigkeiten gesalbt, und ihr dann das Gesicht mit Tumrick und Safran in Streifen bemalt. Ein Tuch von weissem oder mit Safran gefärbtem Musslin wird um sie geschlungen, worauf man sie als eine Heilige ansieht, die mit dieser Welt nichts mehr zu tun hat. Wird sie von irgend jemand berührt, ausgenommen den Brahminen, so ist sie befleckt, und kann nicht mehr Sati seyn.¹⁾ Auf dem Boden vor dem Leichname des Gatten bleibt sie die wenigen übrigen Stunden ihres Lebens unbeweglich sitzen, und das Volk kommt wohl zu ihr, wie zu einem Orakel, um die Zukunft zu erfahren' (Hügel, Kaschmir und das Reich der Siek 2, 402f.).

Der Glaube an das Hellsehen der Witwen in den letzten Augenblicken hängt übrigens offenbar zusammen mit dem allgemein verbreiteten Glauben, dass Sterbende weissagen.²⁾ So sagte der sterbende Kalanos, wie Plutarch, Arrian und andere berichten, Alexander dem Grossen den Tod voraus.

Wer sich nun der Ansicht zuneigt, dass die indischen Witwen, wenigstens ursprünglich, aus dem Grunde einen Spiegel in die Hand nehmen mussten, weil der Spiegel als ein Mittel galt, die Zukunft zu erforschen, der wird

1) Das wird öfters erwähnt; so in den *Lettres édifiantes et curieuses, nouv. éd., tome 14, Paris 1781, p. 275* und von Degrandpré in der Beschreibung einer Witwenverbrennung, die er mit bewaffneter Hand zu verhindern suchte, wobei er um einen Tag zu spät kam (*Reise nach Indien und Arabien, Berlin 1802, S. 228*). Stavorus erzählt, dass ein holländischer Directeur Namens Sichterman die Summe von 25 000 Rupien bezahlen musste, weil er eine Frau berührt hatte, die sich mit ihrem verstorbenen Gatten verbrennen lassen wollte (*Reize naar Batavia 2, 51f.*).

2) Cicero de divinatione 1, 30. Liebrecht, *Zur Volkskunde* S. 37. Rohde, *Psyche* 1, 55.

vielleicht auch geneigt sein, einiges von dem, was wir bisher besprochen und zu erklären versucht haben, in einem anderen Lichte zu betrachten. Man erinnere sich, dass die Witwen, nach den Berichten des Ibn Batuta, Gasparo Balbi und J. J. Saar die Limone oder die Kokosnuss hin- und herwarfen, dass sie mit diesen Gegenständen spielten. Sollte etwa dieses 'Spielen', dass die genannten Reisenden beobachtet haben wollen, auch mit der Divination zusammenhängen? Dass die Kokosnüsse bei der Divination verwendet wurden, habe ich oben mit absichtlicher Ausführlichkeit dargelegt.

Vor allem aber tritt das Betäuben der Witwen durch allerhand narkotische Mittel, wovon oben 14, 305, Anm. die Rede war, in ein ganz neues Licht. Dieses von zahlreichen Reisenden bezeugte Betäuben geschah vielleicht nicht zu dem Zweck, um den Widerstand der Witwen zu brechen oder etwa, um ihnen die Qualen des Verbrennungstodes zu erleichtern: man wollte vielmehr ursprünglich die Witwen in einen ekstatischen Zustand versetzen, in einen Zustand, worin sie, nach dem allgemeinen Glauben, Verborgenes und Zukünftiges zu erschauen vermochten. Dass man berauschende, narkotische Stoffe verwendete, um Ekstase hervorzurufen, haben Tylor¹⁾ und andere gezeigt. Wenn John Fryer berichtet, dass den indischen Witwen Dutry eingegeben wurde (A new account of East India and Persia, 1698, p. 33), so halte man dagegen, dass die Indianer von Darien die Samen von *Datura sanguinea* gebrauchten, um bei Kindern ein prophetisches Delirium hervorzurufen, in dem sie verborgene Schätze offenbarten; dass sich die Priester in Peru, die mit den Huacas oder Fetischen redeten, in einen ähnlichen ekstatischen Zustand durch den Genuss eines Getränkes versetzten, das aus derselben Pflanze bereitet war (Tylor, Anfänge 2, 418).

Über den Pfeil, den die Witwen in Bezeneger nach dem Bericht des Cesare Federici in der rechten Hand hielten, während sie in der linken einen Spiegel trugen (oben 14, 209), habe ich nicht viel zu sagen. Es ist bereits bemerkt worden, dass der Pfeil, mit dem Spiegel gepaart, auch von der Braut getragen wird, und zwar bei den Kṣatriyas in Travancore und bei den Nambūdiri-Brahmanen auf der Malabarküste. Hinzuzufügen ist, dass, nach einem alten Ritualtext, die Braut mit einem Pfeil in der Hand (*isuhastā*) dem Bräutigam übergeben werden soll²⁾, während

1) Die Anfänge der Kultur 2, 417ff. Vgl. Spencer, Prinzipien der Soziologie (deutsch von Vetter) 1, 431. Schurtz, Urgeschichte der Kultur S. 594f.

2) Der Bräutigam selbst soll einen Stachelstock (einen Stock zum Antreiben des Viehes) tragen. Alles Nähere bei M. Winternitz, Das altindische Hochzeitsrituell (1892) S. 30f. und S. 87; vgl. J. Jolly im Kern-Album S. 179. Winternitz dürfte recht haben, wenn er bemerkt, dass die in den Gesetzbüchern beschriebene Zeremonie ursprünglich mit dem Kastenwesen nichts zu tun hatte. — Übrigens wird der Pfeil auch sonst noch bei den Hochzeitszeremonien erwähnt. Indian Antiquary 25, 144 b (they go round a bow and arrow planted in the ground); 145a (The Ūriyas of Ganjam have to marry their girls

die Gesetzbücher lehren, dass bei Heiraten in eine ungleiche Kaste die Kṣatriyabraut einen Pfeil, die Vaiśyabraut einen Stachelstock, die Śūdrabraut den Saum des Mantels des Bräutigams in der Hand zu halten hat. Nach Winternitz und Jolly wäre der Pfeil ursprünglich ein Symbol des Kriegerstandes.¹⁾ Diese Auffassung könnte auch auf den Fall, der uns hier beschäftigt, passen. Denn die Witwen, die Federici von seinem Hause aus nach dem Verbrennungsplatz mit Spiegel und Pfeil hinausziehen sah, gehörten vornehmen Familien an.²⁾ Man könnte sagen: dasselbe Symbol oder dieselben Symbole, die sie bei der Hochzeit getragen hatten, trugen sie auch auf dem Gange nach dem Scheiterhaufen in der Hand.

Es ist jedoch durchaus nicht sicher, dass der Pfeil in der Hand der Witwen als ein 'Symbol des Kriegerstandes' aufzufassen ist. Man wird es vielmehr von vornherein für wahrscheinlich halten, dass der Pfeil dieselbe oder eine ähnliche Bedeutung hat wie der Spiegel. Um einer anderen Erklärung des Pfeils den Weg zu ebnen, will ich hier noch in der Kürze zu zeigen versuchen, dass dem Pfeil, nach einem weitverbreiteten (Glauben, Zauberkraft, insbesondere divinatorische Kraft, innewohnt.³⁾ Wie man von Zauberspiegeln spricht, so kann man auch von Zauberpfeilen sprechen.

Im altindischen Zauberritual erscheint der Pfeil als ein Mittel, mit dessen Hilfe man erkennen kann, was für einen Ausgang eine Sache

before the period of puberty. If a suitable husband is not obtained before the time, the girl is married to an arrow); vgl. 28, 112 a. In Tibet verlobt man sich mit einem Mädchen, indem man einen Pfeil auf ihrem Rücken befestigt: Waddell, Buddhism of Tibet p. 553, 557f.; vgl. Sarat Chandra Das, Tibetan-English Dictionary p. 673b.

1) Die am Schlusse der vorigen Anmerkung erwähnte tibetische Sitte hält Waddell für ein Überbleibsel der alten Raubehe; er bemerkt dazu: The arrow was the primitive national weapon of the Tibetans; and their military chief or general is still called Commander of the Arrows: and a golden or gilt arrow is a symbol of military command in Tibet. — Mögling und Weitbrecht berichten in ihrem Buche über das Kurgland (Basel 1866, S. 45), dass dort einem Knaben gleich nach der Geburt ein kleiner Bogen in das linke Händchen und ein Pfeilchen in das rechte gegeben wird. 'Der Bogen besteht aus einem Zweiglein des Wunderbaumes (*Ricinus communis*), der Stiel eines *Ricinus*blattes gibt den Pfeil. So tritt der junge Kurg mit seinen ersten Atemzügen als künftiger Waidmann und Krieger in die Welt. Das war jedenfalls der Sinn der Sitte in alter Zeit; damals hatte sie auch ihre volle Bedeutung: jetzt nicht mehr, und es ist daher nicht zu verwundern, dass der Gebrauch nicht mehr allgemein beobachtet wird.' (Über die Zweige und Stiele des *Ricinus* vgl. Crooke, Popular Religion 2, 275.)

2) Nach Federici war es in Bezeneger (Bisnager oder Narsinga) unter den gemeinen Leuten Sitte, dass die Witwe erwürgt und mit dem toten Gatten begraben wurde (s. oben 14, 207, 2). Nach Barbosa bei Ramusio³ 1, 326a waren es in Narsinga (= Bezeneger) die Witwen der Lingaiten, die sich mit ihren toten Männern lebendig begraben liessen; vgl. das Zitat aus Montaigne, Essais 1, 40 bei Yule-Burnell, Glossary 474b mit der Bemerkung dieser Autoren.

3) Ich kann hier nur wenig anführen. Eine Spezialabhandlung über den Pfeil (etwa nach der Art von Haberlands Abhandlung über den Spiegel), auf die ich verweisen könnte, ist mir nicht bekannt.

haben wird. Man wirft oder schießt einen Pfeil nach oben; je nachdem nun der Pfeil nach der Himmelsgegend hin niederfällt, die man sich zuvor gedacht hat, oder nicht, wird ein Wunsch in Erfüllung gehen oder nicht (Caland, Altindisches Zauberritual S. 126, 4). In einem indischen Märchen sollen Prinzen ihre Frauen dadurch erhalten, dass jeder einen Pfeil abschießt; wo der Pfeil hinfliegt, da werden sie ihre Frau finden (Benfey. *Pantschatantra* 1, 261; vgl. R. Köhler, *Kleinere Schriften* 1, 419. 554). Ähnliches kommt öfters vor.¹⁾ Als während einer Pest Karl der Grosse in Sorgen entschlafen war, erschien dem Träumenden ein Engel und befahl ihm, einen Pfeil in die Luft zu schießen: auf welches Kraut er niederfallen werde, das sei heilsam gegen die Seuche (Grimm, *Deutsche Mythologie*² 1233f.).

Über die Pfeilwahrsagung (Belomantie), die mit zwei oder mehr Pfeilen ausgeführt wird, vgl. man z. B. Yule, *The Book of Ser Marco Polo*² 1, 238f.; *Indian Antiquary* 10, 339. 12, 1ff.; *Globus* 34, 287f.; Wellhausen, *Reste arabischen Heidentumes* S. 126f. Einen Fall von Pfeilwahrsagung, den er in Aleppo beobachtete, hat der oft angeführte Della Valle in seiner Reisebeschreibung 4, 194 b mitgeteilt. 'Ein Mahometaner', so erzählt Della Valle, 'liess zwo Personen auff einem Teppich auff die Erde, eine gegen die andere über, niedersitzen, und gab ihnen vier Pfeile in die Hand, welche sie mit der Spitze gegen die Erde kehrten. Nachdem man nun die Frage, wegen des Geschäftts, das man zu wissen begehrte, gethan, murmelte er hierauff heimlich seine Segensprecherey, und machte dass diese Pfeile von sich selbst, ohne einige Bewegung der jenigen Person, so sie in der Hand hielte, mit den Spitzen in der mitten sich zusammen fügten, und nach dem glücklichen oder unglücklichen Ausgang dessen, der die Frage gethan, die rechte Seite sich über die lincke, oder die lincke über die rechte legte.'

Über Pfeilspitzenaberglauben handeln M. R. Cox, *An introduction to folk-lore* 13ff. und Campbell, *Indian Antiquary* 24, 57f.; über den Zauberpfeil bei den Tibetern handelt L. A. Waddell, *The Buddhism of Tibet or Lamaism* 298. 483.

1) Mau vergleiche, was Barbosa erzählt in Stanleys Übersetzung S. 96f. und 109 (bei Ramusio³ 1, 326 b, 10. 328 b, 20). Vgl. auch das oben über die Kokosnuss Bemerkte und den von Candish bei Yule-Burnell, *Glossary* p. 669 a geschilderten Vorgang: Wenn in Java ein König gestorben ist, so geben sich alle seine Frauen den Tod. Fünf Tage nach der Verbrennung des Königs wirft die Hauptgemahlin eine Kugel, und wo die Kugel liegen bleibt, da versammeln sich die Frauen, das Gesicht nach Osten gewendet, und erdolchen sich mit einem Kris.

Kleine Mitteilungen.

Trudensteine.

I.

In dieser Zeitschrift (1903, S. 295—298) hat Herr Richard Andree die Trudensteine, natürlich durchlochte Steine, besprochen, als ihr Verbreitungsgebiet Süddeutschland, England und Italien nachgewiesen und die Frage nach ihrem Vorkommen in Zwischengebieten aufgeworfen.

Dieselben Steine kommen in der preussischen Niederlausitz, besonders auch im Oberspreewald, im Volksglauben vor (vgl. meinen Aufsatz: Die Steine im Volksglauben des Spreewald, Zeitschr. f. Ethnologie 1880, S. 256), ohne dass sie einen besonderen Namen haben, soweit mir bekannt geworden ist. Es sind Feuersteine mit durchgehenden Löchern. Man soll sie dem Vieh gegen Beulen und Geschwülste umhängen. Ebenso bin ich ihnen mehrfach auch sonst in der Mark begegnet.

In einem sehr eingehenden Vortrage in der Gesellschaft Brandenburgia, der verbunden war mit einer Ausstellung entsprechender „Gegenstände des Volks- und Aberglaubens“ aus dem Märkischen Museum zu Berlin (Zeitschrift Brandenburgia 1898, 493—506), hat Herr Geheimrat E. Friedel gleichfalls solche Steine besprochen. So gedenkt er S. 497 gewisser „Glücksteine aus Flint mit natürlichem Loch zum Anhängen, talismanartig getragen“ von der Insel Rügen (1880). — Ferner S. 499: „Eine andere Form der Schutz- und Trutzsteine sind die Trudensteine, die gegen die Nachtmär, die Hexe, den Alb, die Trude, insbesondere gegen das so quälende, scheussliche Albdrücken schützen. Es werden verschiedene von meiner Privatsammlung ins Märkische Museum übergegangene, aus Norddeutschland, zum Teil aus der engeren Heimat stammende vorgelegt. Der Trudenstein ist scheinbar meist nur ein ganz gewöhnlicher Kieselstein oder ähnliches, allein er muss von Natur aus durchbohrt sein.“ Ernst Friedel führt an, dass, wo ein solcher Stein am Bett hängt, die Trude nicht an die Bettstatt komme, und verbreitet sich eingehend über diese Steine. Er bildet einen ‘Melkstein’ ab, „der ursprünglich einem Grabhügel bei Hohen-Zieritz, dem Sterbeort der Königin Luise in Mecklenburg-Schwerin entnommen ist. Ein ausgezackter Feuerstein, etwa zwei Pfund schwer, welcher sich in der Kreideformation als Kieselbildung ausgeschieden hat.“ Durch die Öffnung des Steines hat man Kühe mit „einer Euterzitze“ gemolken, wenn den Tieren die Milch „verschlagen“ ist oder wenn sie „rot“ ausfällt u. a. m. — Ähnlich werden in der Schweiz ausgehöhlte Feuersteine, die dem Gewitter entstammen sollen, vom Volke Kuhstein genannt. Wenn die Kuh rote Milch gibt, melkt man sie durch das Loch des Kuhsteins, und die Milch bessert sich. — Den ‘Kuhstein’ (ebenfalls zum Melken) erwähnt Ernst Friedel noch aus Hessen (nach Wohlfahrt). — In Suffolk hängen die Landleute dergleichen durchlöchernte Steine im Stall auf, damit die Mahr (nightmare) die Tiere nicht reite. — In Schweden heissen ebendieselben ‘Elfquärnar’, Elfenmühlen. Soweit nach den Friedelschen Ausführungen.

Es ist also hiermit nachgewiesen das Vorkommen derartiger Trudensteine in der Mark, in Mecklenburg-Schwerin, auf der Insel Rügen (Pommern), in Schweden,

in der Schweiz, in Hessen, in England. Es ist wohl fraglos, dass sie auch in den Zwischengebieten vorkommen.¹⁾

In Ostpreussen (Kreis Darkehmen) ist der 'Donnerkeil' (durchbohrtes vorgeschichtliches Steinbeil) nach der Volksüberlieferung „gut gegen Geschwulst und Zahnreissen“. Die Geschwulst wurde damit gestrichen und gesprochen: „Im Namen“ usw. Von den 'Mohrenzitzchen', der anderen Art der Donnerkeile dortselbst, wenn ein Kind am Halse und hinterm Ohr wund war, schabte man etwas ab und streute den 'Sand' auf die Wunde. Ebenso, wenn Kühe im Walde von bösen Fliegen, z. B. am Euter, gestochen waren, bestrichen die Leute sie mit 'Donnerkeilen'. Es nähern sich also die ostpreussischen Donnerkeile mehrfach im Gebrauch den Trudensteinen, und es dürfte anzunehmen sein, dass auch in Ostpreussen natürliche Steinbildungen mit durchgehender Öffnung gleichem Gebrauch dienen. H. Frischbier (Hexenspruch und Zauberbann in der Provinz Preussen, Berlin 1870 S. 19) erwähnt nun ausdrücklich nach Pisanski, dass man Kühe mit verhexter Milch durch die Öffnung eines Donnerkeiles melke. Unter Donnerkeil sind hier vorgeschichtliche Steinbeile mit Durchbohrung zu verstehen.

Wenn nach Richard Andree (13, 297) Ruet Siebenhofer (1678) im Gerichtsverfahren gegen den Zauberer Jaggl aussagt, dass seine Mutter Trudensteine zum Melken gebrauchte, so ist vielleicht anzunehmen (wie bei Friedel und Frischbier), dass die Zitze des Kuheuters durch die Öffnung des Steines gemolken wurde.

Zehlendorf.

Wilibald von Schulenburg.

II.

Zu meiner Mitteilung über Trudensteine (oben 13, 295) sind von verschiedenen Seiten Nachträge erfolgt. Ich selbst will noch hinzufügen, dass für Bayern zwei Quellen, die damals von mir übersehen worden waren, vorliegen, welche sich im wesentlichen mit meinen Mitteilungen decken. K. von Leoprechting (Aus dem Lechraim 1855 S. 92) erwähnt, dass sie namentlich an die Betten der Wöchnerinnen als Schutzmittel gehängt werden, da kann die Trud nicht herankommen. Hebammen führen deshalb solche Steine bei sich. Auch Panzer (Bayerische Sagen und Bräuche 2, 164. 429) erzählt gleiches von den 'Drutensteinen' aus Kempten und Oberdorf, wo sie in mehreren Häusern sich finden, aber um teures Geld nicht zu haben seien. Sie bewahren dort gegen das Albdücken und gegen das Verfilzen der Mähnen und Schweife der Pferde.

Ferner war Herr Prof. Th. Zachariae in Halle a. S. so freundlich, mich auf weitere Parallelen aufmerksam zu machen. Er schreibt: „Vor allem möchte ich bemerken, dass auch in Indien hohle Steine eine Rolle gespielt haben und noch spielen. Zu nennen ist da zunächst der Śālagrāmastein, der sehr oft erwähnt wird. Er wird als hohl beschrieben, z. B. in dem Zitat aus den Wanderings of a Pilgrim bei Yule - Burnell, Glossary (London 1886) p. 852a; vgl. p. 593. Ferner zu vergleichen die Ausführungen (mit reichen Literaturangaben) von Crooke, [Introduction to] the popular religion of Northern India, sec. edition 2, 163 ff., bes. 164 f.: 'One form of stone is regarded with special reverence, those that have holes or perforations'. Crooke spricht dann auch von dem Durchkriechen durch hohle Steine. Einen Fall der Art finden Sie bei J. H. Grose, Reise nach Ostindien, deutsch, Fürth 1775, S. 69 f. Über das Durchkriechen habe ich selbst einmal

1) [In Belgien hängt der Bauer, wenn er einen durchlochten Feuerstein (une pierre de silex percée) findet, diesen inmitten seines Stalles auf, um die Krankheiten vom Vieh abzulenken. A. Hock, Croyances et remèdes populaires au pays de Liège 1888 p. 264.]

gehandelt in der Zs. d. V. f. Volkskunde 12, 110ff. Dort finden Sie auf S. 112 das Buch von Panzer zitiert, worin, wenn ich mich recht erinnere, auch über hohle Steine gehandelt wird. Wollen Sie auch Brands Popular Antiquities vergleichen. (?) In dem ausgezeichneten Buche von Crooke vergleichen Sie ferner 2, 17 (perforated shells), 1, 227 oben, 2, 19 Mitte. Ferner Campbell, Indian Antiquary 27, 108f.; vgl. daselbst 26, 252 unten. Wegen des Śālagrāma vgl. noch Colebrooke, Misc. Essays, 1. edition, 1, 156 n. Dubois, Hindu manners, customs a ceremonies, ed. Beauchamp 1897, p. 655. Crooke 1, 274. Über hohle Steine vgl. noch Wuttke § 111. 503. 540.“

Diesen dankenswerten Nachweisen möchte ich nur hinzufügen, dass das angeführte Durchkriechen durch hohle Steine nicht in das Gebiet der Trudensteine gehört, sondern zu einem anderen weit über die Erde verbreiteten Gebrauche, zu dem sich sehr viel anführen lässt, der aber am eingehendsten von Henri Gaidoz in seiner Schrift 'Un vieux rite médical' (Paris 1892) behandelt worden ist. 'Il s'agit, pour résumer d'un mot, de se guérir d'une maladie en passant par une ouverture ou en mettant à profit une cavité.'

München.

Richard Andree.

Zur Hillebille.

Oben 6, 445 ist eine Mitteilung von W. Schwartz über die Hillebille enthalten, in der es heisst: „Auch im Bückeburgischen kannte man den Ausdruck Hillebille und wandte ihn in modifizierter Weise an. Wenn nämlich ein neues Haus gerichtet und bekränzt war, so pflegten die Zimmerleute mit ihren Hämmern auf die Bretter zu schlagen und so einen Heidenlärm zu machen. Dann sagte man: Sie schlagen Hillebille.“ Diese Nachricht ist in den zahlreichen Zuschriften über die Hillebille, die in dieser Zeitschrift [7, 208. 8, 347] und im Korrespondenzblatte des Vereins für niederdeutsche Sprachforschung (Jahrg. 1896/97—1899/1900) veröffentlicht worden sind, so weit ich sehe, nicht beanstandet worden, sie bedarf aber in wesentlichen Punkten der Berichtigung und Ergänzung. Zunächst ist zu bemerken, dass man den Ausdruck Hillebille und die Sitte des Hillebilleschlagens heute im Bückeburgischen noch sehr wohl kennt. Im ganzen südlichen Teile des Fürstentums wird noch heute die Sitte bei Hausrichtungen selten unterlassen, in der Gegend nördlich des Rehburger Höhenzuges dagegen ist sie unbekannt. Sodann besteht der alte Brauch keineswegs darin, dass die Zimmerleute auf die Bretter schlagen, um einen Heidenlärm zu machen; aus dieser Angabe gewinnt man über die Ausführung ein ganz falsches Bild. In gewisser feierlicher Weise versammeln sich die Zimmerleute nach Errichtung der Dachsparren, meist gegen Feierabend, oben auf dem Gebäude. Vor einem über zwei Balken gelegten, etwa 30 cm breiten und 10—15 cm dicken, beschnittenen Buchenbrette nehmen vier Zimmerleute Platz, je zwei auf einer Seite, und beginnen taktmässig mit ihren „Krummhauern“ das „Hillebilleschlagen“, das von fern recht melodisch klingt. Es ist ausserordentlich weit vernehmbar und nichts anderes, als eine laute Ankündigung, dass das Haus gerichtet ist, und das Richtfest seinen Anfang nehmen kann. Hierin liegt gerade die Beziehung auf das alte Schallinstrument, die Hillebille, das einst wichtige Meldungen von Hof zu Hof und Dorf zu Dorf trug.

Ich möchte bei dieser Gelegenheit noch auf das eigentümliche kurze Anschlagen der Glocke vor dem Beginn des Geläutes bei Beerdigungen im Fürstentum Schaumburg-Lippe hinweisen, das man „kleppen“ nennt. In dem Kirchdorfe Sülbeck war bis vor wenigen Jahren an den drei hohen kirchlichen Festtagen ein

ganz eigenartiges Anschlagen der Glocken vor dem Beginn des Festgeläutes üblich. Es bestand in einem schnellen Läuten der kleinsten, sogen. Pingelglocke, und in einem wechselseitigen Anschlagen der beiden grösseren Glocken; man nannte es „bunt läuten“. Seit im Jahre 1898 die grösste und kleinste Glocke durch neue ersetzt wurden, wird der alte Brauch in der Weise ausgeübt, dass vor dem in drei Absätzen stattfindenden Festgeläute mit den drei Glocken abwechselnd dreimal, mit der grossen Glocke jedesmal fünfmal, mit den anderen beiden viermal angeschlagen wird. Über die Entstehung dieser Sitte, die, soviel ich weiss, nicht weiter verbreitet ist, hat sich nichts feststellen lassen. Sollte sich in ihr vielleicht auch eine Erinnerung an die alte Hillebille erhalten haben?

Köln.

O. Zaretzky.

ABC - Kuchen.

Die kleine Abbildung, welche ich hier beifüge, erinnert an einen längst abgekommenen Gebrauch, der in alter Zeit eine Art pädagogischer Bedeutung hatte und bei Kindern die Lust zum Erlernen des Alphabets erregen sollte. Es kann sich auch dabei zugleich um eine Belohnung für fleissige Kinder handeln, die gut gelernt haben. Jedenfalls ist das Verfahren ein altes und heute, wo jedermann liest und schreibt, völlig verschwundenes; es verdient daher als ein volkstümlicher Brauch hier eine Auffrischung.

Die Abbildung zeigt den Wachsabguss aus einer Form, die im 18. Jahrhundert in München geschnitzt wurde und sich in einem seit alters berühmten Wachsziehergeschäft dieser Stadt erhalten hat. Die Firma Mathias Ebenböck betreibt dort noch in ursprünglicher Weise Lebkuchenbäckerei, Wachszieherei und Metbrauerei nebeneinander, denn alle drei Erzeugnisse beruhen ja auf der Tätigkeit der Biene. Man kann dort guten Honigwein trinken, Wachsvotive der mannigfachsten Art und Kirchenkerzen kaufen oder den Lebkuchen in den verschiedensten Formen, die teilweise bis in das 17. Jahrhundert zurückgehen, geniessen. Die ganze Familie ist, was einen wohlthuenden Eindruck macht, in der Herstellung der verschiedenen Waren beschäftigt, an der Spitze der mehr als achtzigjährige, immer noch rüstige, freundliche Vater, dem die Frau, die Söhne und die Töchter fleissig zur Seite stehen, ein jedes in seinem besonderen Fache geschickt. Der alte Herr, der vor fast 70 Jahren noch in alter Weise als „Lebzelterlehrling“ freigesprochen wurde, hat über sein Gewerbe wertvolle Nachrichten niedergeschrieben (Zeitschrift des Münchener Altertumsvereins, n. F., 8. Jahrg., 1897, S. 23), auf die ich hier verweisen will. Besonders hervorzuheben ist noch die Sammlung alter Formen (Modeln), aus Holz geschnitzt, die zur Herstellung der Honigkuchen und Wachsvotive dienten und sich im Hause Ebenböck erhalten haben. Für Trachtenkunde lässt sich bei ihrer genaueren Ausführung ebensoviel gewinnen, wie für die Sittengeschichte und manchen volkstümlichen Brauch.

Unter diesen Formen befindet sich auch jene des ABC-Kuchens, dessen Abbildung hier wiedergegeben ist. Das Täfelchen ist $5\frac{1}{2}$ cm breit und ohne den durchlochten Stiel 7 cm lang. Oben steht in drei Reihen das Alphabet von A bis tz. Das f ist dreimal hintereinander gegeben, ebenso das s, das r in zwei verschiedenen Formen. Alles in deutscher Fraktur, und die Häufungen einzelner Buchstaben finden wohl ihren Grund darin, dass der Raum der drei Zeilen völlig gefüllt werden musste. Wozu dieses Alphabet diente, erkennt man aus der Darstellung, welche das untere Drittel des Täfelchens einnimmt. Da sitzt auf einem Stuhle, mit der Perrücke auf dem Haupte, würdevoll in der Tracht des 18. Jahr-

hundreds der Schulmeister, den damals noch nicht verpönten Bakel schwingend, vor ihm zwei Knaben, ein jeder mit der Fibel, und zwei Mädchen. Was die sechs Kreise über den Köpfen der Kinder bedeuten sollen, weiss ich nicht; vielleicht handelt es sich nur um eine Füllung des leeren Raumes.¹⁾

Ob in der geschichtlich pädagogischen Literatur etwas über diese einst sehr verbreiteten ABC-Kuchen bekannt geworden ist, kann ich nicht sagen; vielleicht gab es auch einen besonderen Namen für diese Leckerbissen. Ich habe nur gefunden, dass Basedow solche nacheinander, jeden Buchstaben einzeln, den Kindern zum Verspeisen gab. Vielleicht ist ein Nachklang an diese einzelnen Buchstaben in jenen zu erkennen, die heute noch in den Cakesfabriken hergestellt und in den Handel gebracht werden.

Es handelt sich bei dem hier angeführten Brauche jedenfalls um eine alte Sache, über deren frühes Vorkommen ich durch meinen verehrten Freund, den um die Volkskunde hochverdienten Prof. Henri Gaidoz in Paris, aufgeklärt worden bin. Er übersandte mir auf meine Anfrage seine Schrift *Les gateaux alphabétiques*²⁾, welche wünschenswerte Aufschlüsse bringt, und da diese Arbeit des verdienten Herausgebers, der leider mit dem zehnten Bande vor wenigen Jahren eingegangenen volkskundlichen Zeitschrift *Méluſine* wenig bekannt geworden sein dürfte, so gestatte ich mir zur weiteren Erläuterung des Münchener ABC-Kuchens nachfolgendes daraus im kurzen Auszuge mitzutheilen.

In einem irländischen Manuskripte des 15. Jahrhunderts, *Lebar Brecc*, wird das Leben des h. Columba, später bekannt als *Columcille* (die Taube der Kirche), erzählt und dabei über seine Lehrzeit berichtet, wie sein Lehrer ihm das Alphabet auf einen Kuchen schrieb, und Columba die eine Hälfte für das Land im Osten, die andere für das Land im Westen des Wassers (Meeres) verzehrte, was dahin ausgelegt wurde, dass seine Missionstätigkeit sich auf Irland und Schottland beziehen sollte. Durch das Verschlucken des ABC-Kuchens lernte aber Columba ganz von selbst das Lesen, so dass er gleich darauf an Stelle seines verblinderten geistlichen Lehrers *Misericordia Dei* in der Kirche singen konnte, was als ein Wunder betrachtet wurde.

Gaidoz fügt dieser Erzählung hinzu, dass dadurch wieder eine Bestätigung vorliege für den Glauben, dass man sich eine Kraft oder eine Tugend dadurch erwerben könne, wenn man einen körperlichen Gegenstand, welcher jene darstellt, verschluckt. Es sei bekannt, dass durch Verschlucken von magischen oder frommen Formeln bei Krankheiten die Heilung erstrebt werde. Das ist richtig und kommt



1) [Eine ähnliche Tafel mit dem Alphabete hängt auf Christoph Weigels Abbildung von 1689 in einer Schultube (Reicke, *Lehrer und Unterrichtswesen in der deutschen Vergangenheit* 1901 S. 111). Eine 1535 von H. Aldegrevier gestochene Alphabettafel bei Reicke S. 96f.]

2) Erschienen in *Mélanges Renier*. Paris, F. Vieweg, 1886.

genug heute vor, und ich will hinzufügen, dass auch ein grosser Teil der Menschenfresserei darauf beruht, dass man Teile des erschlagenen tapferen Feindes verzehrt, um selbst dessen Tapferkeit zu erlangen, und in Mariazell in Steiermark verkauft man kleine Heiligenbilder zum Verschlucken bei gewissen Kinderkrankheiten.¹⁾

Bei den in Rede stehenden Kuchen und der hier mitgeteilten Abbildung handelt es sich aber im wesentlichen um ein pädagogisches Hilfsmittel beim Lesenlernen, und es geht, wie Gaidoz zeigt, weit über den Gebrauch bei den alten Irländern heraus. Ob schon bei den Römern ähnliches vorgekommen, lässt er dahingestellt, aber er verweist auf Horaz (Satiren I, 1, 25):

— — wie zuweilen mit Naschwerk freundliche Lehrer
Kinder erfreuen, dass gern das Alphabet sie erlernen.

Auch für England hat Gaidoz eine Quelle gefunden, welche auf älteren Gebrauch des ABC-Kuchens hinwies, und diese ist Goldsmiths Vicar of Wakefield, wo es heisst: „He (Mr. Burchell) brought my little ones a penny-worth of gingerbread each, which my wife undertook to keep for them, and give them by lettres at a time.“ Ferner kommt bei Smollett (Humphrey Clinker, Tauchnitzausgabe S. 122) eine Stelle vor: „I will bring her the ABC in gingerbread.“

Diese kurzen Notizen genügen wohl schon, um den Nachweis zu liefern, dass die ABC-Kuchen einmal ein alter Gebrauch und dass sie auch weit verbreitet waren.

München.

Richard Andree.

Die zwölf goldenen Freitage.

Kürzlich kam mir eine handschriftliche Aufzeichnung aus Steiermark zu, betitelt: 'Erzeugnis der hlg. zwölf goldenen Freitage samt Erklärungen, wie man dieselben halten soll. Geschrieben im Jahre 1820.' — Auf der zweiten Seite steht: „Fünfzehn heimliche Leiden oder Schmerzen, so Christus der Herr der frommen und Gott liebenden hlg. Maria Magdalena aus dem Orden der hlg. Clara, welche zu Rom in grosser Heiligkeit gelebt und selig gestorben, mündlich geoffenbaret hat. Samt Erklärung über das Gloria Patri und Bericht sechs hlg. Messen, wie sie für Lebendige und Abgestorbene sollen aufgeopfert werden.“

Auf der nächsten Seite folgt: „Eigentlicher Bericht von sechs heilige . . . Wer dann dieses Lobsprüchlein recht oft betet und durch fleissige Übung in Gewohnheit bringt, wird gewiss erfahren, dass ihm alles Gute hierdurch zukomme, dass er auf eine leichte und geringe Weise in allen Dingen kann zu Gott aufsteigen, ja, die beste Meinung, an der dem Menschen am meisten liegt, erwecken, alle Güter Gottes, Engel und Menschheit teilhaftig werden und im Himmel die Glorie erlangen kann. So bete dann oft und allzeit: Die Ehre sei Gott Vater, dem Sohn und dem hlg. Geist. Amen! Erklärung der hlg. zwölf goldenen Freitag, welche der hlg. Papst Clemens aus der hlg. Schrift gezogen und wie wir uns an denselben halten sollen, so hat Christus der Herr selbst die zwölf goldenen Freitage gesetzt und selbe seinen Jüngern geboten zu fasten in Wasser und Brot, und wer diese hlg. Freitag mit Wasser und Brot fasten tut, der sieht Gott den Herrn und die hlg. Jungfrau und Mutter Gottes samt der englischen Schar zwölf Täg' vor seinem End. Dieser Mensch kann oder mag dann nicht geschieden werden, ihm

1) Dazu ist zu vergleichen Felix Liebrecht, Zur Volkskunde 1879, S. 436: „Der aufgegessene Gott“. [R. Andree, Votive und Weihgaben des katholischen Volkes in Süddeutschland 1904 S. 21.]

werden gegeben die sieben Gaben Geist Gottes des hlg. Geist. Die erste Gab ist, dass er ohne hochwürdigem Sakrament nicht verscheiden mag; die zweite Gab ist, dass er in keinen bösen Tod nicht sterben werde; die dritte Gab ist, dass er in keine grosse Armut kommen kann; die vierte Gab ist, dass er nicht verdammt werde; die fünfte Gab ist, dass ihm zwölf Täg vor seinem End' die Stunde geoffenbaret werden wird; die sechste Gab ist, dass ihm die Mutter Gottes vor allen bösen Geistern behüten und bewahren wird; die siebente Gab ist, dass die Seel von seinem Leib genommen und in die ewige Freud geführt werde. Wer diese Freitag weiss und tut es anderen Menschen offenbaren, der kann sich einen grossen Verdienst machen.

„Der erste Freitag ist vor dem Aschermittwoch, bete zu Ehren der hlg. Dreifaltigkeit drei Vaterunser und drei Ave Maria. Der zweite Freitag ist vor Maria Verkündigungstage; bete zu Ehren des süssesten Namen Jesu sieben Vaterunser und sieben Ave Maria. Der dritte Freitag, an dem hlg. Karfreitag; bete zu Ehren der spitzigen Dornenkrone Christi 60 Vaterunser und 60 Ave Maria. Der vierte Freitag ist vor der Himmelfahrt Christi; bete zu Ehren unseres Herrn Jesu Christi, dass er nach seiner Auferstehung noch 40 Tage auf Erden gewesen ist, 40 Vaterunser und 40 Ave Maria. Der fünfte Freitag ist in der Pfingstwoche; bete zu Ehren unseres Herrn Jesu Christi, dass seine heiligen Apostel mit dem hlg. Geist sind erleuchtet worden, 40 Vaterunser und 40 Ave Maria. Der sechste Freitag ist vor dem hlg. Frohnleichnamstag; bete zu Ehren der hlg. Apostel zwölf Vaterunser und zwölf Ave Maria. Der siebente Freitag ist vor Johannis des Täufers Tag; bete zu Ehren unseres Herrn Jesu Christi, dass er 33 Jahre alt geworden, 33 Vaterunser und 33 Ave Maria. Der achte Freitag ist vor dem Peter und Paulstage; bete zu Ehren unseres Herrn Jesu Christi, dass er verkauft worden um 30 Silberlinge, 30 Vaterunser und 30 Ave Maria. Der neunte Freitag ist vor dem Maria Himmelfahrtstag; bete zu Ehren der hlg. fünf Wunden unseres Herrn Jesu Christi fünf Vaterunser und fünf Ave Maria. Der zehnte Freitag ist vor dem hlg. Erzengel Michaeltag; bete zu Ehren der drei Nägel drei Vaterunser und drei Ave Maria. Der eilfte Freitag ist vor dem Allerheiligen Gottestag; bete zu Ehren unseres Herrn Jesu Christi, dass er sich unser gezeigt hat, 15 Vaterunser und 15 Ave Maria. Der zwölfte Freitag ist vor dem hlg. Christtage; bete zu Ehren Jesu Christi, der 15 Zeichen tun wird vor dem jüngsten Tage, 15 Vaterunser und 15 Ave Maria. Allen denjenigen, die das Gebet verrichten, denen wird Gott durch dieses Gebet schenken: 25 verstockte Sünder, die sich zur Busse bekehren, sonst aber ewig zugrunde gingen, durch dieses Gebet aber erlangen sie ewige Freud und Seligkeit. Auch kann man 25 arme Seelen aus dem Fegfeuer erlösen, was man für eine haben will, und an seinem letzten End' wird Gott, der Allmächtige, kommen mit seinen lieben Engeln und Heiligen und ihn bewahren, auch seine Seele in die ewige Freud' und Seligkeit einführen. Dieses ist gefunden worden zu Jerusalem bei dem hlg. Grab Christi so mit goldenen Buchstaben geschrieben gewesen im Jahre 1724.“

Nun folgt ein Gebet: „O Herr mein Gott, hab ich gebrochen dein Gebot, habe ich gesündigt wider dich, meine Sünden reuen mich.

Hab' ich Sünden soviel getan,	Der die Sünd' vergeben kann.
Dass ich's bei keinem Priester beichten kann,	Meine Sünd' gib ich von mir
So beicht' ich's bei Gott, dem Allmächtigen,	Und meine Seel' befehl' ich dir
Der ist ein heiliger Mann,	Vom Grunde meines Herzens. Amen.“

Wurde vorher von den 'goldenen' Freitagen berichtet, so kommt endlich die Rede auf die drei goldenen Samstagnächte:

„Vorbericht. Samstagnacht, will soviel sagen als Samstagabend. Also heisset man den hlg. Abend, neuen Jahr- und Dreikönignacht¹⁾, die Rauchnacht' auch genannt, das ist der hlg. Abend, an welchem man pflegt die Häuser auszurauchen. In der ersten goldenen Samstagnacht soll man beten: O allerseligste Jungfräuliche Mutter Gottes Maria, du bist zwar würdig, dass man dich täglich verehere und sich deiner mächtigen Fürbitte empfehle, ich verlange aber dich sonderbar anheut, als in der ersten goldenen Samstagnacht kindlich zu verehere und zwar mit und durch den grossen Himmelsfürsten, den hlg. Erzengel Michael, nach dessen Fest diese hlg. drei goldene Samstagnacht ihren Anfang nimmt²⁾“ usw.

Es folgen noch Gebete der zweiten und dritten goldenen Samstagnacht. Den Schluss bildet ein Lied:

Wo ist Jesus, mein Verlangen,
 Mein Geliebter und mein Freund,
 Wo ist er denn nun hingegangen,
 Wo mag er sein zu finden heunt? usw.

Weissenbach, Post Liezen.

Karl Reiterer.

[Nachtrag: Dies Gebot, an zwölf Freitagen bei Wasser und Brot zu fasten, können wir auch anderwärts nachweisen. Aus einem zu Anfang des 14. Jahrh. geschriebenen Codex der Biblioteca Corsiniana in Rom hat G. Amati (Ubbie, ciancioni e ciarpe del secolo XIV. Bologna 1866, p. 5) eine italienische Fassung veröffentlicht: 'Questi sono i dodici venerdì, i quali trovò papa Chimento. Chi gli digiuna in pane e in acqua, non vede mai le pene del ninferno: Io Chimenti papa trovai negli atti degli apostoli, che Iddio disse a Piero di questi venerdì, gli quali tutti i Cristiani deono digiunare . . . perchè dodici sono gli apostoli' . . . Eine englische Fassung, die Maurice Lenihan (Notes and Queries 4. ser. 2, 330. 1868) aus einer alten irischen Hs. mitteilte, beginnt: 'The Golden Fridays of the Year. Whosoever fasteth on the Golden Fridays, and eats but one meal of bread and water each Friday, and prays devoutly on each of them days as followeth, shall have five gifts: first, he shall not die a sudden death; nor he shall not die without the holy rites of the church; nor the devil will have power over him. He shall see the glorious Virgin Mary with his own corporeal eyes before his death; he shall see our Lord Jesus Christ on the cross forty days before his death.' Besondere Gebete an den einzelnen Freitagen werden nur in der deutschen und englischen Fassung vorgeschrieben.

In der italienischen folgt aber noch eine eigenartige Begründung der Heiligung des Freitags: 'però che in venerdì Adamo fu fatto, in venerdì peccò, in venerdì Caino uccise il suo fratello, in venerdì venne il diluvio sopra alla terra, in venerdì uccise Davit Golia; in venerdì uccise per il peccato Elia ventiquattro migliaia d' uomini, in venerdì fu dicollato santo Giovanni Battista, in venerdì fu annunziata la vergine Maria, in venerdì fu crucifisso Cristo, in venerdì santa Maria n' andò in cielo, in venerdì fu morto san Piero e san Pagolo, in venerdì fu lapidato santo Stefano, in venerdì pugnerà Antecristo il mondo con Elia ed Enocche, in venerdì verrà Cristo a giudicare il mondo.' Dieselbe 'Recommandation du

1) Das Volk glaubt, die Nacht zum Rosenkranzsonntag und die Samstage vorher und nachher seien die drei goldenen Samstagnächte, wie ich es in Donnersbuchwald vernahm.

2) Es heisst also auch hier, dass der goldene Samstag acht Tage vor dem Rosenkranzsonnabend ist, nämlich am Samstage vor dem Michaelissonntage.

vendredi' ist auch im mittelalterlichen Frankreich und in Irland bekannt (Moland, *Revue archéologique*, nouv. sér. 5, 104. Gaidoz und Lévi, *Mélusine* 4, 133. 204).

Mit dem im deutschen und italienischen Texte erwähnten Papste Clemens mag der früher als Verfasser der *Constitutiones apostolicae* betrachtete Clemens von Rom gemeint sein, da in diesem Werke (Buch 5. Migne, *Patrologia graeca* 1) vom Fasten gehandelt wird. Bei Martène, *De antiquis ecclesiae ritibus*, bei Pitre, *Il venerdì nelle tradizioni popolari d'Italia* (Curiosità di usi popolari 1902 S. 53 bis 105) u. a. habe ich vergeblich nach diesem Brauche gesucht. J. Bolte.]

Joli Tambour.

Den spärlichen Belegen für die Übernahme französischer Volkslieder in den deutschen Volksgesang [oben 12, 215. 14, 350] glaube ich einen neuen hinzufügen zu können. Das über ganz Frankreich verbreitete Lied vom 'Joli tambour', von dem Doncieux (*Le romancéro populaire de la France* 1904 S. 428f.) über vierzig Varianten nachweist, findet sich als deutsches Kinderlied, wenn auch in freier Umgestaltung, wieder. Dem von Doncieux auf Grund der verschiedenen Lesarten konstruierten Texte stelle ich den deutschen Wortlaut gegenüber, so wie ich ihn in Berlin von Schulmädchen beim Spiele habe singen hören. Die Mädchen hatten das Lied von einer Lehrerin gelernt, die es ihrerseits ebenfalls als Schülerin einer Mittelschule in Anhalt erlernt hatte.



- | | |
|---|--|
| 1. Sont trois tambours revenant de la guerre,
Ran, ran, pataplan
revenant de la guerre. | Fünftausend Mann die zogen ins Manöver:
;: Schalum dibum ;:
Die zogen ins Manöver. |
| 2. [La fille au Roi étoit à sa fenêtre. | Bei einem Bauersmann da liess ein Teil
sich nieder. |
| 3. Le plus jeune a à sa bouche une rose. | Und der Bauer hatt' ne wunderschöne
Tochter. |
| 4. »Joli tambour, donnez-moi votre rose!« | |
| 5. 'Fille du Roi, donnez-moi votre cuere!' | |
| 6. »Joli tambour, demandez-l'à mon père.« | |
| 7. 'Sire le Roi, donnez-moi votre fille.' | Und der Reiter sprach: „Kann ich die
Tochter haben?“ |
| 8. »Joli tambour, comment oses-tu dire? | |
| 9. Joli tambour, quelles sont tes richesses?« | Und der Bauer sprach: „Was ist denn dein
Vermögen?“ |
| 10. 'Sire le Roi, ma caisse et mes baguettes.' | Und der Reiter sprach: „Zwei Stiefel und
zwei Sporen.“ |
| 11. [»Joli tambour, tu n'es pas assez riche, | Und der Bauer sprach: „Dann kannst du
sie nicht haben.“ |
| 12. N'as pas vaillant la robe de ma fille.« | |

13. 'Sire le Roi, ne sui bien que trop riche:
 14. J'ai trois vaisseaus dessus la mer jolie,
 15. L'un chargé d'or, l'autre d'argenterie,
 16. Le troisième est pour promener m'amie.']
 17. »Joli tambour, dis-moi, quel est ton
 père?«
 18. 'Sire le Roi, c'est le roi d'Angleterre,
 19. Et ma mère est la reine de Hongrie.«
 20. »Joli tambour, je te donne ma fille.«

Und der Bauer sprach: „Was ist denn dann
 dein Vater?“

Und der Reiter sprach: „Ist König von
 Italien.“

Und der Bauer sprach: „Dann kannst du
 sie ja haben.“

Und der Reiter sprach: „Ich mag sie gar
 nicht haben;

21. 'Sire le Roi, je vous en remercie:

Bei uns in unserem Land da gibt es noch viel
 schönre Mädchen mit braunschwarzem
 Haar,

22. Dans mon pays y en a de plus jolies.'

Ja Mädchen mit braunschwarzem Haar.“

In verkürzter Form der einigermassen die französische Fassung bei E. Rolland, *Recueil de chansons populaires* 1, 266 (1883) entspricht, ist mir das Lied im Jahre 1903 aus Seehausen in der Altmark bekannt geworden:

1. Fünftausend Mann die zogen ins Manöver.
2. Zu einem Bauer da kamen sie ins Quartiere.
3. Der Bauer der der hat ne schöne Tochter.
4. „Sag Bauer, sag, wer soll die Tochter haben?“
5. 'Sag Musketier, was ist denn dein Vermögen?'
6. „Mein Vermögen sind zwei Stiefel ohne Sohlen,
 Mein Vermögen ist ne Hose ohne Boden.“
7. 'Ja Musketier, du sollst die Tochter haben.'

Ist die deutsche Fassung des Liedes auch stark vergrößert, so verleugnet doch der Inhalt — wie auch Rhythmus und Melodie (!) — die Herkunft vom französischen Original nicht. Übrigens ist auch in Frankreich das Lied in verkürzter Gestalt zum Kinderlied geworden (s. Rolland, *Recueil* 5, 54).

Berlin.

Oskar Ebermann.

[Dem französischen Texte näher steht eine bei Wolfram, *Nassauische Volkslieder* 1894 No. 19 nebst der Melodie mitgeteilte Fassung:

1. Es waren drei Tamborn, die reisten in die Fremde ;:
 Ridirom, ridirom, ridirombombom, die reisten in die Fremde.
2. Der jüngste von den drein, der liebt' ein schönes Mädchen.
3. 'Sag an, du schöne Dam, kann ich dich auch wohl kriegen?'
4. „Willst du das Mädcl habn, musst du den Alten fragen.“
5. 'Sag an, du alter Herr, kann ich die Tochter kriegen?'
6. „Sag an, du junger Herr, was ist denn dein Vermögen?“
7. 'Was mein Vermögen ist? Die Trommel und zwei Schlägel.'
8. „Wenn das dein Vermögen ist, kannst du meine Tochter nicht kriegen.“
9. 'Ach nein, mein lieber Mann, ich hab noch eins vergessen:
10. Mein Vater, und der ist der König von Italien.'
11. „Wenn das dein Vater ist, kannst du meine Tochter kriegen.“
12. 'Ach nein, mein lieber Mann, ich will deine Tochter nicht haben.
13. Bei uns zu Haus im Land da gibts noch schönre Mädchen.'

J. B.]

Mein Mädchen ist nicht adelich.

1.

Mein Mädchen ist nicht adelich,
Doch ist sie jung und schön;
Vom ganzen Herzen liebt sie mich
Und läßt alle andere gehn.
Sie hat etwas, das mich entzückt,
In ihrem schön Gesicht,
Ein blaues Aug: ich bin verliebt,
Wenn ich sie seh beym Licht.

2.

Ich saß im dunkeln Buchenhein
Bey ihr auf weichem Moos,
Im trüben blassen Mondenschein
Gelind auf ihrem Schooß.
Ich spielte mit dem blauen Band
An ihrer weissen Brust
Und bebte bey dem Druck der Hand
Im Schauer süsser Lust.

3.

Ich sah und hört' sie nur allein,
Nicht Nachtigall'n Gesang,
Nicht Abendroth, nicht Mondenschein;
Mir schlug das Herz so bang.
Fest hieng mein Blick an ihrem Blick,
Mein Mund an ihrem Mund:
Nur unser Engel sah das Glück
Und segnete den Bund.

Drey schöne Neue Lieder. Petersburg. 4 Bl. 8^o o. J. — Das erste: Der Pudel als Retter eines dreyjährigen Kindes. Melodie: Menschen schaudert nicht zurücke ('Gerettet durch der Vorsicht Güte'. 16 Str.). Das zweite: 'Mädchen mit dem blauen Auge'. 8 Str. (Vgl. Böhme, Volkstümliche Lieder 1895 No. 427, nur 7 Str. Köhler-Meier, Volkslieder von der Mosel und Saar 1896 S. 399 zu No. 110, 8 Str.). Das dritte: „Mein Mädchen ist nicht adelich“, 3 Str. (oben abgedruckt) ist offenbar eine Dichtung aus dem Ende des 18. Jahrhunderts.

Wien.

Franz Branky.

Zimmermannsverse beim Rammen.

Wenn früher in Braunschweig ein grosser Bau auf bruchigem Boden aufgeführt werden musste, so rammt man, um einen festen Untergrund für das Mauerwerk zu bekommen, dicke lange Pfähle in den Boden ein. Diese Arbeit, die eine grosse Anstrengung erforderte und die Kräfte leicht ermüdete, begleitet man mit Versen, an deren Ende jedesmal der Fallklotz (Bär geheissen) mit 'bumberndem' Geräusche niedergelassen wurde. Die hochdeutschen Verse, die ich gesammelt habe, lasse ich als jünger weg, zumal sie noch derber sind als manche der niederdeutschen, die ich mir aufgezeichnet habe.¹⁾

Hoch up den Block,
In't deipe Lock!
Dei Bäre is swär;
Komt alle her,
Daut alle Mann,
Wat jeder kann,

Fat an dat Strick,
Un wenn 't ok ritt,
Trecket alle feste,
Ritt ok dei Westo!
Hoch in dei Klette,
Hoch up un sette!

1) [Andere deutsche Rammerlieder oben 7, 437. 8, 96. 12, 373. 15, 57. Bücher, Arbeit und Rythmus² S. 160f.]

Hoch up den Bären!
 De Winstock hat vel Reben,
 Reben hat de Winstock,
 Kalf is kein Zickenbock.¹⁾
 Hoch in de Klette,
 Hoch up un sette!

Braunschweig.

Hoch in de Danne,
 Beir in de Kanne,
 Wost op en Disch,
 Dann geit et frisch.
 Hoch in de Klette,
 Hoch up un sette!

Otto Schütte.

Sagen aus Kujawien.

I. Das wunderbare Kind.

In Kujawien erzählt man sich folgende Geschichte: In Russisch-Polen wurde im Jahre 1890 ein Kind geboren. Als man dieses zur Taufe trug und die heilige Handlung beginnen sollte, verwandelte es sich plötzlich in einen Fisch. Diesen wollte der Propst nicht taufen, und so mussten die Leute unverrichteter Sache nach Hause gehen. Doch schon unterwegs wurde aus dem Fisch wieder ein Kind. Man trug es abermals zum Taufstein, aber da verwandelte es sich in eine Lichtmesskerze. Auch diese wollte der Propst nicht taufen. Auf dem Rückwege verwandelte die Kerze sich wieder in ihre ursprüngliche Gestalt, und so trug man das Kind zum drittenmal in die Kirche. Allein als der Geistliche mit der Taufe beginnen wollte, verwandelte sich das Kind in ein Brot. Der Geistliche erkannte nun, dass das ein Zeichen von Gott sei, und weil das Brot das wichtigste Nahrungsmittel des Menschen ist, so taufte er es. Nachdem die Taufhandlung beendet war, bekam das Kind seine natürliche Gestalt wieder und fing an zu reden. Es sagte: „Wäre ich in der Fischgestalt getauft worden, so würde eine grosse Wasserflut die Erde verwüstet haben; wäre ich als Kerze getauft, so würden Donner und Blitzschläge hervorgerufen worden sein, die alles vernichtet hätten. Da aber Brot getauft wurde, so wird viele Jahre hindurch grosse Fruchtbarkeit auf der Erde herrschen.“

Wir finden diese wunderbare Erzählung in etwas anderer Gestalt wieder bei J. D. H. Temme, Die Volkssagen von Pommern und Rügen (Berlin 1840) S. 309ff. Danach hat sich die Geschichte im Jahre 1831 in Stettin zugetragen. Das Kind, das von Bauern auf einer Wiese gefunden wird, verwandelt sich in ein Stück Fleisch, in einen Fisch (Zander) und in ein Brot. Wie der Pfarrer nach dem Messer greift, um das Brot aufzuschneiden, erhält das Kind seine natürliche Gestalt wieder und wächst vor aller Augen, bis es ein feiner Knabe geworden, der dann die Bedeutung seiner Verwandlungen erklärt. Der Verwandlung in eine Lichtmesskerze entspricht in der pommerschen Sage, die übrigens in Mittelpommern weit verbreitet gewesen zu sein scheint, die Verwandlung in ein Stück Fleisch, welche Krieg und grosses Sterben bedeuten soll.

[Die Erzählung scheint zusammenzuhängen mit der Sage vom Kornkinde (Grimm, DS. 14: 'Das schwere Kind'), die S. Singer (Schweizer Märchen 1903 S. 7—35) einleuchtend auf einen Mythos von einem Vegetationsdämon zurückgeführt hat. Neu ist aber die dreimalige Verwandlung des zur Taufe getragenen Kindes in einen Fisch, eine Kerze und ein Brot. Vielleicht können unsere Leser weitere Parallelen nachweisen.]

2. Der Teufel und die Linde.

Nach einem kujawischen Volksglauben kann man den Teufel mit einem Stecken aus Erlenholz prügeln, so dass er die Schläge fühlt; die Äste an dem Stecken

1) [Diese drei Verse stammen aus der Kinderpredigt bei Böhme, Deutsches Kinderlied 1897 S. 306 No. 150 f.]

müssen aber kreuzweise stehen. Dasselbe kann mit einem Lindenstock geschehen (vgl. Blätter f. pomm. Volkskunde 10, 153f.), und mit einem Stricke aus Lindenbast kann man den Teufel fangen, so dass er nicht ent schlüpfen kann. Dieser Glaube hängt ohne Zweifel mit der uralten Heiligkeit des Lindenbaumes zusammen. Herr Lehrer A. Szulczewski in Brudzyn teilt mir aus Kujawien zwei interessante Sagen mit, die diesen Glauben illustrieren und deshalb wohl verdienen, hier mitgeteilt zu werden.

Ein Mann sprach stark dem Branntweinglase zu und ging deshalb Tag für Tag ins Gasthaus. Wenn er dann spät nach Hause zurückkehrte, gesellte sich stets ein Fremder zu ihm, welcher sagte, er sei der Nachbar. Da dies Nacht für Nacht vorkam, merkte der Säufer schliesslich doch, was für einen Nachbarn er habe. Er ging deshalb zu einer Linde und schnitt sich einen tüchtigen Stock von derselben ab. Aus dem Baste der Linde machte er einen Strick. Als er am nächsten Abend wieder zum Gasthause ging, nahm er diese Sachen mit. Beim Nachhausegehen wartete auch schon der Nachbar auf ihn. Eine Weile gingen sie miteinander. Da machte der Säufer einen Witz, so dass der angebliche Nachbar lachen musste. Darauf hatte der Säufer nur gewartet. Schnell warf er dem Nachbarn den Lindenstrick über den Kopf und legte ihn dann in seinen Mund, wie einem Pferde die Zügel. Da wurde aus dem Nachbarn ein grosses, schönes Pferd. Der Säufer nahm dasselbe mit sich nach Hause. Seiner Frau erzählte er, dass er ein Pferd gekauft habe. Sie glaubte es ihm aber nicht, sondern meinte, er rede im Dusel. Als sie sich jedoch überzeugt hatte, brach sie in Verwunderung aus über die Schönheit des Tieres. Der Mann liess nun das Pferd angebunden an einem Baume stehen und gab ihm kein Futter. Am nächsten Morgen spannte er es in einen Pflug und pflügte sein ganzes Feld um, wobei er grössere Furchen machte als anderwärts mit zwei Pferden üblich waren. Auch für die Nachbarn pflügte er, bis zuletzt keine Arbeit mehr für ihn im Dorfe war. Dann band er das Pferd an einen Baum im Garten und ging ins Gasthaus. Seiner Frau verbot er aufs strengste, etwas mit dem Pferde zu machen.¹⁾ Als aber der Mann fort war, da hatte die Frau doch Mitleid mit dem Tiere, das den ganzen Tag über noch kein Futter bekommen hatte. Sie ging daher hinzu und nahm ihm den Halfter ab, damit es etwas grase. Da aber war der Teufel befreit. Unter Sturmgebraus und Erdbeben verschwand er vor den Augen der erschrockenen Frau und hat sich seitdem dem Säufer nie wieder gezeigt. —

Die zweite Sage lautet: Auf einer Mühle trieb der Teufel sein Unwesen, so dass es in der Nacht niemand dort aushalten konnte. Manchmal wehte des Nachts der schönste Wind, aber der Müller getraute sich nicht, die Mühle zu besteigen. So ging denn sein Geschäft den Krebsgang, und er wurde immer ärmer. Eines Tages kam eine Bettelfrau zu dem Müller und bat um ein Almosen. Allein der Müller hatte selbst nichts und erzählte der Frau, wie es mit ihm bestellt sei. Da lachte die Bettlerin laut auf, machte ihm Mut und sagte, er solle nur ohne Sorge sein, ihr etwas zu essen geben und dann ihren Rat hören. Natürlich war niemand froher als der Müller; er setzte der Frau vor, was er hatte. Nachdem diese sich gesättigt hatte, ging sie zu einem Lindenbaum und machte aus dem Baste des Baumes einen Strick, nahm einen Sack voll Sand und bestieg des Nachts die Mühle. Als sie die Tür öffnete, lief der Teufel die Treppe herunter, gerade auf sie zu. Die Frau reichte ihm schnell den Sack mit dem Sande hin und bat ihn,

1) [Zu der folgenden Entzauberung des Pferdes vgl. Grimm, KHM. 68 'De Gaudeif un sien Meester', wo aber nicht der Teufel, sondern sein Lehrling sich in ein Pferd verwandelt hat.]

ihr das zu mahlen. Gleich machte sich der Teufel daran, die Schnur aufzubinden. Darauf hatte die Bettlerin nur gewartet. Schnell warf sie dem Teufel die aus dem Baststrick gemachte Schlinge um den Hals, und nun hatte er keine Macht mehr. Die Bettlerin führte ihn am Schnürchen, wohin sie wollte. Sie kam bald darauf in ein ödes Gasthaus, und hier band sie ihn mit dem Stricke hinter dem Ofen fest. Sieben Jahre musste der Teufel dort sitzen, und weil er in diesem entlegenen Hause wenig Böses zu hören bekam, magerte er ab, so dass er zuletzt einem alten Besen ähnlich sah.

Eines Tages ging ein Wanderer an dem Gasthause vorbei und hörte, wie der Teufel vor Hunger und Kälte heulte. Neugierig ging er hinein und fand dort den Teufel. Dieser bat ihn um Erlösung; er wolle ihm auch dankbar dafür sein. Und den Wanderer jammerte der arme Teufel, und er befreite ihn von dem Stricke. Der Teufel sagte nun dem Wanderer, er wolle an drei Stellen spuken; dann solle der Wanderer kommen und ihn jedesmal vertreiben, wofür er reichen Lohn ernten werde. So ging der Teufel zuerst zu einem reichen Gutsbesitzer und spukte dort überall herum. Der Wanderer kam auch dorthin und erfuhr von dem Spuk. Er erbot sich sogleich, denselben zu vertreiben, wenn er gut dafür bezahlt bekäme. Seine Hilfe wurde natürlich gern angenommen. Als es Nacht geworden war und der Teufel auf dem Boden zu rumoren anfang, bestieg der Wanderer die Bodenleiter. Kaum sah ihn der Teufel, da riss er den Giebel des Hauses auf und lief von dannen. Der Wanderer wurde gut bewirtet, und da es seit dieser Zeit aufhörte zu spuken, so bekam er 100 Taler zum Lohn. Ebenso tat der Wanderer auch auf der zweiten und dritten Stelle, und auch hier wurde er reichlich belohnt. Der Teufel lief jetzt zu einem vierten Gutsbesitzer. Der Wanderer hatte zwar kein Recht mehr, ihn auch von dort zu vertreiben, er ging aber doch hin. Langsam bestieg er wieder die Bodenleiter, aber da kam ihm der Teufel erbost entgegen und fragte ihn, was er hier von ihm wolle. Schon streckte er seine Krallen aus, um dem Wanderer den Kopf abzureissen, da rief dieser dem Teufel in seiner Todesangst zu: „Die Frau mit dem Baststrick ist da!“¹⁾ Und schnell

1) [Dies ist eine Variante zu Macchiavellis bekannter Novelle 'Belfagor', über die wir eine Untersuchung von A. Gerber erwarten. Vgl. Benfey, *Pantschatantra* 1, 525f. Çukasaptati, *textus simplicior* übersetzt v. R. Schmidt 1894 No. 46–47. H. Sachs, *Fabeln* ed. Goetze 1, No. 177. Wislocki, *Zs. f. vgl. Litg.* 10, 71. Polívka, *Archiv f. slav. Phil.* 19, 246. 254. *Blätter f. pomm. Volkskunde* 1, 163. *Oben* 6, 324 usw. — Herr Professor G. Polívka in Prag bemerkt hierzu brieflich: Ähnlich ist eine von Kolberg, *Lud* 14, 231 No. 54 aus dem Posenschen aufgezeichnete Sage. Sie beginnt mit einem anderen Stoff, der bei den Polen wie auch bei anderen slawischen Stämmen stark verbreitet ist, erzählt aber weiter ganz anders. Der Teufel stahl einer armen Witwe das letzte Stück Brot, das sie am Tische für ihre Kinder gelassen hatte, und wurde daher vom Obersten der Teufel weggejagt, er soll zu dieser Witwe arbeiten gehen. Das Weib erkannte, dass das der Teufel ist, und verhielt sich demnach: sie spannte ihn in einen Pflug, nachdem sie Zaum und Peitsche aus Lindenbast gemacht hatte, pflügte mit ihm fast den ganzen Tag, nicht einmal nachts spannte sie ihn aus. Endlich erbarmte sich des Teufels ein Wanderer und befreite ihn. Der Teufel versprach, ihn zu einem grossen Doktor zu machen. Es folgt nun die bekannte Erzählung vom bösen Weibe, mit welchem der „Doktor“ den Teufel zuletzt ganz vertreibt. — Ähnlich fing in einem im nordöstlichen Böhmen aufgezeichneten Märchen (*Národní pohádky a pověsti* . . . Slavie 1878, S. 129) ein Bauer den „hasrman“ (Wassermann), warf auf ihn einen Strick aus Lindenbast, verwandelte ihn so in ein Pferd und arbeitete mit ihm, bis er zu Haut und Knochen eintrocknete. Er achtete immer darauf, dass dieses Pferd nie zum Wasser kam. Als er aber einmal abwesend war, fütterte sein Knecht die Pferde und gab auch diesem Pferde zu trinken; plötzlich stand ein grünes Herrchen vor ihm und dankte ihm, dass er ihn befreit habe. Gleicherweise wird noch in

wandte sich der Teufel um, riss den Giebel des Hauses auf und verschwand auf Nimmerwiedersehen. Der Wanderer erhielt auch hier eine reiche Belohnung und ging seines Weges.

3. Geschwür und Nasenschmutz.

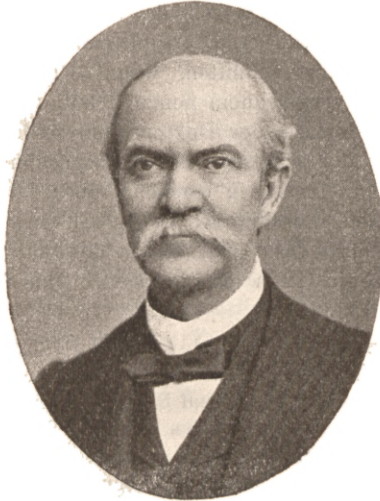
Eines Tages verliess das Geschwür die Stadt, um sich in einem Dorfe heimisch zu machen. Da begegnet ihm auf halbem Wege der Nasenschmutz, der gerade zur Stadt will, und fragt nach den üblichen Grüssen das Geschwür, wohin es seine Schritte lenke. „Ins Dorf“, antwortet das Geschwür und erzählt seine ganze Leidensgeschichte: Es werde stets vom Doktor ausgeschnitten, wenn es sich bei einem Menschen oder bei einem Tiere eben erst bequem gemacht habe; jetzt wolle es sich nun im Dorfe versuchen, denn dort sei der Doktor nicht so leicht zu haben, und ausserdem koste es mehr als in der Stadt. Gevatter Nasenschmutz dagegen ist anderer Meinung. Er hat es zuerst im Dorfe versucht, aber da hat ihn der Knecht zur Erde geworfen und dazu noch geschimpft: „Weg mit dir, du zählst doch keine Miete!“ Er hat aber gehört, dass man ihn in der Stadt in Ehren halte, denn dort nehme man ihn in ein Tuch und verwahre ihn fein säuberlich in der Tasche.

[Eine eigenartige Abwandlung der bekannten Fabel vom Podagra und Floh, die zuerst bei Paulus Diaconus (Zs. f. d. Alt. 13, 320. Poetae lat. aevi Carolini ed. Dümmler 1, 64) erscheint und bei Petrarca (Epist. fam. 3, 13) auf Podagra und Spinne übertragen ist. Vgl. J. Grimm, Kl. Schriften 5, 400. 7, 425. Waas, Die Quellen Boners 1897 S. 45 zu No. 48. Jacques de Vitry, Exempla ed. Crane 1890 zu No. 59. Waldis, Esopus 2, 31. H. Sachs, Fabeln ed. Goetze 1, No. 121. 4, No. 589 und 593. Hauffen, Vjschr. f. Litgesch. 6, 184 und zu Fischarts Werken 3, IV. Celtes, Epigrammata 3, 97. Lied von Jakob Funkelin (Bächtold, Gesch. der dtsh. Lit. in der Schweiz 1892, Anm. S. 123). Der Floh (Spinne) hielt sich bei einem Reichen auf, das Podagra (Fieber) bei einem Armen; beide haben es schlecht, klagen einander ihre Not und beschliessen, ihre Wohnsitze zu tauschen. — Herr Prof. G. Polivka gibt dazu noch folgende Nachweise: Der Floh geht aus dem Dorf in die Stadt, weil die Leute dort lange schlafen und fetter sind; die Fliege geht aus der Stadt aufs Dorf. So polnisch Ciszewski, Krakowiacy 1, No. 276; kleinrussisch Manžura Skazky 7. Hrinčenko, Etnograf. Mater. 2, 10 No. 16 Etnograf. Zbirnyk 5, 79; grossrussisch Sadovnikov, Skazki i pred. Samar. kraja No. 57. — Slowakisch Slovenské Pohl'ady 12, 723 No. 18 (Katarrh und Gicht klagen, dass es ihnen beim Bauern schlecht geht, ziehen lieber zu den Stadtherren; dort werden sie gehätschelt werden, ins Bad geführt usw.). Kleinrussisch Etnograf. Zbirnyk 15, S. 121 No. 208 (Fliege und Fieber ziehen beide vom Bauern- in den Herrenhof). — Slowakisch Slovenské Pohl'ady 12, 723 No. 19 (Fieber und Blattern ziehen eins in die Mühle, das andere ins Dorf. Das Fieber will dem Knecht in die Grütze springen und ihn dann so lange schütteln, bis er die Seele herausschüttelt. Der Knecht hört aber aus seinem Versteck diese Worte des Fiebers und weicht der Gefahr aus). — Kleinrussisch Etnograf. Zbirnyk 15, 122 No. 209 (Fieber und Typhus. Der Heger hört versteckt das Fieber erzählen, wie es ihn überfallen will, und giesst den ersten Löffel Grütze mit dem Fieber in den Lauf seines Gewehres, lässt es das ganze Jahr darin und schießt es erst dann in den Wald hinaus.)]

einem südböhmischen Märchen erzählt (ebd. S. 130), wie die Bauern den „hastman“, weil er ihre Kinder in den Teich lockte, in Bastschlingen fingen, in einen Stall einsperrten, „auf das Tier mit dem Bast einschlugen“ und ihn erst freilassen, als er ihnen feierlich versprochen hatte aus dem Teiche wegzuziehen. — Nach dem Glauben der Lausitzer Wenden (Černý, Mythiske bytosće lužiskich Serbow S. 362f.) kann gleichfalls der Teufel mit Lindenbast festgebunden und mit einer Peitsche daraus vertrieben werden.]

Dr. Max Bartels †.

Abermals hat unser Verein einen schweren Verlust erlitten. Am 22. Oktober starb hierselbst im 62. Lebensjahr unser Mitglied, der Geheime Sanitätsrat Prof. Dr. Max Bartels. Er wurde in Berlin am 26. September 1843 als Sohn eines Arztes geboren, der lange Zeit das Krankenhaus Bethanien leitete. Dort, als Assistent



des berühmten Chirurgen Wilms, hat auch unser Bartels seine praktische Tätigkeit begonnen. Nachdem er sich selbständig gemacht, wandten sich die Interessen seiner Mussezeit der Anthropologie und Ethnologie zu. Er wurde ein eifriges Mitglied der Anthropologischen Gesellschaft, um deren Bibliothek und Bildersammlung er sich wohlverdient gemacht hat, deren Schriftführer er seit 1889 war.

Abgesehen von kleineren Arbeiten sind es zwei Werke, die aus seinen umfassenden Studien hervorgingen: 1. Die Medizin der Naturvölker. Ethnologische Beiträge zur Urgeschichte der Medizin, Leipzig 1893; 2. Sieben Neubearbeitungen des Buches von Ploss, Das Weib in der Natur- und Völkerkunde. Die achte umgearbeitete und stark vermehrte Auflage ist gerade jetzt im Erscheinen. Im ersten Werke wird

gezeigt, wie durchweg und bei allen Völkern Dämonen als Krankheitserreger angenommen werden, dass man daher Beschwörungen und Besegnungen gebraucht, um sie zu vertreiben, und deshalb der Priester oder zauberkundige Leute als Ärzte auftreten. Nebenher aber geht die Anwendung von Heilmitteln und äusseren Eingriffen, die nicht selten von guter Beobachtung und grossem Geschick zeugen. Reste dieser Urmedizin leben noch heute bei den gebildeten Völkern, und gewisse Heilmethoden, wie namentlich die Massage, haben die studierten Ärzte der Neuzeit wieder aufgenommen. Das Buch über das Weib behandelt die Frau bei sämtlichen Völkern und durch alle Zeiten in anthropologischem und volkskundlichem Sinne, wie denn überhaupt die Volkskunde Bartels nicht minderen Dank schuldet, als die Anthropologie und Ethnologie. Dem Verein für das Trachtenmuseum hat er seit seiner Entstehung angehört und wurde nach Virchows Tode sein erster Vorsitzender. Auch in die Sachverständigen-Kommission des Museums für Völkerkunde hatte man ihn berufen.

Unser Verein zählt ihn zu seinen Begründern. Von Anfang an war er Mitglied des Ausschusses und hat keine Sitzung weder dieser Körperschaft noch des Gesamtvereins ohne Not versäumt. Vom zweiten Jahr an hat er uns Vorträge gehalten, zuerst seltener, später mindestens einen alljährlich, und oft stattete er sie reich mit erläuternden Bildern aus. Zum Teil sind diese Vorträge in unserer Zeitschrift erschienen. So im 5. Bande der über Krankheitsbeschwörungen, im 9. über ein paar merkwürdige Kreaturen (Maulwurf und Fledermaus), im 10. Was können die Toten?, im 12. Märkische Spinnstubenerinnerungen, im 13. Volksanthropometrie.

Ein Vortrag im Februar 1902 war schon die Frucht einer Reise, die Bartels um seiner Gesundheit willen hatte unternehmen müssen: Das Volksleben in Sestri

di Levante. Im Januar d. J. musste der Sohn an Stelle des kranken Vaters einen Vortrag über japanische Fabel- und Wundertiere verlesen. In unseren Sitzungen haben wir Bartels im laufenden Jahre nicht mehr gesehen, zum Schmerze aller. Denn wir waren uns seiner Bedeutung für den Verein und für die Wissenschaft bewusst und freuten uns der Ehren, die ihm von Mitforschern und seitens der Staatsregierung zuteil wurden. Und wer hätte den feinen und liebenswürdigen Mann nicht gern begrüsst, der mit seiner Milde Festigkeit verband, dessen Überlegenheit und Erfahrung man achtete, auf dessen Gewissenhaftigkeit man bauen konnte. Mögen auch frische Kräfte unserem Verein zugeführt werden — unser Dank gegen Bartels wird nicht erlöschen, und fehlen wird er uns immer.

Oktober 1904.

Max Roediger.

Berichte und Bücheranzeigen.

Forschungen über volkstümlichen Wohnbau, Tracht und Bauernkunst in Deutschland im Jahre 1903.

Die wichtigsten Ergebnisse, die die Arbeiten auf dem Gebiete der äusseren Volkskunde im Jahre 1903 gezeitigt haben, will ich im folgenden besprechen. Dabei geht es, wie es scheint, ohne theoretische Erörterungen zunächst noch nicht ab, wenigstens sehe ich mich genötigt, ein paar Worte über die wissenschaftliche Wertschätzung zu sagen, die allen diesen Studien noch immer entgegengebracht wird. Ich knüpfe dabei an die Äusserung eines der Führer unserer volkskundlichen Bestrebungen an, der mir gelegentlich der Leipziger volkskundlichen Tagung sagte, 'das Wichtigere' würden doch immer die Arbeiten über die innere Volkskunde sein.

Ich will hier keine persönliche Polemik führen, nur auf die Sache kommt es mir an. Und man wird mir zugeben: wenn schon ein Kenner und Führer der Volkskunde also urteilt, so muss in ferner stehenden Kreisen die Wertschätzung der äusseren Volkskunde noch viel geringer sein. Demgegenüber muss nun aber betont werden, dass eine Abschätzung ganzer wissenschaftlicher Disziplinen auf ihre mehr oder minder grosse 'Wichtigkeit' doch wohl nicht angängig ist. Unsere geistige Arbeit will nicht mehr, aber auch keinesfalls geringer geachtet werden wie jede andere wissenschaftliche Betätigung. Wie jede Wissenschaft, so trägt auch die Sachforschung ihre Berechtigung in sich selbst, sie ist vor allen Dingen Selbstzweck, und die Freude am Wissen und Erkennen ist hier wie überall der Sporn zur Arbeit. Ein Werturteil soll man daher nicht über die gesamte Disziplin fällen, sondern nur über die einschlägigen Einzelarbeiten; denn auch das gilt hier wie überall, dass der Wert einer wissenschaftlichen Arbeit nicht im Thema begründet ist, sondern in dem Masse der geistigen Kräfte, die zu seiner Behandlung aufgewandt worden sind. — Ausserdem muss aber auch eindringlichst darauf hingewiesen werden, wie sehr die Sachforschung sich als Hilfswissenschaft für andere Disziplinen nutzbringend erweist. Aus ihren Resultaten wird in erster Linie die Sprachforschung mehr und mehr Vorteil ziehen. Die Worte, die auf die äussere Kultur Bezug haben, bilden einen der beträchtlichsten und zugleich einen der ältesten Teile unseres Sprachschatzes, und die Tatsache, dass bei den meisten von

ihnen die Wortbedeutung nur auf Grund eingehender Sachstudien mit hinreichender Genauigkeit angesetzt werden kann, sollte gebührende Beachtung finden. Sie sollte auch der äusseren Volkskunde sowohl wie der leider gleichfalls noch in allem Anfang steckenden deutschen Altertumswissenschaft die nötige Wertschätzung garantieren. Neben der Sprachforschung werden sodann nicht minder auch die innere Volkskunde und die Sittengeschichte aus der wissenschaftlichen Behandlung der äusseren Denkmäler reichen Nutzen gewinnen. Glaube und Brauch sind so vielfach mit Wohnbau, Tracht und allerlei Hausrat verknüpft, dass es eben unerlässlich ist, diese zu studieren, wenn man jene richtig verstehen will. Darum schätze man künftig auch unsere Arbeit nicht mehr gering und lasse auch uns den Platz an der Sonne! Und nun kommen wir zur Sache selbst.

I. Der Wohnbau.

Zur Beurteilung der volkstümlichen Bauweise ist mit Recht das Forschungsergebnis über den prähistorischen Wohnbau zum Vergleich herangezogen. Auf diesem Gebiete sind im Jahre 1903 einige interessante Veröffentlichungen erfolgt. Der von mir schon früher (13, 332) erwähnte Vortrag von Hofrat Dr. Schlitz, Unterschiede in Anlage und Zweck der als 'Wohngruben' bekannten prähistorischen Besiedlungsreste¹⁾ ist wenigstens im Auszuge gedruckt worden.¹⁾ Weit umfassender aber hat Schlitz dasselbe Thema behandelt in einem vor der anthropologischen Sektion der 74. Versammlung deutscher Naturforscher und Ärzte in Karlsbad gehaltenen Vortrage: 'Der Bau vorgeschichtlicher Wohnanlagen.'²⁾ Zur Untersuchung der Wohnstätten, ihres Baues, ihrer Lage und Gruppierung und der daraus hervorgehenden Siedelungsform stützt er sich auf die Fundergebnisse der mittleren Neckargegend, die „ein fortlaufendes Bild prähistorischer Besiedlung von den Ur Anfängen bis zur Schwelle der geschichtlichen Kenntnis“ darbietet. Die verschiedenen prähistorischen Epochen zeigen dort in ihren Wohnungsanlagen grundlegende Verschiedenheiten, so dass man berechtigt ist, dieselben auch verschiedenen Völkern mit verschiedener Kultur zuzuschreiben. — 1. Die Dorfanlagen der jüngeren Steinzeit begeben in zwei verschiedenen Formen. Einerseits sind es als Reihendörfer enggedrängte befestigte Ansiedlungen auf der Bergeshöhe, deren wahrscheinlich viereckige Hütten sich über flachen, etwa 60 cm tief eingeschnittenen Gruben mit einem Feuerloch in der Mitte erhoben und ohne weitere innere Einteilung zu sein scheinen. Ihre Wände sind aus gespaltenem Stangenholz errichtet, dessen Fugen mit Lehm gedichtet sind. Rundstangen sind selten, ebenso Flechtwerk, meist sind gespaltene Hölzer pallisadenartig nebeneinander gestellt, wie später auch bei den bronzezeitlichen Hütten, und von beiden Seiten mit einem Bewurfe aus Lehm und Häcksel versehen. Diese Bergdörfer haben ebenso wie wahrscheinlich auch die meisten gleichzeitigen Pfahlbaudörfer des Bodensees vermutlich nur kurz bestanden oder sie waren nur zeitweise bewohnt. — Die zweite Gruppe der steinzeitlichen Niederlassungen liegt in der Ebene und zeigt die Siedelungsform des germanischen Haufendorfes mit gruppenweise stehenden Gehöften. Charakteristisch dafür ist das von Schlitz ausgegrabene und beschriebene steinzeitliche Dorf Grossgartach. Dort finden sich in allen Wohnbauten die Eingangsrampe, der vertiefte Herdraum sowie der höher als jener liegende Schlafraum und die Lehmbank. Aber die Anordnung dieser Einzelheiten scheint überall je nach der Wahl des Bauherrn und nach den Zufälligkeiten des Bauplatzes ver-

1) Kbl. d. Gesamtv. der deutschen Geschichts- u. Altertumsvereine 1903, 212f.

2) Mitt. der Anthropol. Ges. Wien 33, 301—320.

schieden zu sein. Ein Grundrisstypus ist also noch nicht vorhanden. — 2. In der Bronzezeit und Hallstattzeit geschieht die Wahl der Wohnplätze unabhängig vom Wasserwege. Eine Gruppe derselben liegt auf den Höhen der Keuperberge: es sind die sogenannten Podien. Die andere Gruppe sind die friedlichen Wohnanlagen an langen, tiefer gelegenen Strassenzügen des Hügellandes, die von den Salzquellen ausgehen. Diese Bauten waren dauernd bewohnt. Sie sind beinahe durchweg rund, nur ein auch sonst ausgezeichnetes Wohnhaus hat länglich viereckigen Grundriss. Diesen Hütten, neben denen sich auch noch Erdwohnungen in Bienenkorbform finden, waren in der Hauptsache aus Holz, die Wände aus senkrecht gestellten, gespaltenen Hölzern errichtet, deren Fugen mit Lehm gedichtet waren. Pfostenlöcher sind nicht nachgewiesen, waren aber wohl vorhanden. Der Mittelpunkt der Hütte ist immer das Feuerloch. Inmitten eines solchen Herdes lag einmal ein Stück eines sogenannten „Mondbildes“, wie sie von Lengyel her bekannt sind. Schlitz meint, dass es hier „sichtlich als Feuerbock gedient habe“. Wie weit das in diesem Falle zutrifft, darüber müssen Art und Fundumstände des betreffenden Stückes entscheiden. Ich erwähne es besonders deshalb, weil Meringer schon in den Mitteilungen der Anthropologischen Gesellschaft Wien 21, 145 die prähistorischen Monde für Feuerböcke angesprochen und diese Erklärung dazu benutzt hat, um den an unseren heutigen grossen Feuerböcken befindlichen seitlichen Rasten, welche als Bratspiesslager dienen, die Endverzierungen der Mondbilder zur Seite zu stellen, und dann jenen Bratspiesslagern nicht nur ihre funktionelle, sondern zugleich auch noch eine gewisse übersinnliche Bedeutung beizulegen. Er legt deshalb auch jetzt, einer brieflichen Mitteilung zufolge, auf Schlitz' Erklärung grosses Gewicht. Ich fasse des Verhältnis folgendermassen auf: die Verzierung der freien Endigungen mit Tierköpfen, wie sie sich an den Mondbildern findet, ist an sich nicht auffallend, denn sie ist in der ausgehenden Hallstattzeit, ganz besonders aber in der Latènezeit, auch sonst (an Fibeln, Gürtelhaken etc.) sehr beliebt. Diese Tierkopfverzierung ist, als man anfing, die Feuerböcke aus Eisen zu fertigen, tatsächlich übernommen, wie ein mit deutlichem Tierkopf und Schwanz versehenes eisernes Exemplar (abgebildet bei Montelius, *La civilisation primitive en Italie*, Taf. 56) beweist. Aber eben dieser Kopf ist lediglich Zierform und zum Auflegen des Bratspiesses gänzlich unbrauchbar. Ein Zusammenhang mit unserem Bratspiesslager bleibt deshalb nach wie vor zum mindesten höchst fraglich. — 3. In der Latènezeit herrscht der keltische Einzelhof, meist aus drei Einzelgebäuden bestehend. Das Wohnhaus diente nur als solches, die Schlafgelasse lagen in besonderen Anbauten oder in für sich stehenden Gebäuden, die Wirtschaftsgebäude getrennt. Die Gebäude sind jetzt sämtlich auf ebenem Boden ohne Wohngrube errichtet und zeigen rechtwinkligen oder runden Grundriss. Die Wände bestehen aus Fachwerk mit schweren Pfosten, das wohl auch mit Steinen ausgeriegelt war, und trugen Lehmverputz. Meist findet sich fester ebener Hüttenboden (Estrich oder Steinpflasterung). Die Herdstelle auf dem Estrich ist ohne Grube. Schon in dieser Zeit findet sich Brockenmauerteknik. Schlitz hat eine Hütte aufgedeckt, deren Wände „offenbar aus Brockenmauerwerk errichtet waren“. Da sie viele zerschlagene Gusstiegel enthielt, so vermutet Schlitz wohl mit Recht, dass es sich um die Werkstatt eines Eisenarbeiters handelt. Dadurch findet auch die feuerfeste Steinmauer ihre Erklärung. Nichtsdestoweniger ist das Vorkommen der Brockenmauerteknik in der Latènezeit nicht zu übersehen. — 4. Für die folgende Markomannenzeit gibt die Bodenforschung eine vollkommene Lücke, und „die Annahme ist nicht auszuschliessen, dass die Markomannendörfer an der Stelle der

jetzigen fränkischen Dörfer lagen und ihre Spuren sich dadurch dem Nachweis entziehen“. — 5. In der gallorömischen Dekumatlandszeit herrscht die Form der keltischen Einzelhöfe wie in der Latèneperiode. — 6. Bei der endgültigen Besitznahme durch die Römer wurde das Land zu grossen Gutskomplexen zusammengelegt, deren Mittelpunkt eine Villa rustica trägt. Ob die ihnen folgenden Alamannen schon einen Einhaustypus für ihre Gehöfte besaßen, ist für die mittlere Neckargegend zweifelhaft. Erst die Franken, die ihnen das Gebiet Ende des 5. Jahrhunderts abnahmen, drückten in ihrem Gehöftbau den jetzigen Dörfern den charakteristischen fränkischen Typus auf. — Alle diese Ausgrabungsergebnisse stellt Schlitz in vortrefflicher Übersichtlichkeit zusammen, die mir eine Wiedergabe im Auszug zu verdienen und geradezu zu fordern schienen, und es ist nur zu wünschen, dass diesen höchst empfehlenswerten Mitteilungen auch für andere Gegenden gleiche Zusammenstellungen folgen möchten. Auf ein Ergebnis, welches auch die Mitteilungen von Schlitz bestätigen, will ich noch hinweisen. Man sagt gewöhnlich unter Bezugnahme auf die mancherlei deutschen Bauausdrücke, die römische Lehnworte sind, dass der Steinbau von den Römern nach Deutschland gekommen sei. Das ist so schlechthin nicht ganz zutreffend, denn die Germanen der Latènekultur, mit denen die Römer in Verbindung kamen, verwandten, wie wir oben sahen, in gewissen Fällen bereits die Mauertechnik. Nur handelte es sich dabei lediglich um eine Art Bruchsteinmauerwerk, das sie sozusagen als Hausgewerbe betrieben. Was sie von den Römern übernahmen, war also offenbar nur die Kunstmauer, der Quaderbau, zu dessen Ausführung der häusliche Betrieb nicht mehr ausreichte, zu dem vielmehr mancherlei technische Erfahrungen des Arbeiters nötig waren, mit einem Worte, zu dem ein eigenes Maurerhandwerk zu Hilfe kommen musste.

In diesem Zusammenhange mache ich übrigens darauf aufmerksam, dass die Römer in Deutschland in bezug auf die Bautechnik nicht nur gaben, sondern auch empfangen. Wie die meisten Kolonialvölker zu tun pflegen, machten sie sich die Bauweise der Eingeborenen zu eigen, und so haben sie einen guten Teil ihrer rheinischen Bauten in Fachwerk aufgeführt, eine Technik, die sie schon bei den der Latènekultur angehörenden Galliern hatten kennen lernen können. Eine genauere Untersuchung über diese für die deutsche wie für die klassische Archäologie gleich interessante Tatsache ist meines Wissens bislang nicht vorhanden.

Für das Studium des prähistorischen Wohnbaues sehr interessant und ergiebig ist ferner: R. Forrer, „Bauernfarmen der Steinzeit von Achenheim und Stützheim im Elsass. Ihre Anlage, ihr Bau und ihre Funde“. ¹⁾ F. berichtet über die Ausgrabung einer grossen Reihe von Wohngruben bei Stützheim, von denen ein kleiner Teil — an einer vorbeiziehenden römischen und vordem schon gallischen Strasse gelegen — der Latène- und Römerzeit angehört. An derselben Stelle lag in neolithischer Zeit eine grosse Bauernfarm mit Herrenhaus und darumliegenden Wohn- und Arbeitshütten. Die Herrenhausgrube war 11 m lang, 3 m breit und bis 1,95 m tief. Für ihren Oberbau ist eine viereckige, längliche Grundform als gesichert anzunehmen. Der Eingang liegt auf der Breitseite mit Durchgang durch das ganze Haus. Links davon lag der Herdraum mit einer daraus ausgesparten viereckigen „Vorratskammer“ und mit drei weiteren Ausgängen. ²⁾ Rechts vom

1) Strassburg, Trübner 1903. 57 S. mit zahlreichen Abbildungen im Text und 4 Tafeln.

2) Eine bei dem Herde sich findende Bank nennt Forrer S. 26 'Ofenbank'. Um Irrtümern vorzubeugen, ist sie wohl besser als 'Herdbank' zu bezeichnen.

Durchgang befand sich ein „Schlafraum“, unter dessen Boden ein liegender weiblicher Hocker begraben war. Wenn nun aber F. dieses neolithische Haus mit dem Hause des Odysseus vergleicht und nach dessen Analogie auch noch ein „durch das Dach schrägwandig abgeschlossenes Obergeschoss“ annimmt (S. 47), so ist das doch gewiss zu gefährlich. Ich würde auch lieber darauf verzichten, das was Tacitus über die Bauweise der Germanen erzählt, auf die neolithischen Hütten zu übertragen. Was Tacitus berichtet, betrifft ja allerdings in erster Linie süd- und südwestgermanische Verhältnisse, wenn auch freilich teilweise wieder Berichte aus anderen Gegenden Germaniens damit verbunden sind. Bei alledem aber handelt es sich doch nur um die Latènekultur, und ein Prähistoriker sollte es zum Vergleich mit neolithischen Verhältnissen nur sehr vorsichtig heranziehen, da es sich doch um bedeutende Zeitunterschiede dabei handelt. Man soll damit um so mehr vorsichtig sein, als diejenigen, die die Prähistorie nur vergleichsweise ausnutzen, gar zu leicht geneigt sind, sogar die lokalen Unterschiede zu übersehen, die man bei der Ausbeutung der Angaben des Tacitus doch unbedingt machen muss. Tacitus schöpft eben nur aus abgeleiteten Quellen, und so hat er vor allen Dingen die Anschauung, dass alle Kulturerscheinungen in ganz Germanien gleich seien. Lokale Unterschiede kennt er wenig oder gar nicht, und diese Anschauung macht der moderne Leser leicht zu der seinigen, in vielen Fällen gewiss mit Unrecht. — Bezüglich der Grundform der Wohn- und Arbeits-hütten ist es nach Forrer (S. 50) sicher, das sie „vielfach nicht viereckig, sondern rund oder oval war“. Nach den Beigaben (Spinnwirtel und Stein- oder Knochenwerkzeuge) teilt F. sie in die Hütten der Weiber und der Männer, wobei er eine Trennung der Geschlechter bezeugt findet. Hinter den Frauenwohnungen lagen keine weiteren Wohngruben. F. vermutet dort die Äcker (vgl. Ackerbau als Arbeit der Frau!), während er seitlich davon Viehställe und Hürden annimmt. „Das Ganze hat man sich von Pallasaden oder einem Dornenzaun umgeben zu denken, geschützt durch die künstliche Terrinaufhöhung und Grabenanlage“, über deren Spuren F. berichtet. — Im ganzen sind Forrers Funde von Stützheim weit umfangreicher als die von Achenheim. Von letzteren erwähne ich hier nur ein paar auch in Abbildung wiedergegebene Wandreste, einmal mit Abdrücken flach gespaltener viereckiger Stangen und zweifingerdicken Rundholzes (S. 10); ein andermal „Abdrücke von gespaltenem Flachholz mit fingerdickem Zweiggeflecht, sowie Abdrücke, welche einerseits Rundholz verraten, andererseits quer gelegte viereckige Balken, endlich Abdruck einer Lehmfüllung, die einerseits an einem breiten glatten Vertikalbalken lehnte, andererseits die Endlöcher von wagrecht in diesen Ton gesteckten Rundstangen zeigt“ (S. 12). Weiter kann ich hier auf Einzelheiten nicht eingehen, und ich empfehle das mit hinreichenden Abbildungen versehene, in Fundberichten und Zusammenstellungen sorgfältig geschriebene Büchlein zu genauerm Studium.

Wenden wir uns nun der eigentlichen Bauernhausforschung zu, so haben wir zunächst das von den vereinigten Architekten- und Ingenieurvereinen herausgegebene grosse Bauernhauswerk ins Auge zu fassen.¹⁾ Dasselbe ist im Jahre 1903 stark ins Stocken geraten: von den Abteilungen für Österreich-Ungarn und die Schweiz ist gar nichts, von derjenigen für das Deutsche Reich nur eine neue Lieferung erschienen. Dieselbe verdient aber das gleiche Lob wie ihre Vorgänger, wenn auch die verschiedenen Tafeln wieder nicht völlig gleichartig ausgefallen sind. So ist es vom Standpunkte der Hausforschung entschieden zu be-

1) Kommissionsverlag von Gerh. Kühtmann in Dresden.

dauern, wenn auf dem Blatt: Posen No. 1, Abb. 7, von einem Hause in Neuhöfen nur ein Bruchstück des Grundrisses gegeben wird. Es kam dem aufnehmenden Architekten offenbar lediglich auf das Konstruktive und auf das Ornament an. Übrigens begegnen wir der Provinz Posen auf diesem Blatte zum ersten Male. Ebenso wird auch Pommern hier zuerst behandelt und zwar gleich mit drei Tafeln, unter denen ich besonders die Grundrisse der Doppelhäuser, der sogenannten „Tweipötte“, als sehr interessant hervorhebe. Auf Blatt „Bayern No. 12“ fällt besonders der Bauernhof zum Stalleder bei Reuth auf. Derselbe ist in Backstein gebaut, sonst aber ganz in den volkstümlichen Formen gehalten, und wir sehen daran mit Befriedigung, dass auch trotz des Materialwechsels das Haus die landschaftlich charakteristischen Formen nicht einzubüssen braucht. Schleswig-Holstein ist wieder mit vier Blättern (No. 8—11) vertreten, die durch Angabe vieler Einzelheiten, auch derjenigen der inneren Ausstattung, erfreuen. Hoffen wir, dass die abschliessenden Lieferungen und besonders auch die Texte nicht mehr lange auf sich warten lassen.

Aus den Bestrebungen, die die Architekten der Erforschung des Bauernhauses zuwenden, ist auch hervorgegangen A. Dachler, Entwicklung des Bauernhauses.¹⁾ Dieser Vortrag hat für uns um so mehr Interesse, weil Dachler berufen ist, einen wesentlichen Teil des Textes für das 'Bauernhaus in Österreich-Ungarn' zu liefern. Ihm ist der baugeschichtliche Teil übertragen, während Dr. M. Haberlandt den ethnographischen Teil bearbeitet. Wenn ich daher im folgenden mehrfach mit Dachler polemisiere, dessen Sachkenntnis und Interesse ich freudig anerkenne, so geschieht es vor allem, um den in Aussicht stehenden Text des Bauernhauswerkes vor gewissen Auffassungen zu bewahren. Vor allem teilt D. die Geschichte des Wohnbaues noch nach Stämmen, und er schreibt S. 2: „Man fand durch die Forschungen, dass jeder deutsche Stamm sich aus dem einfachsten Hause fast unabhängig von den Baustoffen eine charakteristische Bauform im Grundrisse herausgebildet hat.“ Ich kann diesen Satz nicht im einzelnen zerplücken, betone aber dringend, dass jede grössere Behandlung des Bauernhauses meines Erachtens auszugehen hat von der Besprechung der verschiedenen Haustypen (des romanischen, des oberdeutschen, des niederdeutschen, des osteuropäischen und des nordischen). Auf der so gewonnenen Grundlage können dann erst die Unterabteilungen der Haustypen behandelt und, solange wir noch keine besseren Benennungen haben, zur Not auch nach den verschiedenen Stämmen benannt werden. Dachler wählt statt dessen eine, wie mir scheint, sehr unglückliche Anordnung. Er teilt das Bauernhaus „nach den Kultur- bzw. Zeitstufen“ in drei Arten und unterscheidet: 1. das einräumige, 2. das mehrräumige Haus, 3. die neueren Formen. Ich kann diese Einteilung nicht empfehlen, weil dabei die wichtigen Unterschiede der Haupttypen nicht klar herauskommen, andererseits wirkt sie dadurch geradezu irreführend, dass manche Einzelheiten verallgemeinert werden, die in Wahrheit nur gewissen Haustypen angehören, z. B. muss man aus D.s Bemerkungen S. 4 herauslesen, dass jedes einzellige Haus eine „Laube“ gehabt hätte. Nicht minder fordert die Darstellung der Entstehung des „mehrräumigen Hauses“ und der Genesis der Stube, deren Erkenntnis so viele Schwierigkeiten bereitet, zum Widerspruch heraus. Von anderen Einzelheiten kann ich hier absehen. Nur möchte ich grundsätzlich darum bitten, bei allen schematischen Grundrissen die höchst

1) Vortrag, gehalten i. d. Versamml. d. Fachgruppe f. Architektur u. Hochbau am 30. Dez. 1902 (aus Zs. d. Österr. Ingenieur- und Architekten-Vereins 1903, No. 20). Wien, Selbstverlag. 24 S. mit 1 Tafel.

wichtige Angabe der Giebel- und Traufseiten nie zu unterlassen. — Auf seinem eigentlichen Gebiete befindet sich D., wenn er S. 14 ff. die 'Bauweise' beschreibt. Besonders erweckt die Art, wie er sich die Entstehung des Fachwerkes denkt, unser Interesse. Er stellt sich auf den Standpunkt, den meines Wissens auch Bickel schon einmal vertreten hat, dass alle Säulen ursprünglich eingegraben wurden, Schwellen aber überhaupt nicht vorhanden waren, eine Bauart, bei der alle Hölzer rund und unbehauen bleiben konnten. — Ein Schlussabsatz behandelt die Heizung und künstliche Beleuchtung, wobei D. sich der doch wohl noch nicht ganz gesicherten Meinung anschliesst, dass der Ofen „aus der freistehenden Badstube stammt“. — Wohl bedarf Dachlers Arbeit in manchen Einzelheiten der Berichtigung. Davon abgesehen aber ist sein Streben, eine zusammenfassende Übersicht über die Ergebnisse der Hausforschung zu bieten und das Interesse dafür zu wecken und rege zu halten, mit Freuden zu begrüßen.

Unter den Arbeiten, welche einzelne Fragen der Hausforschung oder einzelne Gegenden behandeln, stelle ich an die Spitze: Rudolf Meringer, „G. Bancalari und die Methode der Hausforschung“.¹⁾ Wohl zumeist angeregt durch manche übertreibende oder geradezu falsche Äusserungen, die sich in Nachrufen auf den verstorbenen österreichischen Hausforscher Oberst Bancalari finden, unterzieht Meringer die Schriften Bancalari's einer eingehenden Kritik. Er lehnt, meines Erachtens mit Recht, die von B. getroffene Namenwahl für Haustypen und Hausteile grösstenteils ab und warnt vor B.'s Art, die mit allzuviel Spekulation an die fraglichen Dinge herangetreten ist. B.'s Schriften, deren Wert Meringer nicht herabsetzt, müssen nach ihm „mit Kritik und mit Vorsicht benutzt werden“. Wohl wird Meringer sich selbst gesagt haben, dass es etwas Missliches hat, mit einer solchen Kritik erst jetzt hervorzutreten, wo eine Entgegnung nicht mehr Bancalari selbst, sondern höchstens seinen Freunden möglich ist; aber ich gestehe, dass ich diese Kritik im Interesse der Methode der Hausforschung für notwendig und in der Sache für richtig halte. Auf das einzelne darin gehe ich deshalb auch nicht weiter ein. Viel wichtiger sind mir eine Anzahl von Sätzen, in denen Meringer seine eigenen Anschauungen zum Ausdruck bringt, und denen ich so völlig beistimme, dass ich sie geradezu als Leitsätze hier wiedergeben möchte. Er sagt S. 272: „Für mich ist die Hausforschung eine Geisteswissenschaft, nahe verwandt der Geschichte und der Sprachwissenschaft. Sie hat die Aufgabe, die Geschichte des Hauses und seiner Teile darzulegen, und sie kann das, wo das Material vorhanden ist, rein historisch, wo das fehlt, auf dem Wege der vergleichenden Forschung versuchen. Weiter möchte ich vorläufig nicht gehen.“ Und in Ausführung und Ergänzung dieses Gedankens schreibt er S. 252: „Der Hausforschung nützen heute noch keine völkerpsychologischen und anthropologischen Spekulationen, die Hausforschung kann vorab nichts anderes sein, als die vergleichende und historische Formenlehre der Typen des Hauses und des Hausrates.“ Zur näheren Auseinandersetzung der Aufgaben der Hausforschung weist er (S. 258) kurz aber klar auf die Schuchardt-Schmidtsche linguistische Wellentheorie der Isoglossen hin, und in Parallele zu dieser spricht er dann selbst von einer Wellentheorie der „Isoergen“. Danach ist es dann seines Erachtens — und ich schliesse mich ihm durchaus an — die nächstliegende Aufgabe, die Ausbreitungsgebiete der einzelnen Teile und Eigenschaften des Hauses zu studieren. Auf diesem Wege allein ist zu einer klaren Definition des Wortes 'Typus' zu kommen. Wenn die Linien für das Haus und seine Teile einmal auf der Karte fixiert erscheinen,

1) Mitteilungen d. Anthropol. Ges. in Wien 33, 252—273.

dann kann man daran gehen, diese Linien mit den Verbreitungsgebieten anderer Kulturerscheinungen zu vergleichen. Aber vorher sind sämtliche Kulturwellen in ihrem Zusammenhange zu studieren, namentlich die Sprachwellen und die Sachwellen! Hat man einmal die Kulturwellen des Hauses und ihre Chronologie, dann wird die Zeit da sein, Häusertypen mit Völkern in Zusammenhang zu bringen (S. 272). Mit anderen Worten möchte ich dem hinzufügen, dass vorläufig die Hausforschung lediglich als ein Teil der Altertumswissenschaft zu betrachten ist. Erst wenn diese ihre bislang noch viel zu wenig bearbeiteten Aufgaben gelöst hat, dann mögen kommende Generationen ihre Ergebnisse für anthropologische und ethnologische Studien ausnützen. — Sehr interessant ist die Anschauung, die Meringer über den Ursprung des 'oberdeutschen Hauses' vertritt. Er formuliert dieselbe, indem er (S. 272) sagt, dass die Kulturwelle dieses Haustypus „aus der Berührungssphäre zwischen Römern und Germanen nach Norden schwingt“. Ohne weiteres kann ich dem nicht zustimmen. Ich weiss zwar nicht, ob ich in dieser Beziehung irre, allein bislang sehe ich nur, dass das oberdeutsche Haus in jener Berührungssphäre zum Teil seine Grenze findet. Dass seine Kulturwelle aber von dort den Ausgang nehmen soll, dafür sehe ich bislang keinen Beweis. Meringer geht aber noch weiter. Er ist geradezu geneigt, den Ursprung des oberdeutschen Hauses auf römischen Einfluss zurückzuführen, und er sagt S. 262: „Die Römer, die in ihrem Lande das Haus hatten, das der Ahne des heutigen italienischen Hauses ist, erfanden auf deutschem Boden unter neuen klimatischen Verhältnissen das Haus mit dem Ofenraume, das oberdeutsche Haus.“ Diese Anschauung steht meines Erachtens mit allem, was wir sonst wissen, im Widerspruch. Wenn Meringer recht hätte, so müssten doch irgendwo die Ausgrabungen Wohnreste zutage fördern, die man als Urformen des oberdeutschen Hauses und zugleich — nach Technik und Inhalt — als römisch erklären müsste. Tatsächlich aber ist ein römisches Haus mit Ofenraum meines Wissens noch nirgends auf dem Gebiete des oberdeutschen Hauses ausgegraben worden. Überall auf diesem Gebiete geschah in römischen Wohnhäusern die Erwärmung der Wohnräume durch Hypokausten oder durch offenes Feuer. Meringers Anschauung widerstreitet also durchaus den Tatsachen. Er hat das auch wohl nachträglich selbst empfunden, denn er schreibt in einer Anmerkung dazu: „Noch vorsichtiger ist es, zu sagen, der Kachelofen und mit ihm die Stube entstand in der Berührungssphäre zwischen Römern und Germanen.“ Aber selbst dieser Satz, wenn er auch nicht als unrichtig bezeichnet werden kann, so kann er doch auch vor der Hand noch nicht als völlig erwiesen gelten, denn einmal ist es noch nicht ausgemacht, ob der dem oberdeutschen Hause eigentümliche Kachelofen wirklich auf römischen Einfluss zurückgeführt werden muss. Und selbst wenn das erwiesen wäre, so bliebe immer noch die Frage, ob die Stube als solche wirklich erst mit dem Kachelofen zusammen entstanden sei, d. h. ob nicht vielleicht bereits vor dem Kachelofen eine andere Ofenform, die gemauerte, als Stubenofen bestanden habe. Vorläufig kann ich mich also noch nicht entschliessen, die Entstehung des oberdeutschen Hauses mit römischem Einfluss in Verbindung zu bringen. — Bezüglich der Namenwahl meint Meringer S. 255: „Mir will scheinen, dass auch die Hausforschung sowie die Linguistik noch immer am besten ihre Namen der Geographie entlehnt. . . . Nur müsste sie ihre Namen von der heutigen Geographie nehmen oder von den heutigen Völkern und Stämmen, nicht von verschwundenen.“ Mit Recht warnt er sodann (S. 254) davor, mit der Bezeichnung „Typus“ zu leicht bei der Hand zu sein. „Man muss es ablehnen, wegen eines einzigen Merkmals von einem Typus zu reden“, d. h. eine Häusergruppe, die nur ein bestimmtes Merkmal gemein

haben, gleich als Typus zu bezeichnen. Ich möchte nicht einmal Meringers „bosnisches Haus“, obwohl es eine grosse Zahl Besonderheiten hat, als einen Typus bezeichnen. Lediglich auf die bereits früher genannten fünf Haupttypen möchte ich diesen Namen angewandt sehen, weil wir sonst nicht aus den Missverständnissen herauskommen werden. Wie alle Schriften Meringers, so empfehle ich auch diese allen Hausforschern zu eingehendem Studium, und nicht am wenigsten denen, die erst anfangen, sich auf diesem Gebiete zu betätigen.

Bei den nun folgenden monographischen Arbeiten über den lokalen Wohnbau wähle ich die geographische Reihenfolge und nenne zuerst: J. Eigl, „Niedertraxl-Gütl (das einstige Zuhaus zum „Niedertraxl-Gute“ in Berg bei Söllheim) als eine Type der Wohnstätte eines Kleinbauern im Salzburgischen Flachgau“ und J. Eigl, Das Adamgut (jetzt Brötznergut genannt) in Neuhofen bei Kraiwiesen.¹⁾ Beide Aufsätze liefern einen beschreibenden Text zu je einem Blatte aus dem österreichischen Bauernhauswerk, das hier nochmals dargeboten wird. Eigl gibt kaum mehr als eine konstruktive Erklärung der auf der Tafel dargestellten Einzelheiten. Bei dem Niedertraxl-Gütl handelt es sich um ein altes „Austraghäusl“. Das Adamgut ist ein Rauchhaus. Eigl betont, dass in diesen Rauchhäusern, wenigstens bei den neueren und grösseren, nicht etwa infolge von Unvermögen die Überdachführung des Rauches fehlt. Vielmehr sei der bestimmte Zweck vorhanden, das Getreide durch den Rauch zu dörren und es nebst dem Heu gründlich zu desinfizieren.

Bezüglich des bäuerlichen Wohnbaues in Bayern verdient als eine, wenn auch nur vorläufige Zusammenfassung hervorgehoben zu werden O. Brenner, „Unsere Bauernhäuser.“²⁾ Brenner, der rastlose Vorsitzende des bayrischen Vereins für Volkskunde, gibt hier in der für einen Fragebogen notwendigen Kürze einen allgemeinen Überblick über die Haus- und Gehöftformen in Bayern, der sich zumal infolge der beigegebenen schematischen Grundrisse, zur ersten raschen Orientierung vortrefflich eignet. Wenn B. sich dabei — besonders in der Einleitung — ausser an Meitzen vorwiegend an Bancalari anschliesst und dessen zum Teil verfehlte technische Ausdrücke und Anschauungen herübernimmt, so möchte ich wünschen, dass in dieser Hinsicht eine künftige Ausgabe einer Änderung unterzogen wird. Im übrigen aber ist dieser Fragebogen, der durch den Verein hoffentlich eine recht weite Verbreitung finden wird, im Interesse der Hausforschung eine sehr erfreuliche Erscheinung, für die wir dem Verfasser nur danken können. Es ist dringend zu wünschen, dass jeder volkskundliche Verein einen ähnlichen Fragebogen hinausenden möchte. Die Hausforschung würde dadurch unzweifelhaft wesentlich gefördert werden.

Nach Böhmen führt uns Julius Lippert, Hausbaustudien in einer Kleinstadt (Braunau in Böhmen).³⁾ Der Verfasser berichtet über den Wohnbau seiner Vaterstadt in der Form von Erinnerungsbildern; infolgedessen ist nicht gerade alles, was den Hausforscher an jenem Wohnbau interessiert, durchaus scharf herausgearbeitet, das Zusammengehörige nicht so energisch verbunden, wie wir es wünschen möchten. Im übrigen aber bietet das Buch für denjenigen, der die Zusammenhänge fest im Auge behält, sehr viel Interessantes, sowohl entwicklungs-

1) Zeitschr. f. österr. Volksk. 9, 27—39. 40—59.

2) Fragebogen des Vereins f. bayr. Volkskunde. 8 S.

3) Beiträge zur deutsch-böhmischen Volkskunde, geleitet von A. Hauffen 5, 1. Mit einer Phototypie und mehreren Abbildungen, Plänen und Kartenskizzen im Text. Prag, Calve. 1903. 41 S.

geschichtlich für das ganze Haus, als auch für die Einzelheiten des Hausrates. Noch in den 50er Jahren des vorigen Jahrhunderts liess sich deutlich erkennen, dass alle Häuser in Braunau „von ein und demselben Schema der Anlage ausgingen“. Lippert bringt sie deshalb zutreffend mit den Bauernhäusern der Umgegend Braunaus in engen Zusammenhang. Das Bauernhaus, dem oberdeutschen Typus zugehörig, zeigt folgenden Grundriss. Durch die in der Mitte der Langseite liegende Haustür gelangt man auf den Küchenflur. Rechts davon liegen Stube und Stübchen, links das „Gewölbe“ und die Kammer, hinter letzteren die Stallung. Dieses Haus wird in die Stadt übertragen. Hier wie dort standen alle Giebel nach der Strasse, erst um 1850 entstand in Braunau das erste Querdach. Aber die Baulose waren schmal, das am meisten vorkommende Ausmass für die Breite war „der Dreifensterraum“ (Lippert gebraucht die vom Standpunkte der Hausforschung unglücklich gewählte Bezeichnung „zwei- und dreifenstriges Haus“), aber es kommen auch schmalere Baustellen vor. Infolgedessen hat das Stadthaus die Tür an der Schmalseite, daher auch der Grundriss manche Unterschiede vom Bauernhause zeigt. Dennoch hat letzteres als Vorbild gedient, wie das auch ein altes Braunauer Eckhäuschen noch erkennen liess (S. 14). — Im Braunauer Stadthaus liegt die Stube nach hinten. Sie liegt zwei Stufen höher als der Boden des als „Haus“ bezeichneten Flurs. Unter dem Boden der Stube liegt der Backofen, über dem der Kachelofen erbaut ist, beide werden vom „Hause“ aus bedient. Dass diese Einrichtung eine naheliegende gewesen sei, wie L. auf S. 27 meint, kann ich nicht finden. L. sagt, diese Backofenanlage sei durch die Raumnot bedingt gewesen, und er nimmt die Reihenfolge: „Haus“, Stube, Backofen als Entwicklungsskala an. Nun aber findet sich im benachbarten Bauernhause dieselbe Backofenanlage, nur dass der Backofen ganz in die Stube hineinragt, also nicht unter der Erde liegt. Auch hier erhebt sich über ihm der Kachelofen. Diese Art ist sicher nicht vom Stadthause entlehnt, wie L. auf S. 28 annimmt. Vielmehr muss man entwicklungsgeschichtlich offenbar die Reihenfolge: „Haus“, Backofen, Stube annehmen. In diesem Falle wäre die Stube an das „Haus“ angewachsen. Die ganze Frage scheint mir für die Geschichte von Stube und Ofen sehr wichtig zu sein. Hoffentlich nehmen sich die böhmischen Forscher weiterhin recht eingehend dieser Frage an. — Unter der Stube des Stadthauses liegen Keller und „Baderei“, die ihrem Zweck entsprechend immer in Stein ausgeführte Badestube, die heute nicht mehr als solche gebraucht wird. Lippert meint, dass sie die erwähnte Überhöhung des Stubenbodens veranlasst habe. In dem Hausflur ist „einem grossen Koffer nicht unähnlich, das steingefügte „Gewölbe“ in das Holzhaus gleichsam eingeschoben“ (S. 17). — Beim neu hinzutretenden Obergeschoss entspricht dem unteren „Haus“ oben der „Saal“. Letzterer liegt wieder ein Stück tiefer als der Boden der „Oberstube“, die dann selbst wieder stufenförmig in den Dachraum emporragt. Der Saal schrumpft durch Einbau von Stube und Stübchen nach vornheraus zum Obergeschossflur in unserem Sinne zusammen. — Eine genauere Untersuchung hätte ich den ‚Lauben‘ gewünscht, die L. auf S. 29—31 behandelt, und die den Häusern der Stadt vorgebaut waren. Jetzt sind sie verschwunden und ihr Raum in den Bezirk des Hauses einbezogen, wodurch das Haus auf Kosten der Gasse an Raum gewonnen hat (S. 38). Übrigens bietet das Buch noch manche interessante Einzelheiten: über Blockbau, in dem die Häuser aufgeführt sind, über „Wockenstock“ und „Stubenstock“ (S. 30). Die Tür war quergeteilt, die Fenster fast quadratisch mit Schiebvorrichtung (S. 17). Die Bedachung bestand noch 1826 in der ganzen Stadt aus Schindeln (S. 22). — Interessant ist die von L. bezeugte Erweiterung des zweizelligen Hauses (Küche und

Stube) zum dreizelligen. Dieselbe ist aber nicht durch Zellenteilung, sondern durch seitlichen Anbau unter Herabziehung der betreffenden Dachseite erfolgt, wie das die auf S. 20 gegebene Abbildung gut erkennen lässt. Grundrisse und Aufrisse sind in schematischen Aufnahmen hinreichend zur Darstellung gebracht. Auch die Erwähnung der Brothänge im Innern des „Gewölbes“ (S. 25) sowie der weihnachtlichen grossen Krippendarstellung (S. 29) führe ich an. Das wichtigste an dem Buche ist, dass es viel zu erzählen weiss. Das Verarbeiten der Einzelheiten bleibt uns in den meisten Fällen freilich noch selbst überlassen. Um so schmerzlicher vermissen wir ein alphabetisches Register der Hausteile und ihrer lokalen Benennungen. Es ist dringend zu verlangen, dass in Zukunft keine derartige Monographie es unterlässt, ein Register darzubieten.

Lokal in nächstem Zusammenhange mit Lipperts Arbeit steht Eduard Langer, Bauten im Adlergebirge¹⁾, eine Reihe kleiner Aufsätze, die ich schon im Vorjahre hätte erwähnen sollen. Steht heute das Haus in Braunau schon mit der Traufseite nach der Strasse, so hat dasjenige in Rokitnitz noch die alte Giebelfront. Langer bildet S. 3 eine Anzahl Laubenhäuser aus Rokitnitz ab. Er beschreibt sie und erklärt die Lauben „ihrem Ursprung und ihrer Entwicklung nach für eine Erscheinung der Städte“. Der Laubenboden ist eine festgestampfte Lehmtene, und er wird als solche auch zum Dreschen benutzt. Im Dachraum darüber lagert das Getreide. Alle diese Häuser haben nur ein Erdgeschoss. — Die von Langer S. 265 ff. mit Ansicht und Grundriss dargestellte „Herrnfelder Erbrichterei“ ist ein grosser vierseitig umbauter Hof mit vorderer Einfahrt und hinterer Ausfahrt. Das Wohnhaus ist ein Blockbau, dessen Wände mit Ausnahme der Balkenköpfe innen und aussen verputzt sind. „Die Stirnwand und ein Teil der Hofwand sind auf Steingemäuer aufgesetzt (Naspe)“. Das Wohnhaus zeigt durchlaufenden Hausflur, links davon liegen die Ställe, rechts davon die Wohnräume, darüber der Boden („die Bühne“). Aus Flur und Stuben ist die ringsummauerte steinerne Küche ausgespart, dahinter liegt die „schwarze Küche“, die „ehemals sicher auch als Rauchkammer im Gebrauch war“ und heute ein Stübchen ist.

‘Das Bauernhaus im Böhmerwalde’ bespricht Marie Bayerle-Schwejda.²⁾ Ich hebe daraus hervor, dass der gepflasterte Gang vor dem Hause „die Greed“ und der Flur ‘Vorhaus’ heisst. Sonst gibt die Verfasserin besonders Angaben über Stubenausstattung und alte Möbelbemalung.

Mit dem Hause des Kuhländchens befasst sich A. Hausotter, Beiträge zur Volkskunde des Kuhländchens. I. Die Aufsammlungen des Museums für österreichische Volkskunde aus dem Kuhländchen. 2. Teil.³⁾ Das Haus des Kuhländchens gehört dem oberdeutschen Typus an, es ist ein Blockhaus mit Strohdach. Was Hausotter darüber angibt, berührt sich vielfach mit den erwähnten Berichten Lipperts. Auch hier liegt der Backofen innerhalb der Stube, und dabei so tief, dass vor seiner Heizöffnung „ein Raum im Flurboden ausgespart werden musste, um das Einschieben der Holzscheiter bequem vornehmen zu können“. H. stellt sich danach die Entwicklung von Stube und Ofen in wohl annehmbarer Weise so vor, dass vom Herd zunächst der Backofen abgetrennt, darum ein neuer Raum, die Stube, gebaut und endlich über dem Backofen der [Kachel-]Ofen errichtet worden sei.⁴⁾ Weiterhin finden sich mancherlei Angaben über Wirtschafts-

1) Deutsche Volkskunde aus dem östlichen Böhmen 2 (1902), 1—6. 89—92. 193—197. 265—269.

2) Zeitschr. f. österr. Volksk. 9, 171 f.

3) Zeitschr. f. österr. Volksk. 9, 131—136.

4) Nebenbei bemerke ich, dass die Kachel kein Hohlziegel ist.

gebäude und bäuerliches Gerät. Heute sind die Holzbauten fast überall den Ziegelbauten, die Strohdächer der Schindel- und schliesslich der Ziegel- und Schieferbedachung gewichen, wie auch die Tracht bis auf wenige Reste verschwunden ist. Hausotter gibt auf drei Tafeln 26 Abbildungen: Möbeln mit Rokokoformen und -bemalung, ein hölzernes Schloss, einen Kiehnspanhalter mit Zahnschnitt zum Verstellen, eine Mausfalle, Feuerhund, Tabakschneider, Spinnrad, Glasmangel (= Bügelglas), dazu eine grössere Reihe irdener Gefässe. — Als Ergänzung zu Hausotters Mitteilungen ist einzusehen: Stefan Weigl, Das alte Kuhländer Bauernhaus und seine Veränderungen bis in neuester Zeit¹⁾, der aber nicht mehr als eine tatsächliche Beschreibung gibt.

Begeben wir uns auf sächsischen Boden, so begegnen wir einer trefflichen Schrift, die für uns deshalb besonders in Betracht kommt, weil sie der Entwicklung des städtischen aus dem volkstümlichen Wohnbau mit Sorgfalt nachgeht: Walther Dietrich, Beiträge zur Entwicklung des bürgerlichen Wohnhauses in Sachsen im 17. und 18. Jahrhundert.²⁾ Dietrich behandelt in einem ersten Kapitel die bau- und feuerpolizeilichen Vorschriften mit besonderer Berücksichtigung der Städte Dresden, Leipzig, Chemnitz und Freiberg, und ich mache auf diesen Abschnitt besonders deshalb nachdrücklich aufmerksam, weil er zeigt, dass zur Geschichte der volkstümlichen Bauweise nicht nur das Bauernhaus, sondern vielfach mit gleichem Erfolg auch die alten Stadthäuser und die städtischen Bauordnungen herangezogen werden müssen. Diese Ordnungen lassen die allmähliche Trennung des bürgerlichen Wohnbaues von der volkstümlichen Bauweise in Material, Grundriss und Einzelausführung deutlich erkennen. Noch 1474 bestand in Dresden viel Fachwerkbau und viel Schindelbedachung, wie aus einer gleichzeitigen Feuerordnung hervorgeht. Erst diejenige von 1491 bestimmt, dass die Eckhäuser ganz von Stein, die Häuser in der Strasse aber wenigstens ein Geschoss hoch von Stein erbaut und mit Ziegeln gedeckt sein sollten. Aber nach dem Statut von 1684, also zwei Jahrhunderte später, waren in Dresden doch immer noch hölzerne Gebäude mit Schindeldächern gebaut, und der Kampf gegen die Holzhäuser zieht sich durch die Ordnungen von 1707, 1708, 1710 und 1720, während im Gegensatz dazu noch 1716 die massive Bauweise für die Vorstädte aus fortifikatorischen Rücksichten direkt verboten war. Ähnlich ging es in Leipzig und Chemnitz, wo die Feuerordnungen bis ins Ende des 17. Jahrhunderts hinein immer wieder massive Brandmauern, Ofenwände und Schornsteine sowie Ziegeldächer vorschreiben mussten. Aber noch das ganze 17. Jahrhundert hindurch war in den Landstädten, namentlich in den waldreichen Gebirgsgegenden, der Holz- und Fachwerkbau sehr verbreitet, und selbst 1739 blieb in Chemnitz dem fürsorglichen Magistrat nichts über, als die Herstellung von Schindeldächern oder mit Brettern verschlagenen Giebeln bei Gefängnisstrafe zu verbieten und abermals einzuschärfen, dass alle alten hölzernen Essen mit Lehm ausgeschlagen würden. Ebenso war auch in Leipzig 1734 der Kampf gegen die bretternen Giebel und die Schindeldächer noch nicht beendet. — Die Firstrichtung war noch bei den Neubauten, die in Dresden nach dem grossen Brande von 1491 entstanden, quer zur Strasse. Von den damit verbundenen hohen Giebeln nach der Strasse scheint Dietrich (S. 15) anzunehmen, dass sie als eine Art Ersatz für die schmalen Frontentwicklungen anzusehen seien. Tatsächlich entsprachen sie wohl nur der volkstümlichen Bauweise, die — wenigstens bei den hier in Betracht kommenden

1) Zeitschr. f. österr. Volksk. 9, 114—124.

2) Leipzig, Gilbers 1904. 83 S. 4°. Mit 142 zum Teil farbigen Abbildungen.

„fränkischen“ Bauernhäusern — überall den Giebel nach der Strasse richtete. Erst seit Mitte des 16. Jahrhunderts hat sich die Schwenkung des Dachfirstes parallel zur Strasse vollzogen. Immerhin verbieten in Dresden noch die Ordnungen von 1660 und 1711, dass die Traufen nicht mehr nach der nachbarlichen Grenze geführt werden, und dass in die Nachbarwände und -dächer keine Fenster gesetzt werden sollten (vgl. die Rückwirkung auf den Grundriss!); aber selbst kleine Städte wie Freiburg i. S. befahlen schon im 17. Jahrhundert, dass das Dach mit dem First parallel zur Strasse gestellt werden solle, ein Gebot, dessen Befolgung nach Dietrichs Meinung wohl durch die Rücksicht auf die Unannehmlichkeiten der Traufe und des Schneeauswerfens gefördert worden ist (S. 9). — Die Entwicklung der Fassade schliesst sich an den historischen Wandel der Kunstformen an. Sie gehört der Geschichte der Architektur und kommt für uns weniger in Betracht. Merkwürdigerweise behandelt Dietrich erst nach ihr die Entwicklung des Grundrisses, aber er tut recht daran, wenn er diese unmittelbar an den Grundriss des in Sachsen sich findenden — teils „slawischen“, teils fränkischen — Bauernhauses anknüpft. Auch das Stadthaus zeigt, wie jene, eine Dreiteilung des Grundrisses: in der Mitte den Flur und beiderseits je zwei Räume, „die je nach dem Stande des Besitzers als Kontor, Werkstatt, Laden oder Niederlagen, seltener als Wohnung benutzt wurden“ (S. 62). Die Wohnung lag meist in den Obergeschossen, von denen in Dresden schon 1521 bei den meisten Häusern zwei und sogar noch mehr bezeugt sind, während der Markt von Leipzig schon im 15. Jahrhundert vierstöckige Häuser aufzuweisen hatte. Die Erdgeschossräume wurden in den meisten Fällen überwölbt, woher sie noch heute als „Gewölbe“ bezeichnet werden. Die Dresdener Bauordnung von 1720 schreibt sogar direkt vor, dass das Erdgeschoss, „wenn auch nicht ganz, so doch im Eingange und um den Flur herum überwölbt werden sollte“. — Nun konnte die beschriebene Grundrissteilung bei der häufigen Verkürzung der Baufront oft nur zum Teil durchgeführt werden, so dass auf der einen Seite des Flurs die „Gewölbe“ wegfielen. Dafür entstand dann ein Hinterhaus mit einer Holzgalerie an den Hofseiten. So ist es schon um 1500 belegt. Bis etwa zur Mitte des 17. Jahrhunderts bleibt der Grundriss das Beherrschende. Die Fassade muss seinen Anordnungen folgen. Dann aber beginnt der „symmetrische, Achsen betonende Aufbau der Fassade, die nun in erster Linie zeichnerisch festgelegt wird“, seinen bestimmenden Einfluss zu üben. Die dadurch bedingte weitere Entwicklung des Grundrisses wird von Dietrich in klarer und interessanter Weise dargestellt, aber sie gehört mehr in das Gebiet der Architekturgeschichte und Altertumswissenschaft, als in das der Volkskunde. Wir können deshalb hier nicht näher darauf eingehen. Dietrichs Buch, übersichtlich geordnet und sicher geschrieben und mit grossen, deutlichen und instruktiven Abbildungen ausgestattet, verdient die beste Empfehlung.

‘Das deutsche Dorf mit besonderer Berücksichtigung der märkisch-lausitzischen Verhältnisse’ hat der durch seinen Sammeleifer bekannte Robert Mielke kurz dargestellt.¹⁾ Er macht darauf aufmerksam, dass das Dorf als künstlerische Einheit im Gegensatz zum Bauernhause bislang wenig Beachtung gefunden habe. Er betont zunächst die Wichtigkeit des Hofes, und er findet die Vorzüge deutscher Hof- und Wirtschaftsfreiheit darin, „dass sie für eine künstlerische Ausgestaltung von Haus, Hof, Wohnung und selbst der Arbeitswerkzeuge sehr günstig waren, dass sich weiterhin diese Kunstfreudigkeit in Sitten und Sagen, in poesievollen

1) Vortrag auf der 19. Hauptversammlung der Niederlausitzer Gesellschaft. Niederlausitzer Mitteilungen 8, 1—17.

Gebräuchen wie in den unmittelbar dichterischen, lebensvollen Dialekten äussert und zu den schönen Arbeiten des Gemeinsinnes, zu der Kirche, dem Friedhof, zu denkmalsgeschmückten Wegen und Brücken sich hat entwickeln können“. Wie weit die Kritik im einzelnen anerkennen wird, dass das alles lediglich auf die deutsche Hof- und Wirtschaftsfreiheit zurückzuführen sei, lasse ich dahingestellt. Ich bemerke aber, dass ich persönlich kein Freund davon bin, derartige Dinge, die so verschiedenen Gebieten menschlicher Lebensäusserung angehören, immer gleich auf eine Formel zu bringen. — Mielke bespricht die verschiedenen Dorfarten, diejenige bei Einzelhöfen, bei der das Dorf als eine Gruppe vereinzelter Hofstellen erscheint, und andererseits die geschlossene Hofform. Er geht sodann auf die besonderen Verhältnisse des ostelbischen Koloniallandes über, wohin zumeist die niederdeutsche Hausform verpflanzt ist. Das typische brandenburgische Dorf — besonders auch der Nieder- und Oberlausitz — gruppiert sich um einen runden, eher länglichen als kreisrunden Anger, von dem die Flurgrenzen und -wege fächerartig nach allen Seiten hin ausstrahlen. Mielke geht auf seine Einzelheiten, den Dorfteich, die Bauernhäuser mit ihren Vorgärten, die Dungstätte, die Kirche und das Gutshaus noch etwas näher ein. Einzeln hervorheben möchte ich nur einen Satz auf S. 7: „Nach Beobachtungen aus neuerer Zeit ist auch der Schluss gerechtfertigt, dass die oberdeutschen Hausformen mehr oder minder mit dem niederdeutschen Einbau zusammenhängen.“ Schon hier ergreife ich die Gelegenheit, diese ganze Behauptung entschieden zu bestreiten. Mielke stützt sich dabei auf eigene Untersuchungen, auf die wir später noch zu sprechen kommen.

Zunächst bleiben wir noch kurz auf dem Gebiete des mitteldeutschen Hauses, welches dem 'oberdeutschen' Haustypus angehört. Ich nenne zuerst F. Loose, *Aus Grossmühlings Vergangenheit*.¹⁾ In diesem Buche, in dem der Verfasser einige ausgewählte Kapitel zur Geschichte und Volkskunde seines Pfarrortes Grossmühlings behandelt, welches zu den als „Börde“ bezeichneten elf Ortschaften des Nordthüringgaues gehört, sind auch „Haus und Hof“ mit einem Abschnitt bedacht (S. 29 ff.). Der Flur führt auch dort noch die Bezeichnung „Haus“. Auf die massiven Umfassungswände des Erdgeschosses wurde verstaktes und mit Lehm verklebtes (gewällertes) Fachwerk aufgesetzt (S. 29—30). Die Walmen findet man an den dortigen alten Gebäuden thüringischer Bauart äusserst selten. „Dagegen waren Giebelaufsätze sehr gebräuchlich: Hasenöhrchen V, Wetterfahne, Giebelblume, Kugel, Dreieck, Viereck.“ — Looses, mit mehreren Abbildungen versehenes, Büchlein liest sich sehr angenehm und gibt manche schätzenswerte Einzelheit. Mit Recht stützt es sich vielfach auf den *Sachsenspiegel*, der hier als lokale Quelle wesentlich in Betracht kommt. Eine kurze Erwähnung des Pferdehirten (S. 9 Anm. 3), des in Bornum bei Zerbst sogenannten „Wäkers“, berühre ich deshalb, weil die Geschichte desselben, über die, besonders in Anlehnung an die bekannte Heliandstelle, manches Unzutreffende geschrieben ist, noch einer genaueren Untersuchung bedarf. Auf den Abschnitt über die Grossmühlinger Tracht komme ich später noch zurück.

Begeben wir uns von Thüringen nach Hessen, so begegnen wir einem umfangreichen Werke: Karl Hessler, *Hessische Landes- und Volkskunde. Das ehemalige Kurhessen und das Hinterland am Ausgange des 19. Jahrhundert.* Bd. II: *Hessische Volkskunde*.²⁾ Die Anregung zu dieser Arbeit, deren zweiter Band

1) Ein Beitrag zur Volkskunde des ehemaligen Nordthüringgaus. Dessau, C. Dünnhaupt. 1903, 46 S. 8°.

2) Marburg, Elwert. 904. XVI, 662 S. Mit mehreren Karten und zahlreichen Abbildungen.

zuerst erscheint, ist vom Verein für Erdkunde in Kassel ausgegangen. Zu ihrer Ergänzung sollen später in zwangloser Reihe weitere Mitteilungen unter dem Titel: „Neue Beiträge über Sitten und Gebräuche in Hessen-Kassel“ veröffentlicht werden. Das vorliegende Werk soll ein populäres sein; es ist nach des Herausgebers Worten (S. VIII) „nicht etwa für den Gelehrten und Forscher, sondern vor allen Dingen für das Volk selbst geschrieben“. Damit ist aber die Kritik des Forschers doch nicht ausgeschaltet, und diese hat leider manches an dem Werke auszusetzen. Das Buch ist von einer grösseren Reihe von Mitarbeitern, meist Lehrern, geschrieben. Aber die einzelnen Beiträge gebärden sich wie ganz selbständige Schriften, fast keine nimmt Rücksicht auf die andere, und da die Aufteilung des ganzen Stoffes nicht nach systematischen, sondern nach lokalen Rücksichten erfolgt ist, so finden sich fortgesetzte Wiederholungen, und andererseits ist es doch fast unmöglich gemacht, das Zusammengehörige auch zusammenzufinden, zumal ein Register fehlt. Dazu reichen die Kenntnisse der meisten Mitarbeiter zu einer genügenden Behandlung des Stoffes nicht aus. Die meisten Abteilungen sind ohne hinreichende Bekanntschaft mit den historischen Formen geschrieben, die doch die Grundlage der heutigen Erscheinungen bilden. Die nötigen germanistischen Vorkenntnisse muss man fast überall vermissen. Geradezu krankhaft erscheint das Bestreben der Mitarbeiter, alles, was sie nicht erklären können, auf das Heidentum zurückzuführen. Wenn daher der Herausgeber im Vorwort selbstbewusst behauptet, in diesem Werke habe sich die hessische Lehrerschaft „selbst ein Denkmal gesetzt, das sie ehren wird für alle Zeiten“, so bedaure ich, in dieses Lob nicht miteinstimmen zu können. — Sehen wir nun aber von alledem ab, so ist anzuerkennen, dass in dem Buche für die Volkskunde viel schätzenswertes Material dargeboten wird. Die mitten im Volksleben stehenden Mitarbeiter haben wirklich sehr viel interessante Einzelheiten mitzuteilen, und deshalb werden auch die wissenschaftlichen Arbeiter am Werke der Volkskunde recht oft mit Nutzen auf das Buch zurückgreifen müssen. Auch für den Hausbau finden sich manche Angaben. Die Gebräuche bei der Errichtung des Hauses, Haussprüche etc. werden als besondere Abschnitte in den einzelnen Kapiteln besprochen. Bezüglich des Wohnbaues befinden wir uns in Hessen auf dem Grenzgebiete zwischen oberdeutschem und niederdeutschem Haustypus. Die wesentlichen Unterschiede zwischen beiden hätten daher von dem Verfasser des Kapitels über das sächsische Niederhessen klar hervorgehoben werden müssen; statt dessen beschränken sich die Mitteilungen bezüglich des Wohnbaues lediglich auf einige, allerdings brauchbare Angaben über das 'sächsische' Haus. Im Absatz 'Das fränkische Niederhessen' schildert Hessler den 'fränkischen' Wohnbau und beschreibt nacheinander ein Arbeiterhäuschen, dann das Haus des Kleinbauern, des Grossbauern und des Herrenhofes. Dabei wird aber der Grundriss trotz längerer Auseinandersetzung nicht hinreichend klar, auch ist das Typische nicht genügend hervorgehoben. Den besten Eindruck haben auf mich die einschlägigen Mitteilungen über das Bauernhaus der Schwalm gemacht. Der Verfasser glaubt dort, nach Bautechnik, Art der Stockwerke etc., drei verschiedene Stadien unterscheiden zu können; es bleibt jedoch zu untersuchen, wie sich die Grundrisstypen zu dieser Einteilung stellen. Die charakteristischen Fachwerkverzierungen der Schwalm werden besprochen. Wir erhalten auch einen Überblick über die innere Ausstattung der Stube. Die Abteilung „Schwalm“ ist insofern gut. Sie nennt auch die Hausteile bei Namen und beschreibt das Gerät. Schade, dass die Abbildungen hier nicht ausreichen, da sie zu sehr auf das Malerische statt auf die Einzelheiten gehen. — Aus alledem geht hervor, dass bezüglich des volkstümlichen Wohnbaues noch manches für die

demnächst erscheinende 'Hessische Landeskunde' zu tun übrig bleibt, dass andererseits doch infolge der tatsächlichen Mitteilungen und beigebrachten Einzelheiten niemand, der den hessischen Wohnbau studieren will, auf das Studium des vorliegenden Werkes vorläufig wird verzichten können. Auf die Behandlung der Tracht werde ich weiterhin zurückkommen.

Frankfurt a. M.

Otto Lauffer.

(Fortsetzung folgt.)

Otto Schrader, Die Schwiegermutter und der Hagestolz, eine Studie aus der Geschichte unserer Familie. Braunschweig, George Westermann, 1904. IV, 119 S. 8°.

Im April und Mai hatte Otto Schrader in Westermanns Monatsheften zwei Aufsätze über die Schwiegermutter und den Hagestolz veröffentlicht; diese erscheinen jetzt, durch Anmerkungen und Belege erweitert, in Buchform. Schrader beschränkt sich auf Darlegungen aus den Sitten und Gebräuchen der Völker, die indogermanische Sprachen reden, er sucht die Stellung der Schwiegermutter und des Hagestolzes in der Zeit der Urgemeinschaft dieser Völker zu erschliessen und gibt damit ein auch weiteren Kreisen verständliches Beispiel für die Methode, auf die sich die Resultate seines grossen Reallexikons der indogermanischen Altertumskunde stützen und der wir so überraschende Aufschlüsse über die Kultur unserer Vorfäter verdanken. Die Ergebnisse zeigen zwar einerseits, wie fremd die alte Zeit unserem Denken schon geworden ist, wie fest aber andererseits manche Sitten der Urzeit noch jetzt in Volksanschauung und Volksgebräuchen wurzeln.

Die böse Schwiegermutter, das müssen wir dem Verfasser glauben, gab es schon bei den Indogermanen, aber sie war nicht, wie jetzt, der Schrecken des jungen Ehemannes, sondern der jungen Frau, die der Gatte in das Haus seines Vaters heimgeführt hatte. Für die Mutter der Frau besass die alte Sprache keine besondere Bezeichnung; erst in historischer Zeit beginnt bei den Westindogermanen die Übertragung des Wortes für Mannesmutter auf die Mutter der Gattin, die Ostindogermanen scheiden die Bezeichnungen noch heute. Die Weibesmutter, wo sie überhaupt eine Rolle spielt, tritt in alter Zeit stets als besonders besorgt um den Schwiegersohn auf. Die Verhältnisse haben sich daher gänzlich verschoben; die sozialen Veränderungen, welche diese Verschiebung hervorgebracht haben, sucht Schrader zu skizzieren. Eine ähnliche Verschiebung der Sitten zeigt er im Zusammenhang mit der Untersuchung über den Hagestolz, der, wie er nachweist, in der indogermanischen Urzeit nicht existierte oder doch eine verachtete, bemitleidete Rolle spielte. Wenn aber auch bei diesem Gegenstand auf die treibenden Ursachen der allmählichen Wandlung hingewiesen wird, die der Verfasser vor allem in dem Luxus der Städte, in der Schwierigkeit, für die Frau und die Familie auskömmlich zu sorgen, sodann in missverstandenen Lehren der Apostel und in dem Zölibat der Geistlichen sieht, so bleiben doch wohl noch zwei wichtige Punkte dabei hinzuzufügen, auf die die Etymologie des deutschen Wortes führt, mag man nun die des Grimmschen Lexikons oder die von Müllenhoff, Zs. f. d. Altert. 12, 297f. gegebene für richtig halten: das Erbrecht und das Lehnsrecht. Es ist dem Verf. nicht zu verdenken, wenn er auf diese Fragen nicht näher hat eingehen wollen, betreffen sie doch nur spezifisch germanische Einrichtungen; hier aber reichen sie so weit zurück und schneiden so tief ein, dass sie zur Erklärung der augenblicklich geltenden Anschauungen, die ja Schrader auch deuten will, nicht entbehrt werden

können. Launige Einschaltungen und Ausblicke würzen die Darstellung; manchem Leser und vielen Leserinnen mag die geschilderte alte Zeit trotz der bösen Schwiegermutter natürlicher, gesünder, lockender erscheinen als unsere vielgerühmte Kultur.

Schöneberg bei Berlin.

Felix Hartmann.

N. Γ. Πολίτου· Μελέται περὶ τοῦ βίου καὶ τῆς γλώσσης τοῦ Ἑλληνικοῦ λαοῦ. Παραδόσεις. Μέρος Α' καὶ Β'. 1348 S. (= Βιβλιοθήκη Μαρασλῆ Ἀρ. 255—258. 259—262). Ἀθήναι, Karl Beck, 1904. Preis des ganzen Werkes (einschliesslich des noch erscheinenden dritten Bandes) 20 Fr.

Eine unfreiwillige Pause, die in der Veröffentlichung seiner Sprichwörter-sammlung eintreten musste, hat der nie rastende Forscher dazu benutzt, den von ihm gehobenen reichen Sagenschatz seines Volkes der gelehrten Welt zugänglich zu machen und damit einen neuen Saal in dem von ihm unternommenen Museumsbau der neugriechischen Volkskunde zu eröffnen. In wenig mehr als anderthalb Jahren hat er die Arbeit bewältigt, zum grössten Teil wenigstens: zwei stattliche Bände der *Βιβλιοθήκη Μαρασλῆ* liegen uns vor im Umfange von 1348 Seiten; davon enthält der erste die Texte, 1013 an der Zahl (worunter allerdings auch die Varianten als eigene Nummern figurieren), der zweite die Anmerkungen zu den ersten 644 Nummern. Ein dritter Band, der Anfang nächsten Jahres erscheinen soll, wird den Rest der Anmerkungen bringen.

P. hat den Stoff nach sachlichen Gesichtspunkten in 38 Abteilungen gruppiert, die wir, da ein Register noch fehlt, gleich hier aufführen. Die ersten elf Abteilungen enthalten die historischen Sagen, und zwar: 1. Alte Geschichten: No. 1 bis 27. 2. Konstantinopel und die Nagia Sophia: No. 28—43. 3. Städte und Örtlichkeiten: No. 44—58. 4. Versunkene Länder und Städte: No. 59—67. 5. Kaiser, Könige und Königssöhne: No. 68—88. 6. Hellenen, Helden und Riesen: No. 89 bis 134. 7. Antike Gebäude und Marmorblöcke: No. 135—169. 8. Alte Götter und Helden: No. 170—178. 9. Christus und sein Leiden: No. 179—191. 10. Heilige: No. 192—209. 11. Kirchen: No. 210—216. Die folgenden fünf Abschnitte umfassen die auf die Natur bezüglichen Stücke, und zwar: 12. Himmel, Gestirne und Erde: No. 217—258. 13. Das Wetter: No. 259—274. 14. Versteinerungen: No. 275 bis 316. 15. Pflanzen: No. 317—327. 16. Tiere: No. 328—367. Hierher möchte ich auch den letzten Abschnitt stellen, der die sogen. ätiologischen Sagen enthält, die die Erklärung von augenfälligen Erscheinungen bei Pflanzen, Tieren und Menschen behandeln: No. 990—1013 (übrigens finden sich ätiologische Sagen auch in den übrigen Abschnitten in grösserer Zahl zerstreut; man vgl. No. 179, 183, 191, 218, 221, 223, 226—28, 232—36, 241, 243, 246, 259, 260 usw.). Alles übrige, was nun folgt und allein zwei Drittel des Bandes einnimmt, enthält die Sagen über Phantasiegestalten des Volksglaubens, nämlich: 17. Ungeheuer: No. 368—373. 18. Drachen und Schlangen: No. 374—403. 19. Schätze und Mohren: No. 404—446. 20. Geister und Geisterorte: No. 447—549. 21. Geister und Geisterorte des Meeres: No. 550—559. 22. Hirtendämonen: No. 560—589. 23. Kallikantzaren: No. 590—644. 24. *Ἀναοκελάδες*: No. 645—650. 25. *Neraiden*: No. 651—804. 26. Lamien: No. 805—821. 27. Hexen: No. 822—832. 28. Tage: No. 833—835. 29. Zauberer und Zauberinnen: No. 836—839. 30. Teufel: No. 840—886. 31. Gespenster: No. 887—897. 32. Alpgeister: No. 898—900. 33. Krankheiten: No. 901 bis 915. 34. Mören: No. 916—922. 35. Tote und Seelen: No. 923—932. 36. Vam-

pyre: No. 933—977. 37. Tod und Unterwelt: No. 978—989. Die letzte Gruppe (38) wurde bereits vorweggenommen.

Der grösste Teil des vorliegenden Materials beruht auf bereits edierten Quellen — ein Verzeichnis derselben wäre wünschenswert gewesen —, und es ist sicher nicht zu befürchten, dass dem Herausgeber bei seiner imponierenden Kenntnis der einheimischen und der fremden Literatur etwas Wichtiges entgangen ist. Anders steht es mit der Frage, ob das sicherlich noch viel grössere unedierte Material, also das aus der Urquelle des Volksmundes fliessende, in systematischer Weise herangezogen worden ist. Referent hat nach den von ihm angestellten statistischen Stichproben den Eindruck, dass dies nicht in dem Masse geschehen ist wie bei den Sprichwörtern, für die der Herausgeber in allen Gegenden griechischer Zunge Gewährsmänner hatte. Was von den Sagen auf Mitteilungen solcher beruht, beträgt in einigen Partien den vierten, in anderen nur den achten Teil des Gesamtmaterials und scheint mehr gelegentlichen Mitteilungen als methodischen Nachforschungen seinen Ursprung zu verdanken. So erklärt sich wohl auch der ungleichmässige Umfang der drei von uns angenommenen Hauptgruppen; denn sollte es wirklich in den tatsächlichen Verhältnissen seinen Grund haben, dass der weit überwiegende Teil der Sagen, nämlich 861 Nummern, an historische und mythologische Erscheinungen anknüpft und nur ein verhältnismässig geringer, nämlich 174 Nummern, an solche aus der Naturwelt? — Bei der bekannten liebevollen Naturbeobachtung, die alle Balkanvölker auszeichnet, ist es doch wohl nicht anzunehmen, dass die Natursagen bei den Griechen eine geringere Rolle spielen sollten, als z. B. bei den Slawen und Rumänen. Wenn daher bei P. die auf Pflanzen und Tiere bezüglichen Sagen nur 30 Seiten (von über 600) einnehmen, so kann ich mir das nur so erklären, dass die Sammler weniger auf diese unscheinbare Art von Sagen aus waren, als auf die offener zutage liegenden historischen und mythologischen.¹⁾ Wer also nach jener Seite P.s Sammlung ausbeuten will, wird dabei die Tatsache einer gewissen Unvollständigkeit im Auge behalten müssen. Ferner ist zu bedenken, dass ein grosser Teil der Sagen sich auf lokale Verhältnisse bestimmter Gegenden bezieht, für die vergleichende Betrachtung also nicht ohne weiteres nutzbar zu machen ist; hierher gehören die meisten der historischen Sagen. Dagegen liefern die übrigen Abschnitte dem Sagenforscher eine Fülle von Stoff für seine Studien, wenn er nur immer imstande wäre, die — natürlich in der Volkssprache mitgeteilten — Stücke zu verstehen. Machte sich diese Schwierigkeit schon bei den Sprichwörtern geltend, so wird sie hier, wo es sich um grössere zusammenhängende Texte handelt, geradezu verhängnisvoll; denn dem, welcher nicht gründlich Neugriechisch versteht, sind sie völlig verschlossen, d. h. wirklichen Nutzen hat von ihnen nur der Neogräzist, während das Werk doch nicht in erster Linie für diesen, sondern für den Sagenforscher bestimmt ist. Es wäre im Interesse dieser dringend notwendig gewesen, den Texten eine französische Übersetzung oder wenigstens Inhaltsangabe beizufügen. Wie das Werk jetzt vorliegt, befindet es sich in einem eigentümlichen Zwiespalt zwischen nationaler Abschliessung und internationaler Bedeutung; fast könnte man sagen: der erste Band gehört nur der griechischen Nation, der zweite (und dritte) nur der internationalen Forschung. Um so kräftiger muss die Aufmerksamkeit auf diesen zweiten Band gelenkt werden, zumal er wenigstens in einer Sprache geschrieben ist, die zwar nicht zu billigen, aber dem des Altgriechischen Kundigen doch einigermassen verständlich ist.

1) Man müsste, um darüber ein sicheres Urteil zu gewinnen, die Sagensammlungen anderer Völker auf dieses Verhältnis hin untersuchen.

Dieser zweite Band enthält also die Anmerkungen zu den ersten 644 Nummern. „Anmerkungen“ ist freilich eine etwas zu bescheidene Bezeichnung für eine solche Fundgrube nicht etwa von Literaturangaben und Parallelen, sondern ganzen Studien zur vergleichenden Sagenkunde. Wir müssen uns hier darauf beschränken, auf die wichtigsten und umfangreichsten hinzuweisen und wählen dazu sieben Studien im Umfang von etwa 160 Seiten, von denen es wohl zu wünschen wäre, dass sie durch eine Übersetzung allgemeiner zugänglich gemacht würden. So lange das nicht der Fall ist, sei ihr Inhalt oder dessen Ergebnis hier kurz angedeutet.

Die erste Studie, eine „Anmerkung“ zu No. 33, der Sage vom versteinerten König, legt die Elemente dar, aus denen sie entstanden ist; diese sind: 1. die Unglaublichkeit des Todes berühmter Männer; 2. der griechische Aberglaube von der Entrückung von Heroen in eine andere Welt; 3. der Aberglaube an helfende Heroen; 4. die jüdisch-christlichen Vorstellungen vom Tode und von der Wiederkehr biblischer Personen (Henoch, Moses, Elias, Esra, Johannes, Maria) und die in den Visionen des Daniel ausgebildete Vorstellung vom armen König und seiner errettenden Wiederkehr. Das Motiv der Versteinering des Königs scheint ein spezifisch griechischer Zug zu sein (Bd. 2, S. 658—674).

Die zweite Untersuchung betrifft die Sage (No. 88) von den zahlreichen, über alle griechischen Gegenden verbreiteten und als „Schloss der Schönen“ bezeichneten Bauwerken, deren P. gegen dreissig verzeichnet. Die Hauptuntersuchung dreht sich hier um die Widerlegung der von Buchon und Sathas über ihren Ursprung aufgestellten Theorien und um die Feststellung der allgemeinen Tatsache, dass die Sage aus mythischen und historischen Elementen der altgriechischen sowie der neugriechischen Volkspoesie entstanden sei (S. 716—727).

Die dritte Abhandlung gilt der Sage von den sogen. ‘Altweibertagen’ (No. 298), d. h. den drei letzten kalten Tagen des März, die nicht nur bei den übrigen Balkanvölkern (Albanesen, Kutzovlachen, Rumänen, Serben) sowie bei Russen und Türken, sondern auch, was bisher weniger bekannt war, bei westeuropäischen Völkern nachgewiesen wird, bei Franzosen, Italienern, Spaniern und sogar bei den Schotten. In der Frage nach dem Ursprung der Sage wendet sich P. gegen die Theorie von Hasdeü, der sie mit der Niobesage in Verbindung bringt und versucht eine rein meteorologische Deutung und weist aus der Erhaltung der verschiedenen Sagen die Ursprünglichkeit der griechischen nach (S. 874—900).

Eine längere Betrachtung knüpft P. auch an die Sage von der Hausschlange (No. 450). Nach einer Übersicht über deren Vorkommen bei den Alten werden die Reste dieses Brauches bei den modernen Völkern besprochen (Balkanvölker, Südtaliener und Franzosen, Deutsche, Dänen usw.), dann die Vorstellung hergeleitet von der Veränderung der Seele nach dem Tode und dem daraus entspringenen Glauben ihrer Verkörperung als Schlange, wofür ebenfalls zahlreiche Belege beigebracht werden. Hierauf folgt eine Skizze der Anwendung der Schlange als Totensymbol in Kultus, Sagen und Kunst der Alten; dann werden die modernen Opferbräuche der Balkanvölker besprochen, endlich die Bedeutung der dem antiken Heros gebrachten Menschenopfer (S. 1073—1093).

Ein interessantes Beispiel für das Fortleben und Weiterwuchern antiker Vorstellungen sieht P. in No. 501, worin erzählt wird, wie die Kraft eines übermenschlichen Wesens sich auf Sterbliche überträgt. Im Zusammenhange damit wird eine makedonische Sage mitgeteilt als Zeugnis für den Aberglauben, dass der Genuss einer Speise, die göttliche Kräfte enthält, zum Helden macht. Diese Bedeutung legt P. auch vielen antiken Sagen unter, z. B. der von Glaukos: beiden liege der uralte Aberglaube zugrunde, dass die Eigenschaften, die jeder Körper hat,

bevor er sich in Nahrung umsetzt, auf den davon Essenden übergeht, Vorstellungen, die bei den Alten wie noch bei Naturvölkern zu finden sind (S. 1123—1135).

Die als Erklärung zu der Gorgonensage (No. 551) dienende ausführliche Darlegung hat im wesentlichen den Nachweis zum Inhalt, dass die modernen Gorgonen eine Verschmelzung der antiken Gorgonen und Sirenen mit der Skylla darstellen, wie P. an zahlreichen Proben der mittelalterlichen und modernen griechischen Volkskunst zeigt. Darauf folgt ein Exkurs über ähnliche Phantasiegebilde bei anderen Völkern (S. 1165—1192).

Zur umfassendsten Studie des Bandes hat der Name der Kallikantzaren und die über sie umgehenden Sagen Anlass gegeben (S. 1240—1281). Hierin verbreitet sich P. zuerst eingehend über den Namen dieser Geister der Zwölften, dann gibt er Nachweise über das Vorkommen dieser Wesen im Aberglauben auch der westeuropäischen Völker und endlich eine fesselnde Darstellung ihres Ursprungs, den er in dem Mummenschanz der byzantinischen Kalenderfeier erblickt, wofür er Parallelen in den skandinavischen Julbucks und der italienischen Befana beibringt.

Diese gerade herausgegriffenen und nur andeutungsweise wiedergegebenen Proben sollen nur einen ungefähren Begriff geben von dem Reichtum an verarbeitetem Material, das in diesem Bande steckt; denn fast jede Anmerkung gestaltete sich dem Verfasser zu einer kleinen Untersuchung, und man kann den Band ohne Übertreibung bezeichnen als eine Sammlung von selbständigen Studien zur vergl. Mythologie und Sagenkunde, auf Grund neugriechischer Sagen angestellt. Möge sie in den Kreisen der Volksforscher überall die gebührende Beachtung finden!

Berlin.

Karl Dieterich.

Valtýr Guðmundsson, Island am Beginn des 20. Jahrhunderts. Aus dem Dänischen von Richard Palleske. Kattowitz (O.-Schl.), Verlag von Gebrüder Böhm, 1904. XV, 233 S. 8°.

Jetzt ist es also fest beschlossen, dass Island binnen kurzer Zeit telegraphische Verbindung mit dem europäischen Festlande erhält. Vom allgemein menschlichen Standpunkte ist diese Aussicht natürlich mit Freude zu begrüßen; wir aber, die wir mit Eifer überall nach volkstümlichen Zügen suchen, sind so selbstüchtig, dabei auch ein leises Bedauern zu empfinden, indem wir wehmütig fragen: Wird nicht Island, je mehr es mit den übrigen Kulturländern in Berührung kommt, um so schneller die letzten Reste seiner uralten Eigenart einbüßen? Ohne Zweifel hat sich schon manches geändert. Der Verfasser schildert uns sein Heimatland auf der Stufe, die es heutzutage einnimmt, unterlässt es aber nicht, auch den früheren Stand der Dinge zu beleuchten, und da finden wir dies einigermaßen bestätigt. Immerhin jedoch lernen wir das isländische Volksleben als auch noch jetzt sehr urwüchsig und fesselnd kennen, während sich die Fortschritte mehr auf politischem Gebiet vollzogen haben. Ein ideales Streben, eine merkwürdig hohe geistige Kultur unter schwierigen, ja kümmerlichen wirtschaftlichen Verhältnissen haben ja die Isländer stets ausgezeichnet und ihnen eine so hohe Stelle in unserer Wertschätzung angewiesen, welche durch das Lesen dieses Buches womöglich noch gesteigert werden wird.

Eine kurzgefasste Schilderung der Natur Islands von Professor Thoroddsen eröffnet das Werk, und 108 Abbildungen sind in demselben verstreut. Zahlreiche Proben aus der isländischen Literatur sind ihm beigegeben, darunter drei Prosastücke, die als fesselnde Sittenbilder dienen. Der sehr gewissenhafte Übersetzer hat redlich das Seine getan, den Text zu erläutern und zu bereichern.

M. Lehmann - Filhés.

Valentin Kehrein, Die zwölf Monate des Jahres im Lichte der Kulturgeschichte. Paderborn, F. Schöningh 1904. 140 S. 8°. 1,50 Mk.

Obwohl ohne gelehrte Ansprüche und Quellennachweise auftretend, wird diese etwas bunte Zusammenstellung von griechischen, römischen und christlichen Festen und Bräuchen, katholischen Heiligentagen, landwirtschaftlichen Notizen und Bauernregeln sowie Arzneimitteln manchem unserer Leser willkommen sein. Eine stärkere Berücksichtigung der deutschen Volkskunde wäre allerdings zu wünschen, auch finden sich manche Versehen und gewagte Behauptungen. — S. 11 lies Strenia statt Tetrenna, S. 18 Feralien und Caristia (aus lat. carus), S. 103 Wales statt Galles. Die Ableitung des 'Bohnenliedes' S. 12 ist fraglich. Der S. 29 erwähnte Weisheitstrichter erscheint zuerst in der Schulkomödie *Almansor* von M. Hayneccius (1578). S. 35 fehlt die Anführung des 'in den April schicken', das schon 1631 auf einem Flugblatte erwähnt wird: „Eigentliche Contrafactur, Wie Kön. May. zu Schweden den alten Corporal Tyllen nach dem Aprill schicket.“ J. B.

Aus den

Sitzungs-Protokollen des Vereins für Volkskunde.

Freitag, den 21. Oktober 1904. Der erste Vorsitzende gedachte des herben Verlustes, der den Verein durch den Tod seines langjährigen Schatzmeisters, des Bankiers A. Meyer Cohn, am 11. August betroffen, und würdigte die mannigfachen Verdienste, die der Verstorbene sich um den Verein erworben hat. Über den gegenwärtigen Stand der Hausforschung in Deutschland und Österreich sprach Herr Robert Mielke. Er gab eine Übersicht der verschiedenen Methoden der Hausforschung und der gewonnenen Resultate. Bisher wurden die Typen des deutschen Bauernhauses gewöhnlich nach den verschiedenen deutschen Volksstämmen eingeteilt; Redner zeigte, dass alle diese Typen verhältnismässig jungen Datums sind. Als Urform des nordeuropäischen Hauses bezeichnete er das sogen. Dachhaus, eine im wesentlichen unterirdische Behausung, die nur durch ein Giebeldach überdeckt und geschützt wurde. Dem gegenüber steht für Südeuropa ein oberirdisches Wandhaus; als dritte Art kommt der osteuropäisch-slavische Typus hinzu. Redner erläuterte seine Ausführungen mit Hilfe zahlreicher Abbildungen. — Ferner berichtete Herr Prof. J. Bolte über die am 31. Juli im vlämischen Städtchen Veurne gehaltene Bussprozession und zeigte im Anschluss daran, welchen Einfluss im Mittelalter derartige dramatische Umzüge auf die Entstehung des geistlichen Dramas hatten. Zum Schatzmeister ward Herr Bankier Hugo Ascher gewählt.

Freitag, den 25. November 1904. Der erste Vorsitzende eröffnete die Sitzung mit einem warmen Nachrufe auf den verstorbenen Mitbegründer des Vereins, Geh. Sanitätsrat Dr. Max Bartels (oben S. 106). Herr Dr. Gerbing legte einige in Schnepfental für das Volkstrachtenmuseum gesammelte Gegenstände vor, darunter ein als Pferdeschmuck und zugleich als Amulet dienendes Dachsfell und die auf Jahrmärkten feilgehaltene Tonfigur des hl. Bruno von Querfurt auf seinem Esel. Darauf hielt Fräulein E. Lemke einen durch zahlreiche hübsche Projektionsbilder illustrierten Vortrag: 'Wanderfahrt am Frischen Haff'. Sie führte zuerst die interessanten älteren Bauten Elbigs vor, die teilweise den Einfluss der seit 1577 ein-

gewanderten englischen Kaufleute und der niederländischen Renaissance in den Voluten der Staffeln, ihren Obeliskens, Kriegerfiguren und Tieren zeigen, ging auf die Kirchengebäude sowie die noch immer bestehenden Bräuche der Adventsmütterchen (oben 12, 335), der Zitronen bei Begräbnissen und bei der 1767 erfolgten Einweihung eines Galgens u. a. ein und gab reichliche Proben der dortigen Mundart. Ausführlich wurden die schönen Wälder bei Vogelsang, Cadinen, Dörbeck vorgeführt, die den Fremden zu behaglicher Sommerfrische einladen; ebenso der Badeort Kahlberg auf der Frischen Nehrung, die Niederung mit ihren Vorlaubenhäusern, Tolckem, Lenzen mit dem Heidenwall, Panklau mit den 'heiligen Hallen', endlich Marienburg und die Dirschauer Brücke.

Freitag, den 16. Dezember 1904. Aus Anlass des bevorstehenden Weihnachtsfestes hatte Herr Direktorialassistent Dr. Brunner aus der Kgl. Sammlung für Volkskunde eine Anzahl Gegenstände ausgestellt, die zu dem Feste Beziehung haben. In sehr verschiedenen Formen ist der hl. Nikolaus dargestellt; eine Figur vom Niederrhein zeigt ihn auf einem Schimmel reitend, worin sich eine seltsame Verquickung germanischen Volksglaubens mit der christlichen Legende ausspricht. Ebenfalls vom Niederrhein stammten zwei kleine Holzschuhe, wie sie von den Kindern abends mit Futter für den Schimmel des Heiligen vor die Tür gestellt werden. Auch der struppige Gefährte des Nikolaus, in Süddeutschland Krampus oder Schmutzi genannt, war in mehreren drastischen Darstellungen vertreten. Daneben interessierten mehrere Nussknacker in Hebel- und Schraubenkonstruktion, die meist in grotesken Tier- oder Menschenformen ausgeführt waren, sowie zwei kunstvoll verzierte Wachsstöcke aus Bayern. — Darauf sprach Herr Oberlehrer Dr. E. Samter über Hochzeitsgebräuche. An einen früheren Vortrag (oben 13, 127 f.) anknüpfend führte er aus, dass die Hochzeitsgebräuche ebenso wie die Totengebräuche als Sühnezereimonien aufzufassen seien. Die Hausgötter schützen zunächst nur die wirklichen Angehörigen des Hausstandes. Deshalb sucht die Braut beim Verlassen des Elternhauses dessen Hausgötter zu versöhnen und gleichzeitig durch eine weitere Zeremonie sich die Gunst der Götter ihres neuen Hausstandes zu sichern. Auch den Seelen der verstorbenen Anverwandten werden bei der Hochzeitsfeier Sühnopfer dargebracht. Die Geister der Verstorbenen haben nach dem allgemeinen Volksglauben Macht, das Land wie die Ehe mit Unfruchtbarkeit zu schlagen. Indem die Braut ihnen Opfer darbringt, sucht sie also der Verhinderung des Kindersegens durch die Seelen der Abgeschiedenen vorzubeugen. Die Opfergaben bestanden im alten Rom aus einer Wollbinde, mit der die Braut die Tür ihres neuen Heims bekränzte, sowie in Blut, Öl oder Fett, mit dem sie die Türpfosten bestrich. Der gleiche Sinn liegt dem noch heute in der französischen Schweiz geübten Brauche zugrunde, dass die Braut die Schwelle des Bräutigams mit Öl abreibt. Eine dritte Gruppe von Gebräuchen hat den Zweck, die übelwollenden Geister aus der Nähe der Neuvermählten durch lautes Geräusch zu verschrecken. Das Hochzeitschiessen im Sauerland und der Polterabend sind die letzten Überreste dieser alten Sitte. An der dem Vortrage folgenden lebhaften Besprechung beteiligten sich besonders die Herren Dr. E. Goldmann, Dr. Minden, Prof. Bolte, Dr. Hahn, Maler Ludwig und Maurer. — Zum Schluss legte Herr Dr. E. Hahn mehrere russische Gebäckbrote vor. — Der bisherige Vorstand wurde durch Zuruf für das neue Jahr wiedergewählt.

O. Ebermann und G. Minden.

Die nächsten Hefte werden u. a. bringen: A. Andrä, Hausinschriften aus Goslar; J. Bolte, Das Märchen von den Tieren auf der Wanderschaft; Die Erzählung von der, erweckten Scheintoten; H. Carstens, Volksglauben aus Schleswig-Holstein; R. Croon, Grussesweisen im russischen Dorfe; E. Hermann, Der Siebensprung; M. Höfler, Aus dem Cleveschen; R. F. Kaindl, Deutsche Lieder aus der Bukowina; O. Knoop, Sagen aus Kujawien; R. Loewe, Rübzahl's Wagenspuren; R. Mielke, Alte Bauüberlieferungen III; C. Müller, Parodistische Volksreime; O. Schell, Das Salz im Volksglauben; O. Schütte, Eine Hochzeitsbitterrede; Hornsignale und Glockensprache; P. Toldo, Aus alten Novellen und Legenden, Forts.: C. Wendeler, Bilderbogen des 17. Jahrhunderts, Forts.: zusammenhängende Berichte über deutsche und orientalische Volkskunde.

Neue Erscheinungen.

- Anzeiger des Germanischen Nationalmuseums 1904, 3 (Juli-Sept.). Nürnberg 1904.
- Archiv für Religionswissenschaft, herausgegeben von A. Dieterich und Th. Achelis, 8, 1. Leipzig, Teubner 1904.
- Das deutsche Volkslied, Zeitschrift für seine Kenntnis und Pflege, unter der Leitung von Dr. J. Pommer, H. Frauengruber und K. Kronfuss hsg. von dem Deutschen Volksgesang-Vereine in Wien, 6, 9—10. Wien, A. Hölder, 1904.
- Deutsche Volkskunde aus dem östlichen Böhmen, von E. Langer 4, 3. Braunau i. B. 1904.
- Hessische Blätter für Volkskunde, hsg. von A. Strack, 3, 2—3. Leipzig, Teubner 1904.
- Korrespondenzblatt des Vereins für siebenbürgische Landeskunde, redigiert von Adolf Schullerus, 27, 10—12 (Okt.-Dez. 1904). Hermannstadt, W. Krafft.
- Mitteilungen und Umfragen zur bayerischen Volkskunde, hsg. von J. Schmidkontz, 10, 4. Augsburg, F. Bruckmann 1904.
- Mitteilungen der Gesellschaft für jüdische Volkskunde, hsg. von M. Grunwald, Heft 14. Hamburg 1904.
- Mitteilungen des Vereins für sächsische Volkskunde, hsg. von E. Mogk und H. Stumme, 3, 8. Dresden, Hansa 1904.
- Mitteilungen der Schlesischen Gesellschaft für Volkskunde, hsg. von Th. Siebs, Heft 12. Breslau 1904.
- Mitteilungen der Gesellschaft für Salzburger Landeskunde, red. von H. Widmann, 44. Salzburg 1904.
- Volkstun und Volkskunde, Monatsschrift des Vereins für Volkskunst und Volkskunde in München, Schriftleitung F. Zell, 2, 11—12. München, Süddeutsche Verlagsanstalt 1904.
- Zeitschrift für deutsche Philologie, hsg. von H. Gering und F. Kauffmann 37, 1. Halle, Waisenhaus 1905.
- Zeitschrift für Ethnologie, Organ der Berliner Gesellschaft für Anthropologie, Ethnologie und Urgeschichte, 36, 5. Berlin, A. Asher & Co. 1904.
- Zeitschrift des Ferdinandeums für Tirol und Vorarlberg, 3. Folge, 48. Heft. Innsbruck, Selbstverlag 1904.
- Zeitschrift für hochdeutsche Mundarten, herausg. von O. Heilig und Ph. Lenz, 5, 6. Heidelberg, C. Winter 1904.
- Zeitschrift für österreichische Volkskunde, redigiert von M. Haberlandt, 10, 4—5. Wien, Gerold & Co. 1904.
- Zeitschrift des Vereins für rheinische und westfälische Volkskunde, hsg. von K. Prümer, P. Sartori, O. Schell und K. Wehrhan, 1, 4. Elberfeld, Baedeker 1904.
- Antikvarisk Tidskrift för Sverige, utgifven genom H. Hildebrand, 17, 2—3. Stockholm, Wahlström & Widstrand 1904.
- Archivio per lo studio delle tradizioni popolari, dir. da G. Pitre e S. Salomone-Marino, 22, 2. Torino, C. Clausen 1904.
- Český lid, sborník věnovaný studiu lidu českého, red. Č. Zíbrt, 14, 1—4. Prag, F. Šimáček 1904—1905.
- Danske Studier, udgivne af M. Kristensen og A. Olrik 1, 4. Kopenhagen, Schubothe 1904.
- Ethnographia, a magyar néprajzi társaság értesítője, szerk. B. Munkácsi és G. Sebestyén, 15, 8—9. Budapest 1904.
- Journal of american folk-lore, editor A. F. Chamberlain, Vol. 17 (Juli-Sept. 1904) No. 66. Boston & New York, Houghton, Mifflin & Co.
- Lud, Organ towarzystwa ludoznawczego we Lwowie, red. K. Potkański & S. Udziela, 10, 3. Lemberg 1904.

- Revue des traditions populaires, recueil mensuel de mythologie, littérature orale, ethnographie traditionnelle et art populaire [Red. Paul Sébillot]. 19, 10—12. Paris, E. Lechevalier, E. Leroux et E. Guilmoto 1904.
- Revista Lusitana, archivo de estudos philologicos e ethnologicos relativos a Portugal, dirigido por J. Leite de Vasconcellos 8, 2. Lisboa, Antiga casa Bertrand 1904.
- Romania, recueil trimestriel consacré à l'étude des langues et des littératures romanes, publié par P. Meyer et A. Thomas 33, 4 (No. 132). Paris, E. Bouillon 1904.
- Wallonia, archives wallones historiques, littéraires et artistiques: dir. O. Colson. 12, 10—12. Liège 1904.
- Wiśła, miesięcznik z rysunkami, poświęcony krajoznawstwu i ludoznawstwu, red. E. Majewski, 18, 5—6. Warszawa 1904.

Mitteilung an unsre Mitglieder.

Unsre verehrlichen Mitglieder machen wir darauf aufmerksam, dass die vortreffliche Zeitschriftenschau, die der Verein für hessische Volkskunde als Beilage zu seiner Zeitschrift herausgibt und die er zu einer volkscundlichen Bibliographie zu erweitern gedenkt, durch uns zu dem ermässigten Preise von 2 Mark pro Jahr bezogen werden kann. Bestellungen bitten wir an Herrn Professor Dr. M. Roediger (Berlin SW., Wilhelmstrasse 140) zu richten.

Der Vorstand des Berliner Vereins für Volkskunde.

Jahresbeitrag der Mitglieder.

Wir bitten die Bemerkung unten auf der zweiten Seite des Umschlags zu beachten.

Verlag von A. Asher & Co. in Berlin.

Die altgermanische Tierornamentik.

Typologische Studie
über germanische Metallgegenstände aus dem
IV. bis IX. Jahrhundert

VON

Dr. Bernhard Salin.

Aus dem schwedischen Manuskript übersetzt

VON

J. Mestorf.

Ein Band 4°, etwa 400 Seiten, mit über 1000 Textabbildungen.

Preis 30 Mark.

Ein ausführlicher Prospekt steht auf Verlangen kostenfrei zur

Verfügung.
